Verbundkatalog Kalliope

Der Wendepunkt. Ein Rückblick auf vier Jahrzehnte.

Mann, Klaus

Cannes, Nachbemerkung Cannes April 1949.

Nutzungsbedingungen
Bei zahlreichen Dokumenten auf monacensia-digital.de sind die Urheberrechte bereits abgelaufen. Sie sind gemeinfrei und dürfen ohne weitere Rücksprache mit der Monacensia weiterverwendet werden.
Bei den Dokumenten, bei denen noch Urheberrechte bestehen, müssen für eine Weiterverwendung stets die Rechteinhaber*innen angefragt werden sowie eine Publikationsgenehmigung der Monacensia eingeholt werden. Das Zitatrecht bleibt hiervon unberührt.
Zur Erteilung einer Publikationserlaubnis wenden Sie sich bitte an:

Monacensia im Hildebrandhaus
Literaturarchiv
Adresse: Maria-Theresia-Straße 23, 81675 München
E-Mail: monacensia.literaturarchiv@muenchen.de

Terms of use
The copyrights for numerous documents on monacensia-digital.de have already expired. They are in the public domain and may be reused without further consultation with Monacensia. In the case of documents for which copyrights still exist, the copyright holders must always be contacted for further use and publication permission must be obtained from the Monacensia. The right to quote under copyright law remains unaffected by this. To obtain permission for publication, please contact:

Monacensia im Hildebrandhaus:
Literaturarchiv
Address: Maria-Theresia-Straße 23, 81675 München
E-Mail: monacensia.literaturarchiv@muenchen.de

Visual Library

„SIMPLEX" Brief- en Acte-Rangschikker

"DER WENDEPUNKT"

DER WENDEPUNKT

Ein Rückblick auf
vier Jahrzehnte

*

Fünftes Kapitel

D e r f r o m m e T a n z
(1924-1927)

Der Spuk der Inflation war vorüber; man hatte sich wieder dem Alltag bescheidener Zahlen und bescheidener Lebensverhältnisse anzupassen. Eine Stimmung von Ernüchterung und Katzenjammer lag in der Luft, zugleich aber gab es doch auch etwas wie eine vernünftig-massvolle Zuversicht, ein Gefühl von Neubeginn, neuer Pflicht, neuer Chance. Die überstandene Schreckenserfahrung hatte den Effekt einer Schock-Kur. Nach so grausamem Eingriff fühlt der Patient sich reduziert und zittrig, aber auch erleichtert und erfrischt.

Das deutsche Volk wusste nun doch, woran es war. Man hatte gar nichts mehr -- keinen Kaiser, kein Geld, kein Elsass, keine Flotte, keine Kolonien. Bei so allgemeinem Ausverkauf war man immerhin auch manchen Ballast losgeworden -- zum Beispiel, die Illusionen. Wer frei von Illusionen ist und arbeiten will, der hat nicht alles verloren. Er darf der Zukunft mit nüchtern-realistischem Selbstgefühl ins Auge sehen.

Gerade dieser Geist -- der Geist illusionslosen guten Willens und und redlicher Schaffensfreude -- kam, so mich die Erinnerung nicht täuscht, im Deutschland jener Tage nicht ganz selten vor.

Ein achtzehnjähriger junger Deutscher wollte damals eine literarische Laufbahn beginnen. Wie stellte er das an?

Da er der Sohn eines bekannten Schriftstellers war, so verfügte er natürlich über gewisse Beziehungen -- deren er sich aber, aus Stolz und Eigensinn, zunächst nicht bedienen wollte. Sein Name blieb ungenannt, als zum ersten Mal einige seiner Manuskripte -- drei kurze Studien über Rimbaud, Huysmans und Georg Trakl -- einer anspruchsvollen

literarischen Revue, der Berliner "Weltbühne", angeboten wurden. Der Herausgeber dieser Zeitschrift, Siegfried Jacobsohn, gehörte zu den meist-gehassten, meist-bewunderten und meist-diskutierten Figuren des geistig-politischen Deutschland; der kleine Mann -- ich erinnere mich seiner als eines behenden Gnomen -- verfügte über grosse Energien, grossen Witz und grosse Zivilcourage. Überraschenderweise fand er in den lyrisch-analytischen Skizzen des anonymen Anfängers irgendetwas, das ihn aufhorchen liess. Er akzeptierte die drei Manuskripte. Leider bekam er bald heraus, wer ich war, und bestand darauf, die Essays unter meinem Namen zu veröffentlichen -- was für die "Weltbühne" eine kleine Sensation bedeutete, für mich aber wahrscheinlich den entscheidenden Fehler meiner jungen Karriere. Denn von nun an war ich in den Augen einer "literarischen Welt", die in Deutschland noch etwas hämischer und eifersüchtiger ist als anderswo, der naseweise Sohn eines berühmten Vaters, der sich nicht entblödet, den Vorteil seiner Geburt geschäftstüchtig und erklamesüchtig auszunutzen.

Wäre ich weniger jung und blöd gewesen, ich hätte mehr Zurückhaltung geübt. Alles schien so leicht und glatt zu gehen -- wie im Spiel, wie im Traum: es war erstaunlich und belustigend. Was immer ich zu bieten haben mochte, man nahm es mir ab, man fand es interessant. Die feinsten Blätter und Revuen druckten meine Kurzgeschichten, Plaudereien und Betrachtungen: ich erschien in der ehrwürdigen "Vossischen Zeitung", im "Simplicissimus", in S. Fischers wählerischer "Neuen Rundschau". Etwas Geld kam ein -- wer hätte das gedacht? Plötzlich hatte ich die Mittel, um mich von Heidelberg nach Frankfurt zu begeben, von Frankfurt nach Berlin, von dort zurück nach Heidelberg, wo es mich indessen nicht mehr lange hielt: bald war ich wieder an meinem geliebten Kurfürstendamm.

Dort etablierte ich mich in einem ziemlich teuren Hotel und beschloss, ein Buch zu schreiben -- oder vielmehr, eine Kollektion

meiner Skizzen und Erzählungen in Buchform zu präsentieren. Es fehlt mir nur noch ein Stück, um den Band abzurunden. Die meisten meiner novel=listischen Versuche befassten sich mit Typen und Problemen meiner eigenen Generation -- gleich die erste Geschichte, betitelt "Die Jungen", schil=derte die wunderlichen Verhältnisse in der Bergschule Hochwaldhausen mit nicht gerade diskreter Deutlichkeit --; aber Stil und Stimmung des Ganzen hatten doch den Einschlag ins Romantisch-Märchenhafte. Es war dieser Ton -- die mystisch-erotische, schwermütig-lasziv Melodie --, den ich im Finale noch einmal akzentuieren und möglichst voll erklingen lassen wollte. Das romantische Thema, der romantische Held, nach dem ich suchte, fand sich beinah von selbst --: Kaspar Hauser.

Die Figur des geheimnisvollen Findlings hatte mich lang beschäftigt und gereizt. "Le pauvre Gaspard", wie Verlaine ihn in einem Gedicht von innig-suggestiver Schlichtheit nannte, bedeutete mir den Inbegriff welt=fremder Unschuld, adliger Melancholie. Nach stummer und dunkler Kindheit im Höhlenversteck tritt der Sechzehnjährige ans Licht -- scheu und schweigend (er hat noch nicht sprechen, noch nicht lügen gelernt), von rührender Anmut bei aller Ungelenkheit, noch völlig rein, noch [illegible] nicht befleckt vom Schmutze einer Welt, die sich seiner entledigen wollte und ihn vernichten wird. Ist er wirklich der Prinz aus regierendem Hause, den ruchlose Verwandte in der Wildnis ausgesetzt haben? Manche halten ihn für einen Betrüger oder einen Geisteskranken. Er stirbt -- von unbekannten Mördern erdolcht --, sein Geheimnis bleibt ungeklärt. Er lebt -- als Legende, als poetisches Symbol --, gerade weil sein Rätsel keine Lösung findet. Er ist der Jüngling, der aus der Höhle tritt -- lallenden Mundes und reinen Blickes, namenlos, heimatlos, sprachlos, vornehm wie ein Tier, wie ein Prinz. Er ist der Fremde.

Und so zog ich mich denn vom lockenden Betrieb des Kurfürstendamms in meine luxuriöse Klause zurück (mit eigenem Bad und unbezahlter Rechnung),

um mich unverweilt an die Arbeit zu machen. Ein Zyklus von "Kaspar-Hauser-Legenden" -- das würde meinem "Opus I" den stilvollen Abschluss geben! Während draussen, vor meinem Fenster, die Trambahnen klingelten und die Zeitungsverkäufer mit monotoner Insistenz ihre Litanei wiederholten ("B.Z. am Mittag! B.Z.!"), sass ich an meinem wackeligen Hotelschreibtisch und kritzelte (ich hatte damals noch keine Schreibmaschine) emsig vor mich hin. Mein Freund Kaspar Hauser erschien mir im Zwiegespräch mit der reisenden Hure (sie will ihn in ihrer stattlichen Kalesche mitnehmen, aber er lehnt spröde ab), in Gesellschaft des fremden kleinen Mädchens (eine schnippische Miniatur-Sybille, der ich die Züge meiner Freundin Ursula Pia gab), im intimen Rendezvous mit einem hübschen Toten (wobei es nicht ganz ohne leichenschänderische Nuance abging) und in anderen piquanten Kombinationen.

Und so war es denn geschafft: mein erstes Buch lag vor mir, fix und fertig -- wenn auch vorläufig noch ungedruckt. Die Widmung -- "meiner Schwester Erika" -- stand lange fest. Auch für einen Titel hatte ich mich schon entschieden: "Vor dem Leben" -- womit ich eingestand, dass mein Leben eigentlich noch nicht begonnen hatte: ich stand noch "davor" -- voll naschhafter Neugier, aber auch voll [redacted] Ehrfurcht angesichts seiner Drohung, seines Versprechens, seiner unendlichen Möglichkeiten...

Ein unternehmungslustiger junger Verleger in Hamburg, Kurt Enoch, erklärte sich bereit, den Band herauszubringen. Ich zeichnete einen Vertrag, mit Optionsklausel, Vorschuss und allem Zubehör. Stand ich wirklich noch vor dem Leben? Man zögert, ziert sich, wartet, träumt -- und plötzlich ist man mitten drin, ein "gemachter Mann" sozusagen... "How curious! How real!" Das Gefühl freudig-beklommenen Erstaunens, das Walt Whitman in diesen Ausruf legte, war sehr stark in mir, da ich mich nun anschickte, mit dem Leben ernst zu machen. Wie seltsam es war! Wie wirklich!

Ja, da hatte ich nun also einen Beruf oder doch eine Stellung -- als dritter Theaterkritiker bei einer nicht ~~sehr~~ eben sehr distingierten, aber

vielgelesenen Berliner Zeitung, dem "Zwölfuhrmittagsblatt". Natürlich waren es nicht gerade die grossen Premieren bei Max Reinhardt oder im Staatstheater, über die man mich schreiben liess; ich musste mich mit Veranstaltungen weniger erlauchten Ranges begnügen. Aber das Berliner Theater stand damals im Allgemeinen auf einem so hohen Niveau, dass sogar zweit- und drittklassige Aufführungen sich sehen lassen konnten. Wo das Beste wahrhaft vorzüglich ist, muss auch das Mittelmässige mindestens leidlich sein.

Übrigens hätte mir mein neues Amt Spass gemacht, selbst wenn alle Bühnen der Reichshauptstadt letzte Schmiere gewesen wären. Mochte das Stück, das ich zu kritisieren hatte, noch so dumm und phantasielos sein -- die Tatsache, dass ich, der Achtzehnjährige, als seriöser Kritiker im Parkett sitzen durfte, war an sich amüsant und phantastisch genug. Mochten die Schauspieler dort droben es an Intensität und Konzentration fehlen lassen -- ich hatte mich auf meine eigene Rolle zu konzentrieren. Ein Theaterkritiker war ein Mann von Prestige, eine Respektsperson im Theatersüchtigen, Theater-besessenen Berlin der Zwanziger Jahre. Ich gehörte nun also zu dieser noblen Gilde und tauschte nachlässig-joviale Kollegengrüsse mit den Herren Kerr, Pinthus, Monty Jacobs, Herbert Ihering. Was für eine Komödie! Selbst wenn es auf der Bühne nichts zu lachen gab, ich lachte mir doch ins Fäustchen. Heimlich kichernd eilte ich nach der Vorstellung zum Redaktionsbureau, um -- von innerem Lachen geschüttelt -- mein Urteil über die neue Inszenierung des "Prinzen von Homburg" im Steglitzer Schloss=theater oder die neue Revue im Admiralspalast zu Papier zu bringen. Und ein paar Stunden später lasen die geschäftigen Berliner in der Untergrund=bahn, im Café, im Autobus, was der Sachverständige vom "Zwölfuhrmittags=blatt" zu sagen hatte. Diese Erwachsenen! Wie leicht sie sich an der Nase herumführen liessen! Früher hatten wir sie mit trügerischen Telephon=

anrufen mystifiziert; jetzt bediente ich mich anderer Methoden.

Der Sachverständige vom "Zwölfuhrmittagsblatt" konnte beissend sein -- ich erinnere mich zum Beispiel, dass ich den hochbetagten und hochberühmten Charakterspieler Ferdinand von Bonn einmal aus purer Caprice ganz furchtbar heruntermachte --; manchmal aber war er allzu übertrieben gnädig. Besonders wenn es sich um einen gewissen jungen Schauspieler mit attraktiver Boxerphysionomie und metallisch heller Stimme handelte, liess der Sachverständige sich völlig gehen. Der junge Mime -- er hiess Brausewetter -- wurde überall gelobt, aber nirgends so überschwänglich wie im "Zwölfuhrmittagsblatt". Dort ging es hoch her zu seinen Ehren; der achtzehnjährige Kritikus erging sich in Dithyramben.

Wie weit konnte ichs treiben, ohne Anstoss zu erregen? Vielleicht erregte ich Anstoss: es kam mir nicht darauf an. Brausewetters Stimme klang mir angenehm in den Ohren und es drängte mich, meinem Wohlgefallen öffentlich Ausdruck zu geben. Mein drolliges Amt gab mir hierzu die Möglichkeit. Der grosse Jux -- er klappte! Die dummen Erwachsenen in der Untergrundbahn, irgendwo zwischen Zehlendorf und Alexanderplatz, lasen meine kindischen Ergüsse und nickten sich ernsthaft zu: "Der Brausewetter hat wieder eine sehr gute Kritik im 'Zwölfuhrmittagsblatt'. Man sollte ihn sich doch ansehen in der neuen Rolle..."

... Es war ein bewegter Winter -- reich an Arbeit, reich an Hoffnung und Spass. Ich unterhielt mich glänzend in meinem Beruf, und Erika war ebenso begeistert von ihrer Tätigkeit. Sie hatte ein Engagement bei Max Reinhardt; in Nachmittagsvorstellungen und in zweiter Besetzung durfte sie schon grosse Rollen spielen, die meisten Abende der Saison aber verbrachte sie als stumme Hofdame in der glanzvollen Inscenierung von Shaw's Jeanne d'Arc-Tragödie. Es war der grosse Triumph der Elisabeth Bergner, die damals auf dem Höhepunkt ihrer Karriere war. Die Anfängerin fand es belehrend und erregend, das Spiel der gefeierten Kollegin allabendlich

aus so intimer Nähe zu beobachten; bald konnte Erika den reizend manierierten Bergner-Ton so täuschend imitieren, wie ehemals das samtene Organ der Delia Reinhardt und das schrille Plappern der bayrischen Ladnerin.

Pamela, die sich am Stadttheater zu Köln unter der Direktion von Gustav Hartung ihre ersten Lorbeern erspielte, stattete uns zuweilen heftige Visiten ab. Wir logierten alle zusammen in einer schäbig-prunkvollen Flucht von möblierten Stuben in der Uhlandstrasse -- eine typische Berliner Wohnung im schlechtesten Geschmack der Gründerjahre, dabei aber nicht ohne eine gewisse verstaubte Gemütlichkeit. Unsere Wirtin, Frau Schmidt, war ein Juwel; wir nannten sie "Puffmütterchen" und hingen von Herzen an ihr. Ich sehe sie noch vor mir, wie sie hurtig durch die muffig dunklen Zimmer und Korridore ihres Etablissements watschelte -- eine rundliche Alte von überraschender Elastizität und Beweglichkeit, das Haupt geschmückt mit einer Fülle drollig störrischer Löckchen, das kindlich pausbäckige Runzelgesicht immer strahlend, immer animiert. Wenn ihre Wohnung "schlechtestes Berlin" war -- sie selbst, das muntere Mütterchen, war bestes: gutmütig, dabei gewitzt, von humoristischer Derbheit und Verschlagenheit, unsentimental, hilfsbereit, generös. Sie sah uns alles nach, weil sie uns ulkig fand. Wenn unsere Rechnung beunruhigende Dimensionen annahm, mochte sie wohl etwas sorgenvoll werden; aber wir bekamen nie ein ungeduldiges Wort von ihr zu hören. Wir weckten sie um drei Uhr morgens aus dem Schlaf, um eine Mark fünfzig für den Taxichauffeur zu borgen; sie nahm's nicht krumm, sondern lachte mit allen Runzeln: "Diese Kinder! Total meschugge!"

Wir hatten es famos bei unserem Puffmütterchen. Aber als der Winter sich dem Ende zuneigte, begann ich wieder einmal rastlos zu werden. Ich hatte genug Stücke gesehen. Ich wollte selbst eines schreiben. Für ein solches Unternehmen schienen die Bedingungen im Münchener Elternhaus am günstigsten. Ich [illegible] kam beim "Zwölfuhrmittags-

blatt" um einen Urlaub ein.

Wovon sollte es handeln, mein Stück? Natürlich von den Dingen, die mir vertraut waren, die ich liebte. Es würde ein Stück über junge Menschen sein - was denn sonst? Ein Stück über die eigenen Träume und Erinnerungen, die Sehnsüchte und Begierden...

Als Schauplatz für mein empfindsames Drama dachte ich mir ein sonderbares Institut aus -- ein sogenanntes "Erholungsheim für gefallene Kinder", worunter man sich eine Mischung aus Ballettschule und Sanatorium, mit einem Einschlag von Gefängnis, Bordell und Kloster vorzustellen hat. Die patriarchalische Figur, die an der Spitze dieses kuriosen Gemeinwesens steht, trägt unzweideutig die Züge meines Lehrers und Freundes Paulus Geheeb. "Der Alte", mit wallendem Bart und mysteriösem Schmunzeln, weiss alles, sieht alles, versteht alles, spricht [redacted] nur ausnahmsweise. Seine Schutzbefohlenen -- sanfte, fügsame Geschöpfe, die man kaum für "Gefallene" halten würde -- üben sich in frommen Gruppentänzen und Chorgesängen. Bei diesen Exerzitien werden sie überwacht und angeleitet von zwei jungen Mädchen, Anja und Esther, und zwei Jünglingen, Jakob und Kasper, die alle vier ihre Laufbahn als "gefallene Kinder" unter der Obhut des Alten begonnen haben und entschlossen scheinen, den Rest ihres Lebens im "Erholungsheim" zu verbringen. Wie sich beinahe von selbst versteht, herrschen zwischen diesen Vieren Beziehungen höchst tragisch-komplizierter Natur. Die beiden Mädchen haben ein lesbisches Verhältnis, welches aber der dunklen, schwerblütigen Anja viel mehr bedeutet, als der etwas ruchlosen Esther. Jakob, ein gehemmter Melancholiker, betet Anja an, während Kasper (der ein Halbbruder Anjas ist: beide stammen auf irgendeine indirekte, etwas anrüchige Weise vom "Alten" ab) alle und keinen liebt -- soweit er sich überhaupt festlegt, scheint seine Wahl auf einen der [redacted] Zöglinge, den kleinen Gimietto, zu fallen. Dann aber kommt Erik -- wodurch die an sich schon prekäre Situation im

Erholungsheim einfach unhaltbar wird.

Denn Erik ist der Draufgänger und Abenteurer, der von "draussen", aus der bösen, bunten Welt in die klösterlich-schwüle Abgeschiedenheit unserer Tanzschule platzt. Er ist verheerend attraktiv, Erik, der Matrose: Esther fliegt auf ihn. Nun ist kein Halten mehr, die aufgestaute Hysterie explodiert munter drauf los. Esther wird sehr ausfallend gegen Anja, die ihrerseits wortlos leidet. Auch Kaspar ist eher niedergeschlagen, bleibt aber gesprächig und gelassen, zumal ja seine Beziehung zum kleinen Gimietto nicht unmittelbar durch Eriks mörderisches Sexappeal bedroht erscheint. Jakob hingegen verliert völlig die Fassung: er hasst Erik, den er schliesslich sogar mit dem Revolver bedroht. Erik will niemandem wehe tun, kann aber nicht umhin, kraft seines animalischen Charmes allgemein Verwirrung zu stiften. Der Alte schmunzelt, füttert seine Tiere und versteht alles. Die Kinder singen. Schliesslich brennen Esther und Erik miteinander durch -- es musste wohl so kommen. Anja und Kaspar tauschen melancholische Bemerkungen aus, hinsichtlich des menschlichen Schicksals im allgemeinen und unserer Nachkriegsgeneration im besonderen. Jakob krümmt sich irgendwo vor Gram und Hass. Die Kinder singen immer noch. Darüber fällt der Vorhang.

Das Stück schrieb sich fast von selbst, wie unter Diktat. In vierzehn Tagen hatte ich es zu Papier gebracht. Die beiden Titelrollen, Anja und Esther, waren für Erika und Pamela bestimmt; bei der Figur des unwiderstehlichen Erik hatte ich an Brausewetter mit der metallischen Stimme gedacht. Ihm sollte die Buchausgabe des Stückes gewidmet sein.

Ich bestand darauf, das Drama im Familienkreis vorzulesen -- nach dem Abendessen, in Zauberers Arbeitszimmer, wo er selbst uns damals Proben aus dem mählich wachsenden "Zauberberg" zum Besten zu geben pflegte. Ich erinnere mich, dass Frau Hofrat Löhr, unsere Tante Lula -- des Zauberers bürgerlich konventionelle, dabei tragisch problematische Schwester -- der Vorlesung beiwohnte. Nach dem ersten Bild, das auf einer schwebend dunklen

Note sehr à la [redacted] Maeterlinck-Strindberg verhallt, herrschte ein etwas beklommenes Schweigen. Tante Lula -- sehr aufrecht, sehr korrekt, dabei mit fröstelnd zusammengezogenen Schultern, als sei ihr kalt in ihrer Sofaecke -- liess schliesslich ein nervöses Hüsteln hören. "Diese beiden jungen Mädchen," sagte sie mit einem angstvoll besorgten Lächeln, "sie scheinen so sehr... nun, wie drücke ich mich nur aus... so sehr aneinander zu hängen. Warum hängen diese beiden jungen Mädchen so sehr aneinander, lieber Klaus?"

Statt meiner antwortete der Vater. "Nun, dergleichen kommt vor..." Es klang begütigend. "Eine sentimentale Beziehung zwischen Schulfreundinnen -- so ist es wohl zu verstehen, nicht wahr?" --

~~Man stimmte all darin überein~~ Alle gaben zu, dass mein romantisches Stück ganz entschieden "Atmosphäre" habe.

***

Ich fuhr nach Berlin zurück, aber nicht, um mich dort lang aufzuhalten. Sowie ich den ersten Scheck vom Enoch-Verlag in Händen hatte, war meines Bleibens nicht mehr. Reisen! Die Welt sehen!... Ich sehnte mich nach dem Licht anderer Himmel, nach der Melodie fremder Zungen.

Die Fahrt nach England mit W. E. Süskind war seit Monaten verabredet. Er schien mir der ideale Reisegefährte -- erstens weil er fliessend englisch sprach (Süskind hatte D. H. Lawrence und Aldous Huxley im Original gelesen, wozu ich damals keineswegs imstande war); dann aber auch, weil er mein Freund war -- jemand, der unseren Familienjargon, den Kauderwelsch unseres Kreises beherrschte; jemand, mit dem ich lachen und mich freuen und diskutieren konnte.

Welch erregender Moment -- der erste Grenzübertritt! Dies war also das Ausland! Man sprach nicht mehr deutsch... Zunächst war es zwar nur holländisch -- unserer Muttersprach nah verwandt --, was wir um uns herum hörten; aber der vierschrötige Sohn der Niederlande, der uns an der Grenz-

station Kaffee und Kuchen verkaufte, schien uns doch die Verkörperung exotischen Zaubers; wir nannten ihn "Mynheer" -- was er überhaupt nicht komisch fand, während wir unsererseits sehr lachen mussten. Ich erinnere mich, dass Süskind, der mindestens ebenso aufgeregt war wie ich, mit einer seiner fahrig-ausdrucksvollen kleinen Handbewegungen bemerkte: "Raus aus Deutschland! Es ist doch ein Gefängnis -- dort hinter uns... Ein Gefängnis," wiederholte er eigensinnig, "Jedes Vaterland ist wohl eines..."

Acht Jahre später sollte ich Gelegenheit haben, mich dieser Worte zu erinnern und sie ihm in Erinnerung zu rufen. --

London war eine Enttäuschung. Ich sah es nicht; ich war blind. Ich sah das düstere Boarding-House, in dem wir logierten, und ein paar Mumien im Britischen Museum; ich sah lange Reihen von Taxis -- altmodisch hochgebaut und doch überraschend wendig -- und endlose Strassenzüge, Parks, Plätze und Brücken. Aber London sah ich nicht. Ich wartete auf Paris. London war etwas Überwältigendes, Überdimensionales, eine Monstrosität -- erdrückend und verwirrend. Paris -- das noch unbekannte, schon vertraute, schon geliebte Paris auf der anderen Seite des Kanals -- schien mir näher, realer, als London mit seiner kolossalischen Realität. Während ich die Themseufer entlang spazierte, träumte ich mich schon an der Seine. Ich überredete Süskind, unseren Aufenthalt abzukürzen. Wir beschlossen, per Flugzeug nach dem Kontinent zurückzukehren.

Der erste Eindruck von Paris... Aber dergleichen lässt sich wohl nicht beschreiben; es wäre, als ob man versuchen wollte, die erste Begegnung mit dem Menschen zu analysieren, den man lang und leidenschaftlich lieben wird.

Freilich, ich kam nach Paris mit einer Art von vorgefasstem Enthusiasmus -- entschlossen, alles herrlich zu finden. Aber dieses günstige Vorurteil hätte ja in die bitterste Enttäuschung umschlagen können, wenn Paris eben enttäuschend wäre. Indessen fand ich die Wirklichkeit noch

zauberhafter, als ich sie mir in meinen kühnsten Träumen vorgestellt hatte.

Nicht, als ob dieser erste Pariser Aufenthalt reich an sensationellen Erlebnissen gewesen wäre! Ich verliebte mich in eine Stadt -- das ist alles: in eine Stadt mit ihren Gerüchen, Farben und Geräuschen, mit ihren königlichen Perspektiven und stillen Winkeln, mit ihrem Rhythmus, ihrer Melodie, ja, und mit ihrem Licht...

Es war wohl dies vor allem -- das Licht --, was mich von Anfang an kaptivierte. Die Atmosphäre dieser Stadt, der lieblich-diskrete Himmel von Paris scheint durchaus angepasst dem Geschmack, dem Stilgesetz einer reifen und raffinierten Zivilisation. Da haben wir sie -- klug verteilt und doch verschwenderisch ausgeschüttet --: die heiteren Töne des Renoir -- lächelndes Rosa, sattes Blau, leuchtendes Karmesin --; die feierlichen Schatten, die wir aus der klassischen Landschaft des Poussin kennen; die unendliche Skala der Grays, über die Monet mit fürstlicher Nonchalance verfügt; die grellen Farbkontraste, mit denen die Affichen des Toulouse-Lautrec das Boulevard-Publikum in die Theater lockten; das dynamische Schwarz des grossen Géricault, Braque's schöne Brauns und Gelbs, das morbide Blau des frühen Picasso... Welch eine Palette! Welch Fülle koloristischer Effekte, kostbarer Nuancen!

Warum verliebt man sich in diese Stadt Paris? Nun, wegen der Perlmutter-Blässe, die zuweilen die Bäume und Statuen im Luxemburg-Garten verklärt; wegen der heiligen Solidität, mit der Notre Dame in die Erde der Ile de France verwachsen ist; wegen des Arome von Anis, "Vin Rouge" und Coty in den kleinen Bistros, und wegen der rührenden Plüsch-Eleganz, mit der gewisse Restaurants und Cabarets, verblühten Schönen gleich, uns empfangen; wegen des operettenhaften, schäbigen kleinen Lasterbetriebs von Montmartre und den possierlichen Prätentionen von Montparnasse; wegen der Madeleine und der lärmenden Cafés an den "Grands Boulevards", wegen

der reizvoll heiseren Stimmen der Huren und Herzoginnen ("Paris, je t'aime!" krächzt die unverwüstliche Mistingnette), wegen der delizidsen Brioches und des superben "Mousse-au-chocolat" (auch "Crême de Marrons" ist keineswegs zu verachten) und wegen der Champs Elysées; wegen der Kunsthandlungen in der Rue de la Boëtie und der absurden Grossartigkeit des Eiffelturms und der Aussicht von Sacré Coeur; wegen der "Babas-au-rhum" bei Rumpelmeyer, Rue de Rivoli, und wegen des wundervollen Geruches in den "Halles", wo die Früchte und Gemüse am frühen Morgen noch schöner leuchten und duften, als die leuchtenden, duftenden Berge von Rosen, Nelken, Flieder, Hyazinten. Man liebt Paris wegen der schlanken Säule auf der Place Vendôme, wegen der gelb-broschürten Bücher und der vielen Katzen und der vielen Mönche; man liebt es wegen der Bordelle und des Boulevard St. Germain, und wegen der vielen billigen Hotels, und weil überall Wein zum Essen serviert wird - "un petit vin rosé", auch in der billigsten Kneipe. Man kann nicht umhin, es zu lieben; denn alles erinnert an Balzac (wer ist der [redacted] junge Mensch dort drüben an der Bar? Ist sein Name nicht Rastignac?) und an Louis XIV und an Offenbach und an Proust und an das Ballet Russe und an Danton und an Heinrich Heine. Paris ist liebenswert, weil es dort so gut zu essen gibt und weil alle Leute französisch sprechen und wegen der vielen Statuen und Fontänen -- sie sind so dekorativ -- und wegen der vielen Pissoirs -- sie sind so praktisch -- und wegen der Ziehharmonika-Musik in den volkstümlichen Dancings ("passez le money!") und wegen der Bouquinists an den Seine-Quais und wegen des Louvre. Man liebt Paris, weil die Place de la Concorde sich ständig im Kreise dreht -- ein Riesenkarussell, das mit all seinen Monumenten, Fahrrädern, Blumenbeeten und Autobussen um den ägyptischen Obelisken wirbelt.

Darum liebt man Paris -- nicht um der "Abenteuer" willen. Berlin und Shanghai und New York mögen abenteuerliche Städte sein; aber nicht

Paris. Paris ist hochzivilisiert, skeptisch, elegant, ausgeglichen, überhaupt nicht exzentrisch. Das Nachtleben in Cairo, Chicago, Budapest, Neapel ist "abenteuerlich" -- will sagen, schmutzig und kriminell; aber das Pariser Nachtleben ist ein natürlicher und integraler Bestandteil des Pariser Lebens. Gibt es in Paris eine "Unterwelt"? Vielleicht; aber sie spielt keine auffallende Rolle. Jedenfalls würde niemand es sich einfallen lassen, eine brave Postituierte oder ihren emsigen Zuhälter zur "Unterwelt" zu rechnen. Die Sphäre des Geschlechtlichen, mit all ihren Aspekten und noch in ihren ausgefallensten Manifestationen, wird in dieser Stadt mit einer Mischung aus heiterem Realismus und fast religiöser Andacht behandelt, die für das Verhältnis jeder reifen Zivilisation zum Eros charakteristisch ist.

Wer Abenteuer in Paris sucht, wird enttäuscht sein. Aber mir war es nicht um Abenteuer zu tun. Ich wollte mich nicht in Paris amüsieren; ich wollte in Paris <u>leben</u>. Deshalb gab es keine Enttäuschung für mich. Niemand, der in Paris <u>leben</u> will, wird je enttäuscht sein.

Silbind kehrte nach München zurück, genau an dem Tag, der für das Ende unserer Reise ursprünglich festgesetzt worden war. Er war ein ordentlicher junger Mann -- im Gegensatz zu mir. Ich blieb in Paris -- ganz allein; oder vielmehr, ich fand neue Gesellschaft. Der ältere Freund, in dessen Begleitung ich mich nun befand, lud mich zu einer Mittelmeer-Reise ein.

Nach dem perlgrauen Dunst, der über der Pariser Landschaft liegt -- die grelle Scenerie von Marseille! Wenn Paris durch seine raffinierte Diskretion bezaubert -- Marseille frappiert durch die Heftigkeit seiner Farben, seiner Gerüche, seines Temperaments. Marseille glitzert, prahlt, stinkt, kreischt, gestikuliert. Sogar die goldene Madonna, grossmütige Beschützerin der Matrosen und Huren, funkelt mit fast zornigem Eifer von ihrem felsigen Aussichtsposten. Welch wütender Betrieb auf der "Cannebière"! Die Hauptstrasse von Marseille -- charmante Travestie der Pariser Boulevards --

scheint sich durch ständiges Toben als wirklich grossstädtische Avenue beweisen und behaupten zu wollen. Man schlendert an den aufgeputzten Cafés der "Cannebière" vorbei -- gleich wird man den Alten Hafen erreicht haben. Da ist sie ja, unsere reizende "Place du Vieux Port" -- grell beglänzt von Sonnenlicht! Das blaue Meer mit seinen Segelbooten, Muscheln, Algen, Matrosen reicht in die Stadt hinein: die Stadt gehört dem Meere.

Wollen wir uns schon einschiffen auf einer dieser Yachten? Nein, wir haben das "Quartier reservé" noch nicht gesehen. Wenden wir uns nach rechts! Verirren wir uns in diesem Labyrinth enger, stinkender Gassen! Hier para= diert, lockt, grinst und winselt das Laster "en gros", mit schamlos nackter Aufdringlichkeit und Habsucht; es ist der groteske Ausverkauf der Liebe, die primitive Massenorgie, halb Kolossal-Bordell, halb Lunapark.

Die verführlichen Reize der Hafenstadt -- schon durchtränkt vom Aroma der arabischen Küsten -- machten mir Lust nach den Wundern Nordafrikas. Wir nahmen das nächste Schiff nach Tunis, um von dort aus weiter ins In= nere des Landes vorzudringen. Ich sah die Sahara und fand sie noch schöner und noch schrecklicher, als selbst den Ozean und die Gletscher; kein Hoch= gebirgspanorama, kein bewegtes Meer hat die schaurig elementare Grösse dieser unendlich hingebreiteten, ungeformten, unbelebten Fläche -- dieser ausgedörrten Urlandschaft und nach-sintflutlichen Todesidylle.

Wir besuchten die Oasenstädte Biscra und Cairouan; wir kehrten nach Tunis zurück und verweilten uns dort. Ich fand es gar zu schön: ich konnte mich nicht trennen.

So stark, von so nachhaltigem Zauber war dieser erste Eindruck, den ich von der Welt des Orients empfing, dass noch heute der Begriff des Exotischen und Märchenhaften in meiner Phantasie fast gleichbedeutend ist mit der Landschaft und Atmosphäre der nordafrikanischen Küste. Ich denke das Wort "Tausend-und-eine Nacht" -- uralte, magische Beschwörungsformel -- und alles steigt wieder auf, was mich damals entzückte: die Moscheen mit ihren zu=

gleich massiven und eleganten Kuppeln; der wilde Bettelitanz der dunkelhäutigen Kinder; der drohende und doch verheissungsvolle Blick, mit dem die verhüllten Frauen, über ihr schwarzes Gesichtstuch hinweg, den Fremden prüfen; das dummstolz wiegende Schreiten der Kamele -- eines von ihnen trug mich in die Wüste hinaus, so majestätisch-schwankenden Ganges, dass ich beinah seekrank geworden wäre --; das lärmende Gewimmel in den schattigen Bazar-Gassen, den "Souks", wo der bunte Krem die höhlenhaft engen Läden zu sprengen scheint und sich in üppigem Durcheinander auf das Pflaster ergiesst. Es ergötzte mich, von dem verdächtigsten Konfekt zu naschen -- giftgrüne Zuckerstangen, zähes Mandelgebäck --, die seidigen Gewebe zu betasten, mir aus dem Wust der ledernen Portefeuilles und Pantoffel die farbenprächtigsten und feinsten auszusuchen. Mit welcher Wollust schnupperte ich die schweren, süssen Düfte -- Moschus und Rosenöl! Und wie drollig die bärtigen Verkäufer waren mit ihrer heiseren Eloquenz, ihren beschwörenden Gesten, dem Derwisch-Geheul ihrer Flüche und Schwüre! Sie kamen sich so sehr gerissen vor -- ja, sie spielten wohl, bewusst oder unbewusst, die Rolle des orientalischen Händlers, dessen Abgefeimtheit sogar der Teufel nicht gewachsen ist -- , und waren am Schluss doch immer die Düpierten. Denn ich freute mich an ihrem listigen Getue wie an einem Vaudeville-Akt, schlürfte wohl auch ein Tässchen oder zwei von dem seimig-aromatischen Getränk, das man dort "Café Turque" nennt -- bis ich plötzlich mit heiterem Erstaunen bemerkte, dass ich leider überhaupt kein Geld zu mir gesteckt hatte...

Ich blieb in Tunis, so lange der ältere Freund irgend zahlen wollte -- und sogar etwas länger. Als es sein musste, schiffte ich mich widerwillig nach Palermo ein.

Italien liess mich gleichgültig, unbefriedigt. In Sizilien sehnte ich mich nach den Sahara-Oasen. Der Schmutz von Neapel schien mir prosaisch und deprimierend -- sehr im Gegensatz zu dem poetischen Dreck der "Tau-

send-und-eine-Nacht"-Sphäre, aus der ich kam. In Biscra hätte ich die Gegenwart von Klapperschlangen oder kleinen Schakalen in meiner Stube als ganz gemütlich empfunden; in Neapel verdross es mich, dass es in unserem "Albergo" Wanzen gab. Zwar war ich immer noch unternehmungslustig genug, mich von einem verdächtigen Individuum in eine "Maison-de-rendezvous" locken zu lassen -- wo ich denn auch, wie es sich gehört, völlig ausgeplündert und übrigens beinah ermordet wurde; aber sogar dieser Zwischenfall machte mir keinen Spass, obwohl er doch unleugbar den Charakter eines "Abenteuers" hatte.

Auch die Ewige Stadt liess mich kalt. Viel später -- ~~vier~~ zwanzig Jahre später!-- sollte ich Rom kennen und lieben lernen; aber damals irritierte es mich mit seinem Pomp, seiner Schwere, seiner ambitiösen Grandezza.

Wie erklärt sich solcher Mangel an Empfänglichkeit bei einem sonst aufmerksamen und aufnahmebereiten jungen Reisenden?

Teilweise war meine Antipathie gegen Italien wohl einfach eine Reaktion gegen den sentimental-pedantischen Kult, der vom deutschen Oberlehrer und Bildungsphilister gerade mit diesem Land stets getrieben wurde. Der deutsche Oberlehrer war gegen Frankreich, aus patriotischen Gründen; Nordafrika kannte er nicht, hielt es wohl auch kaum für kennenswert -- die "Denkmale klassischer Kunst", die sich dort finden mochten, waren nicht erster Klasse, und die "fremdrassigen" Araber kamen schliesslich als "Kulturvolk" nicht in Frage... Nach Italien aber unternahm man ernste Studienfahrten und heitere Hochzeitsreisen; jeder Deutsche, der auf sich hielt, musste die Piazza San Marco von Venedig, den Schiefen Turm von Pisa, die Uffizien von Florenz, das Kolosseum, die Sixtinische Kapelle, den Vesuv und die Blaue Grotte gesehen haben. Der konventionelle Enthusiasmus der Spiesser verleidete mir das Land.

Hinzu aber kam noch etwas anderes -- ein Phänomen übrigens, durch welches die Italien-Liebe der teutonischen Bourgeoisie noch gesteigert

wurde --: der Fascismus. Ich hasste ihn damals, im Jahre 1925, wie ich ihn heute hasse -- nur, dass zu jener Zeit meine Aversion durchaus instinktiver oder emotioneller Natur war, ohne jede intellektuelle Grundlage. Noch fehlte mir jede Vorstellung von den infernalischen Methoden und Konsequenzen der fascistischen Diktatur; aber ich hatte doch genug Geschmack und Sensibilität, um an den prahlerischen Gesten, der grosstuerischen Brutalität des fascistischen Stils Anstoss zu nehmen. Die herrlichsten Renaissance- und Baroque-Paläste verloren ihre Attraktion für mich, wenn ein Paar von arroganten Schwarzhemden vor ihnen Patrouille stand; die edelsten Fassaden schienen mir entstellt durch die pseudo-cäsarische Fratze des "Duce"; der Fascismus mit seinem klirrenden Aufgebot an Paraden und Festen, mit seiner falschen "Ordnung", seinem falschen "Tempo" verzerrte, pervertierte den natürlichen Rhythmus des italienischen Lebens.

Wie hätte ich Italien lieben sollen? Ich kannte es nur im Zustand der Entartung. Das Italien Mussolinis war nicht liebenswert. Da ging es bei uns, im republikanischen Deutschland, doch vergleichsweise demokratisch und friedliebend zu...

War dem wirklich so? Gab es nicht beängstigende Zeichen und Symptome auch nördlich der Alpen, wo ich mich nun wieder befand? Fiel mir nichts auf? Wollte ich nichts bemerken?

Allerlei war passiert in der lieben Heimat, während ich mich draussen herumtrieb. General-Feldmarschall von Hindenburg, der dickschädelige Sieger von Tannenberg, war zum Präsidenten der Republik gewählt worden, als Nachfolger des verstorbenen Friedrich Ebert -- eine entschieden alarmierende Neuigkeit. Ich war denn auch ein wenig alarmiert. Nicht, als ob politische Ereignisse mich damals im Allgemeinen viel beschäftigt hätten! Aber die Sache mit Hindenburg ging doch ein bisschen weit. Ein seniler Militarist und Analphabet als Haupt der Republik von Weimar? Es gefiel mir nicht. Hätte ich nicht vielleicht doch in Deutschland sein sollen, [redacted]

am Tag der Wahl? Ich spürte etwas wie Gewissensbisse. Nun war meine Stimme dem relativ liberalen, relativ intelligenten Kandidaten verloren gegangen, und der preussische Junker hatte es geschafft...

Indessen gab es andere Eindrücke, die mich meine Besorgnisse nur zu bald wieder vergessen liessen. Viel aufregender und bedeutungsvoller als die Präsidentenwahl war, zum Beispiel, die [redacted] Publikation meiner beiden ersten Bücher: der Novellenband "Vor dem Leben" und mein romantisches Stück "Anja und Esther" empfingen mich bei der Heimkehr -- zwei sehr artige Kinder, säuberlich gedruckt und fein ausgestattet. Mit welch stolzem Vaterglück ich sie beroch, betastete, liebkoste! Und auf meinem Schreibtisch -- freudigste Überraschung! -- häuften sich schon die Briefe und Zeitungsausschnitte. Die ersten Kritiken -- welche Sensation! (Die meisten von ihnen waren dumm, viele gehässig -- aber was tut's?) Die ersten Botschaften von unbekannten Lesern und berühmten Kollegen! Ich genoss jedes Wort als ein Zeichen beginnenden Erfolges, als Verheissung künftiger Triumphe.

Die schönste Ermutigung kam mir von Stefan Zweig, den ich [redacted] damals kaum persönlich kannte. Der unermüdliche Entdecker und Förderer junger Talente fand den Ton, der mir zum Herzen sprach: "Nur so weitergemacht, lieber Freund! Manche mögen geneigt sein, Sie als den Sohn des berühmten Vaters abzutun. Kümmern Sie sich nicht um solches Vorurteil! Arbeiten Sie! Sagen Sie, was Sie zu sagen haben -- es ist eine ganze Menge, wenn mich nicht alles täuscht... Ich erwarte mir viel von Ihnen. Schreiben Sie ein neues Buch! Und denken Sie an mich bei der Arbeit -- an die Hoffnung, die ich für Sie habe; an das Vertrauen, das ich Ihnen entgegenbringe!"

Ich dachte an ihn. Und es half.

Es waren nicht nur französische Bücher und arabische Kuriositäten, was ich von der Reise mitgebracht hatte; in meinem Koffer gab es auch ein

stattliches Bündel hastig beschriebener Blätter: die ersten Notizen zu meinem ersten Roman. Ja, diesmal sollte es ein ausgewachsener Roman werden; ich hielt den Augenblick für gekommen, die komplette Beichte abzulegen, mir alles vom Herzen zu schreiben. Es drängte mich, der Welt ausführlich Mitteilung zu machen von all dem Schweren und Schönen, das mir widerfahren war und täglich widerfuhr; mein Ehrgeiz war, die Wirrnisse und Seligkeiten eines jungen Lebens, ja, die Unruhe einer ganzen Generation erzählerisch zu gestalten.

Das Leben, wie ich es damals kannte und verstand, war vor allem dies: schweifende Unrast, Suchen, unstillbare Sehnsucht des Herzens, kurzes sinnliches Glück. Eine Jugend, die über moralische Vorurteile ebenso erhaben ist wie über soziale Bindungen und politischen Dogmen, geniesst und erleidet das irdische Dasein als ein farbig bewegtes Mysterium, das seine Rechtfertigung, seinen Sinn in sich selber trägt: "verstehen" lässt es sich nicht, sondern will eben nur durchlitten und genossen sein. Gleicht es einem Spiel -- dies zweck- und ziellose, süsse, grausame Leben? Nein, eher schon einem Tanz, in dem die grossen Affekte -- Lust, Schwermut, Angst, Verzicht, Dankbarkeit -- sich zur sakralen Zeremonie, zum frommen Ritus bändigen. Und da hatte ich auch schon den Titel für meinen Roman. "Der fromme Tanz" -- freilich, so musste er heissen!

Mein Held und Doppelgänger, der fromme Tänzer, ist ein nachdenklicher und wohlerzogener Junge aus gutem Hause, aber bemerkenswert frei von bürgerlichen Hemmungen und Aspirationen. Zunächst erscheint er etwas ratlos und depressiv -- im ersten Kapitel trägt (der junge Andreas) sich sogar mit Selbstmordgedanken --; aber bald besinnt er sich eines Besseren und brennt kurzentschlossen nach Berlin durch. Dort freundet er sich mit allerlei sympathisch-verkommenem Gesindel an -- gutmütigen Prostituierten, effiminierten Tänzern, exzentrischen Nichtstuern und Bohemiens. Eine Zeitlang verdient er sich sein Brot, indem er in einem Lokal, das sinnigerweise

"Die Pfütze" heisst, Gedichte rezitiert. Dann trifft er Niels (dessen Name auch Erik sein könnte) und verfällt seinem robusten Charme. Niels ist ebenso vital und rücksichtslos, ebenso strahlend und verführerisch wie sein Bruder aus "Anja und Esther". Der fromme Tänzer betet ihn an. Niels seinerseits, der ursprünglich von einer etwas geheimnisvollen Baronin ausgehalten wurde, lässt sich mit einer der Damen aus dem Berliner Freundeskreis des Andreas ein, macht ihr ein Kind (Andreas wohnt der Empfängnis bei wie einem sakralen Akt) und bricht dann unverweilt zu neuen Taten auf. Was tut der fromme Tänzer? Er reist ihm nach -- von Stadt zu Stadt, durch den halben Kontinent. Irgendwie bringt der Verliebte es immer fertig, seine Fahrten zu finanzieren; er ist ganz gewandt und einfallsreich, unser frommer Tänzer -- auf seine eigene verträumte Art...

So treibt er sich herum -- ein intellektueller Abenteurer und ekstatischer Vagabund: haltlos, ziellos, entwurzelt. Er ist kindlich und raffiniert, aufrichtig und kokett, schwermütig und geniesserisch, lüstern und naiv, ja, unschuldig bei aller Verderbtheit. So jung er ist, er hat doch schon manches erfahren -- auch den Verzicht; er kennt die bittersüsse Heimsuchung unerfüllbarer Liebe.

Er will alles kennen. Von unersättlicher Neugier bei aller Melancholie, durchforscht er die Schätze der Weltliteratur, die schmutzigen kleinen Mysterien der Unterwelt, die unendlich vielfältigen Landschaften menschlicher Gesichter. Er hat Phantasie und Generosität, aber es fehlt ihm an Disziplin. Er ist einsam, weil er die Freiheit über alles liebt -- die Freiheit um jeden Preis, ohne jede Pflicht, jede Bindung. Er gibt alles auf, sein Heim, die Privilegien seiner Klasse -- <u>wofür?</u> Für eine blendende Schimäre, die er <u>das Leben</u> nennt -- : Leben als Selbstzweck und Offenbarung, als endlose Bewegung, sinnlicher Rausch, unergründliches Wunder.

Er glaubt sich stark genug, es ganz allein zu bestehen -- dies holde, strapaziöse Abenteuer irdischer Wanderschaft. Er will weder Ziel noch Führung. Nur ein Gesetz gilt für ihn -- die Stimme der eigenen Sehnsucht.

Er glaubt sich fromm, da er Gottes Atem und Gegenwart in allen Formen irdischer Schönheit liebt.

Er glaubt sich beschwingt, die Unruhe seines Herzens verleiht ihm Flügel. Je schneller er sich regt, je ungenügsamer er ins Weite schweift, desto tiefer meint er in den Sinn des Lebensmysteriums einzudringen. Tanz und Rausch, Zärtlichkeit und Verlangen, Hingabe und Verzicht -- all dies ist ihm Gottesdienst, Gebet. Er nennt sich "der betende Läufer".

Er ist sehr jung, der Held meines Jugendromans.

x x x

Ich war sehr jung, als ich die Gefahren und Möglichkeiten des eigenen Wesens solcherart poetisierte und spielerisch übertrieb.

Erika und ich waren sehr jung, auch Pamela Wedekind und Gustaf Gründgens -- wir waren alle noch halbe Kinder, als wir uns in Hamburg zusammenfanden, um mein Stück "Anja und Esther" aufzuführen. Gründgens war der vielseitige Star der Hamburger Kammerspiele, die sich unter der Direktion von Erich Ziegel zu einer literarischen Bühne ersten Ranges entwickelt hatten. Er glitzerte und sprühte vor Talent -- der charmante, einfallsreiche, hinreissend gefallsüchtige Gustaf! Ganz Hamburg stand unter seinem Zauber. Welche Wandlungsfähigkeit! Welch Virtuosität der Dialogführung, der Mimik, der Gebärde! Sein Repertoire umfasste alle Typen und Altersstufen. Derselbe Schauspieler, der gestern noch den tragischen Advokaten in Strindbergs "Traumspiel" aufs schaurig-eindruckvollste verkörpert hatte, war heute ganz Anmut und lächelnde Sinnlichkeit in Schnitzlers "Anatol", um am nächsten Abend in einer klassischen Rolle --

etwa als Marquis Posa -- mit edel-feurigem Anstand vor das entzückte Publikum hinzutreten. So begabt war Gustaf, dass er auf der Bühne gerten=haft schlank aussehen konnte, obwohl er in Wirklichkeit schon als junger Mensch eher zum schwammig-weichen Fettansatz neigte. Der geschmeidige Wuchs, den er als "Aiglon" oder als Hamlet zeigte, war einfach das Produkt suggestiver Verstellungskunst -- ein Triumph des Willens über die Materie.

Gustaf war brillant, witzig, blasiert, mondän -- mit welch nach=lässiger Eleganz servierte er die Pointen in Oscar Wildes "The Importance of Being Earnest"! Gustaf war düster und dämonisch, Gustaf war müde und dekadent, Gustaf war von überströmender Lebendigkeit; er war abwechselnd jugendlicher Liebhaber, "Père Noble", Intrigant und Bonvivant; er war alles und nichts. Er war der Komödiant "par excellence": nur Talent -- keine Substanz, kein Charakter.

In einer seiner jähen, intensiven Launen verliebte er sich in mein Stück; vor allem reizte ihn die Idee, "Anja und Esther" mit Erika und Pamela in den Titelrollen herauszubringen. Und ich, der Autor, sollte auch mitspielen -- Gustaf hatte es sich in den Kopf gesetzt. Seine Einladung, die in Form eines stürmischen Telegramms an mich erging, kam mir höchst überraschend -- ich hatte niemals daran gedacht, mich als Schauspieler zu versuchen. Aber warum schliesslich nicht? Es würde ein neues Abenteuer sein, ein reizvolles Experiment... Ich sagte zu, auch im Namen von Pamela und Erika.

Die erste Begegnung mit Gustaf bleibt mir unvergesslich. Mit dem Elan eines neurotischen Hermes drang er in unser Hotelzimmer ein -- so leichtfüssig war sein Gang, dass man nicht umhin konnte, seine etwas abgetragenen, aber doch irgendwie sehr schicken Sandalen mit miss=trauischem Blick zu streifen. Gab es dort keine Flügel? Nein; auch war es kein antikes Göttergewand, was ihm da mit (edler) ~~seiner~~ Nachlässigkeit um

die Schultern hing, sondern nur ein ziemlich schäbiger Ledermantel.

Er war schön - die gerade, etwas zu fleischige Nase, die stolzen Lippen, das markante Kinn: alles war von (kräftiger) und reiner Bildung. Die leichte Verzerrtheit seiner Miene war wohl auf das Monokel zurück=zuführen, welches er wegen starker Kurzsichtigkeit trug -- zu einer Brille mochte seine Eitelkeit sich nicht bequemen.

Er litt an seiner Eitelkeit wie an einer Wunde. Es war diese fieber=hafte, passionierte Gefallsucht, die seinem Wesen den Schwung, den Auftrieb gab, an der er sich aber (auch) buchstäblich zu verzehren schien. Wie tief muss der Inferioritätskomplex sein, der sich in einem solchen Feuerwerk von Charme kompensieren will! Welche Beunruhigung, welch gequältes Misstrauen versteckt sich hinter dieser exaltierten Munter=keit! Wer seiner selbst sicher wäre, gäbe wohl nicht so an. Wer sich auch nur von einem Menschen wirklich geliebt wüsste, hätte es kaum nötig, stündig zu verführen.

Der Gustaf jener frühen Epoche -- der noch unbewiesene, noch un=berühmte, von Ehrgeiz verzehrte Anfänger -- war nicht ohne rührende, ja, nicht ohne tragische Züge, bei all seinem Geglitzer. In einem Gesicht, das ohne Schminke merkwürdig fahl -- fahl wie Asche -- schien, schillerten seine kalten, traurigen Juwelenaugen wie die eines sehr seltenen, sehr kostbaren, vielleicht verzauberten Fisches.

Wenn übrigens seine Haltung im Umgang mit Menschen -- vor allem mit solchen, an deren Urteil ihm gelegen sein mochte -- von kramp=figer Nervosität und fahriger Unsicherheit war, so gewann er Selbst=gewissheit und Equilibrium, sowie er sich in seiner eigentlichen Lebens- und Arbeitssphäre, auf der Bühne befand. Wie hilflos, wie beschämt ich mich fühlte, wenn ich meine eigenen ungelenken schau=spielerischen Bemühungen mit Gustafs angeborener und bei aller Jugend=lichkeit schon erfahrener Bravour verglich! Ich sollte den Kasper

spielen, während er sich mit der recht undankbaren Rolle des düster-gehemmten Jakob begnügte. Aber auf den Proben kümmerte er sich kaum um seinen eigenen Text, sondern war vor allem der Regisseur, der uns alle mit bemerkenswerter Autorität leitete und überwachte. Mit welch zärtlicher Behutsamkeit er Erika beriet und ermutigte! Wie er Pamela zugleich zu lockern und zu zähmen wusste! Mit mir aber hatte er die ärgste Mühe; er machte mir alles vor. "An dieser Stelle, Klaus, würde ich etwas essiger sein. Du verstehst doch, was ich meine? Ein kleines Lächeln -- hintergründig, perfid... Nein, nicht so! Längst nicht essig genug... Versuch es noch einmal!" --

Die Uraufführung fand, im Herbst des Jahres 1925, gleichzeitig in Hamburg und in München statt. In München, wo Otto Falckenberg das Stück in den Kammerspielen herausbrachte, war die Reaktion gleichermassen gehässig bei Presse und Publikum. Unsere Hamburger Veranstaltung hingegen darf wohl als ein durchschlagender Erfolg bezeichnet werden -- mindestens als ein ziemlich lauter "succès de scandale". Von den Gestaden der Nordsee bis nach Wien, Prag und Budapest gab es ein grosses Gerausche im Blätterwald: "Dichterkinder spielen Theater!" Manche der Artikel waren boshaft, während andere sich durch einen gnädig herablassenden Ton auszeichneten; ~~einige~~ einige Kritiker brachten sogar ein gewisses Verständnis für die Intentionen und Qualitäten meines Stückes auf. Aber ob die Kommentare spöttisch oder enthusiastisch waren, ihre Überfülle musste uns als Reklame willkommen sein. Die "Dichterkinder" spielten vor vollen Häusern -- besonders nachdem unser Porträt auf der Titelseite der gewaltig populären "Berliner Illustrierten" erschienen war. Eine solche Ehrung wurde sonst nur Boxern, Generälen und Filmstars zuteil; nun aber waren es unsere geschminkten Mienen -- die meine neben Erikas und Pamelas --, die der deutschen Öffentlichkeit eine Woche lang aus jedem Kiosk in Stadt und Land mit feierlichem Ernst

entgegenblickten.

Und Gustaf? Sein Bild hatte ursprünglich zur Gruppenaufnahme gehört, war aber von den Berliner Redakteuren entfernt worden -- ohne unser Wissen natürlich. Er war kein "Dichterkind" und überhaupt nicht interessant genug... Welch ein Moment tödlicher Peinlichkeit, da er den Affront entdeckte! Er sass regungslos, sehr steif aufgerichtet, die Lippen aufeinander gepresst, das Gesicht zur fahlen Maske erstarrt. Kein Wort, keine Geste -- nur der stumme Vorwurf seiner Juwelenaugen! Es war fast unerträglich... Ob er uns die Kränkung je verziehen hat? Wohl kaum -- obwohl an unserer Unschuld doch kein Zweifel bestehen konnte. Aber dergleichen vergisst sich wohl nicht. Übrigens fiel auch mir ~~das Malheur~~ (das Malheur) zuweilen wieder ein -- später, als ich, ein in Deutschland totgeschwiegener Emigrant, dem Porträt des grossen Gründgens auf manchem Titelblatt begegnete. Da gedachte ich wohl, nicht ohne ironische Heiterkeit, der schmerzlich gefassten Haltung, des verwundeten Blicks, mit dem er damals, in der Kantine der Hamburger Kammerspiele, unsere Entschuldigungen und die hämischen Sticheleien der Kollegen entgegengenommen hatte.

Das Theater machte mir Spass; die Intrigen, Spannungen und Triumphe des Komödiantenlebens -- es war drollig und interessant, dies alles mitzumachen. Es behagte mir, mit Frau Loja, der komischen Alten, in der verrauchten Kantine zu sitzen und dem letzten Klatsch über Frau Mirjam Horwitz, die Gattin des Herrn Direktor, zu lauschen; ich fand Vergnügen daran, mir vor der Vorstellung vom Garderobier das Gesicht verschönen zu lassen. Und dann -- immer wieder erregender Augenblick! -- die Minute, ehe der Vorhang sich hebt... Anderthalb Jahre früher, im "Tü-Tü", war es ein Moment der alptraumhaften Bangigkeit und Beklemmung gewesen; aber jetzt fühlte ich mich sicherer, beinah siegesgewiss: statt gepeinigter Angst empfand ich nur noch ein wohliges Gruseln. Die Lichter

gehn aus im Saal, das Gespräch im Parkett dämpft sich zum erwartungs=vollen Geraune. Ich bin es, auf den sie warten! Noch eine Sekunde, und wir werden uns gegenüber stehen -- ich hier oben, in schmeichelhafter Beleuchtung, und dort unten im Dunkel das vielköpfige Monstrum: der un=berechenbare Widersacher, den es zu überlisten, zu besiegen gilt; die spröde Geliebte, die ich in meine Umarmung zwinge... Alles fertig? Jeder auf seinem Platz? Und da hebt sich auch schon, mit diskretem Rauschen, die samtene Wand, die sie es eben noch zwischen uns und dem Publikum gegeben hat. Aus schattiger Tiefe starrt es zu uns hinauf -- das leicht verführbare, leicht kränkbare, widerspenstige, verräterische, zugleich rohe und sensitive Kollektivwesen: die Masse.

Ich sehe mich noch mit Gustaf hinter den Kulissen stehen -- gespannt, gleichsam sprungbereit in Erwartung unseres Stichwortes. Gustaf sieht recht imposant aus in seinem mönchisch strengen, dunklen Kostüm, die Augen ein wenig schielend vor Hysterie unter dem barocken Putz der flammend roten Perücke. Er hat den Arm um meine Schulter gelegt; wir lauschen dem Dialog auf der Bühne -- dem lyrisch bewegten, leidenschaft=lich pointierten Zwiegespräch zwischen Anja und Esther. "Ist sie nicht wundervoll?" haucht der mit dem Flammenhaar an meiner Seite. "Ihre Stimme..." Und ich weiss, welche der beiden Stimmen er meint. --

Ich hatte es gut in Hamburg. Die Tage mit Erika, Pamela, Gustaf und einer bunten Auswahl von neuen Freunden, die Abende im Theater, die Nächte in den Kaschemmen und Matrosen-Dancings von St. Pauli -- alles war danach angetan, mich restlos glücklich zu machen. Wie lange? Sechs Wochen lang oder acht... Meine Unrast -- oder meine Angst vor Wieder=holung, Monotonie und Überdruss -- liess mich niemals an einem Ort, bei einem Freundeskreis, einer Beschäftigung verweilen. Es trieb mich fort -- immer trieb es mich zum Aufbruch, zum neuen Abenteuer. Ich gefährdete (oder rettete) menschliche Beziehungen, riskierte berufliche

Chancen, unterbrach Studien und Amüsements -- nur aus dem nervös-irrationalen Bedürfnis nach Wechsel und Bewegung.

Ich wollte was Neues schreiben -- eine längere Novelle oder einen kleinen Roman. Etwas über Kinder; zwei Mädchen und zwei Jungen. Und über die Mutter der Kinder, eine Witwe -- schwermütig, etwas überreif, aber doch noch begehrenswert. Schauplatz: auf dem Land, in Oberbayern; idyllische Scenerie, etwas im Tölzer Stil. Kinder spielen im Garten (unser Tölzer Garten!); baden im schwarzen Teich (unser Klammerweiher!); schwatzen ungereimtes, phantastisches Zeug (unser Kauderwelsch!)... Mutter hat Liebesaffäre. Freilich doch. Der Draufgänger! Der attraktive Strolch! Dringt ins Idyll ein; scherzt mit Kindern; verführt Mama. Versteht sich.

So weit, so gut; aber der Liebhaber fehlte. Ich rief nach ihm, beschwor ihn, sich zu zeigen; aber der einzige Liebhaber, der sich sehen liess, war der allzu vertraute Naturbursch mit blond verwehtem Haar, strahlendem Grinsen und allem Zubehör... Genug davon! Diesmal brauchte ich etwas anderes -- einen weniger robusten Typ; einen Typ mit Nerven, Geist und Takt -- nicht nur mit Sex-appeal. Dieses freilich durfte auch nicht fehlen. Intellektuelle haben (leider!) meist kein Sex-appeal -- jedenfalls nicht für mich, und daher wohl auch kaum für meine liebeshungrige Witwe.

Sie wartete, und ich wusste nicht, auf wen. Arme Witwe! Wir waren in einer Klemme, sie und ich.

Ich gab mir redlich Mühe, ihr zu helfen, sie zu erlösen. Ich reiste umher, unermüdlich auf der Suche nach einem Geliebten für meine sehnsüchtige Matrone. Sie führte ihr idyllisch monotones Leben -- ergeben, demütig und geduldig, aber heimlich enttäuscht, ja, verbittert. Ich hatte sie geschaffen -- und liess sie nun im Stich. Es war recht ungalant.

Von Hamburg fuhr ich zunächst nach Berlin, dann weiter nach München, Wien, Nizza. Ich machte die Bekanntschaft der "Cote d'Azur", ~~eine liebliche~~ (~~idyllische Küste, an der ich später manchen Monat, manches Vierteljahr~~

die mir später so lieb-vertraut werden sollte. Aber damals hielt es mich nicht lange. Der beginnende Frühling fand mich schon wieder in Paris.

Es war ein langer und ereignisreicher Aufenthalt -- drei oder vier Monate, die sich in meiner Erinnerung fast paradiesisch verklären. Die geliebte Stadt präsentierte sich mit ihrem gastfreundlichsten Lächeln, ja, sie erschien liebenswerter denn je, in diesem strahlenden Frühling des Jahres 19 6. Das Leben war bequem und bunt und übrigens billiger als in Deutschland. Die Entwertung der französischen Währung hatte noch nicht den Charakter einer nationalen Kalamität, war aber doch beträchtlich genug, um die Preise, auch in den Luxusrestaurants und eleganten Geschäften, für nicht-kapitalistische Besucher, wie ich es war, durchaus erschwinglich zu machen.

Paris wimmelte von Ausländern aller Rassen und Nationalitäten; aus allen Teilen Europas, aus Nord- und Südamerika, Asien, Afrika und Australien kamen sie herbeigereist und brachten Valuta mit -- weshalb sie denn auch von den Parisern mit einer allerdings leicht ironisch gefärbten Ehrerbietung behandelt wurden. Die grossen Cafés an den Grands Boulevards und den Champs Elysées, die Nachtlokale von Montmartre und Montparnasse, die Coiffeurs, die Restaurants, die Buchhandlungen, die Dampfbäder, sogar der Louvre waren überlaufen von schaulustigem, lernbegierigem, vergnügungssüchtigem Volk aus Tokyo und Birmingham, Detroit und Tunis, Breslau und Rio de Janeiro, Shanghai, Stockholm und Kansas City. Es war eine veritable Invasion -- friedlich, aber überwältigend -- von lärmenden Babbits, smarten Gigolos, Damen der Welt und Halbwelt, Künstlern mit und ohne Talent, Originalen mit und ohne Originalität, Snobs, Millionären, Hochstaplern, Spielern, grimmigen Lesbierinnen, geschminkten Lustknaben, verbissenen Provinzlern, Abenteurern, Modistinnen, Hochzeitsreisenden, Studenten, politischen Flüchtlingen, Poeten, Abbés, Journalisten, alten Jungern, Weltberühmtheiten und verkannten Genies. Mir kommt es vor, als ob ich nie

wieder in meinem Leben so viele Menschen kennengelernt hätte -- meist, um sie gleich wieder aus den Augen zu verlieren --, wie damals in Paris. Welche Fülle der Flirts und Freundschaften! Welcher Reichtum an intellektuellen Kontakten! Man traf sich auf der Terrasse des Café du Dôme, im Select, in den Ateliers der Maler -- bei Rudolf Levy, dem Matisse-Schüler, dessen sonorer Bass jede Gesellschaft beherrschte; bei Niels de Dardell, dem Dänen, in dessen Montmartre-Studio es immer ein Zwitscher-Konzert heller nordischer Frauenstimmen gab (alles, was er tat und produzierte, war verspieltes, tänzerisches Rokoko; er fertigte ein Porträt von mir an -- und verwandelte mich in einen zierlich-schwermütigen Pagen mit Vergissmeinicht-blauen Augen, süss gespitztem Mündchen und rosigem Porzellan-Teint); bei Paul Pascin -- amerikanischer Bürger östlich-jüdischer Herkunft --, den ich niemals nüchtern gesehen habe und nie ohne einen [redacted]en Harem von melancholischen Prostituierten, die direkt aus den Bordellen von Bukarest und Warschau importiert schienen. (In meiner Erinnerung sind die Pascin-Damen immer nur mit Pantoffeln und kurzen, losen Hemden bekleidet -- vielleicht, weil sie sich auf seinen Skizzen und Bildern meist in diesem Kostüm dargestellt finden.) Man diskutierte über Joyce, [redacted], sexuelle Perversitäten und Diaghilew. Die russischen Emigranten (wir verbrachten lange, wehmütig-trauliche Samowar-Abende bei dem bizarren Remisow und mehreren seiner Freunde) sprachen über Lenin und den Antichrist. Ernst Robert Curtius, der Heidelberger Romanist, dem ich meine ersten Kenntnisse zeitgenössischer französischer Literatur verdanke, zeigte mir die kostbaren Winkel des alten Paris -- Adelshäuser, Kapellen, Gärten und Konditoreien --, die in den Büchern von Proust, Valéry Larbaud und Giraudoux beschrieben sind. Wilhelm Uhde, der aristokratische Preusse, der den Weg "von Bismarck zu Picasso" fand, erklärte mir die "Valeurs" in den Werken von Delacroix, Courbet, Rousseau und Marie Laurencin.

Es war in diesem schönen, reichen Frühling, dass ich dem jungen fran-

zösischen Dichter René Crevel begegnete.

Er hatte wenig Ähnlichkeit mit dem Cliché-Typ des Pariser "homme de lettres", an dem die Phantasie des internationalen Spiessertums so eigensinnig festhält. René war weder glatt und elegant, noch "geistreich" im konventionellen Sinn. Seinem fulminanten Charme -- ja, er war vielleicht der Charme-begnadetste Mensch, den ich je gekannt habe! -- eignete ein Element des Tragisch-Wilden, ein Einschlag von desperater Ungebärdigkeit, der aus dem Kern seines Wesens kam und sich allen seinen Gesten, Worten und Blicken erregend mitteilte. Es war etwas Unbeschreibliches um seine Augen -- weite, leuchtende Sterne, aufgerissen wie in ständiger Panik oder in stetem Entzücken. Solche Augen kommen kaum noch vor in unserer reduzierten Epoche. Sie hatten keine bestimmbare Farbe, sondern schienen nur aus wechselndem Licht gemacht; Ungeheures ging vor in ihrer bewegten Tiefe: Auf Explosionen jenseitiger Elektrizität folgten jähe Verfinsterungen, als ob Schatten des Schmerzes sich von einer leidvollen Stirn auf diese strahlenden Himmelskörper senkten.

Er war freundlich und generös, aber er konnte auch aggressiv, ja, grausam werden. Seine fanatische Integrität empörte sich gegen alles Niedrige und Gemeine. Die Eigenschaften, die er am unerbittlichsten verabscheute, waren gerade jene, die er als typisch für die eigene Klasse empfand -- die Bourgeoisie der Dritten Republik. Kein Laster schien ihm so unverzeihlich wie der Geiz und die selbstzufriedene Beschränktheit, die er dem Milieu seiner Herkunft, den Eltern, Lehrern, Verwandten wütend zum Vorwurf machte.

Seine Penchants und Aversionen, sogar sein äusserer Habitus waren durchaus bestimmt von diesem passionierten Ressentiment gegen die bourgeoise Familie, besonders gegen die Mutter. Da die alte Madame Crevel ausschliesslich Schwarz trug, wählte René die grellsten Farben für seine Anzüge, Hemden, Socken und Krawatten. Oft sah er in der Tat recht exzentrisch aus; denn zum eigenwilligen Kostüm kam die eigen-

tümliche Physiognomie -- halb Erzengel, halb Boxer -- mit kindlich dicken Lippen, wild zerzaustem Haar und den unglaublichen Augen.

Er verbrachte seine Tage mit Amerikanern, Deutschen, Russen und Chinesen, weil seine Mutter alle Ausländer für kriminelle oder pathologische Subjekte hielt. Er trank Whiskey und Gin, da der Geruch davon ihr Übelkeit erregte. Er hasste das Christentum, weil sie zur Kirche ging. Sie war nationalistisch; er machte respektlose Witze über "la douce France" und ihre heiligsten Güter. Madame war eine Puritanerin; er schockierte sie mit Obszönitäten. Es machte ihm Vergnügen, in grosser Gesellschaft über den Selbstmord seines Vaters zu scherzen; denn er wusste, dass die Witwe diese Familienschande zu cachieren suchte. Nicht genug damit, dass Monsieur Crevel Sr. sich umgebracht hatte (Madame fand ihn eines Abends erhängt in ihrem Salon, wo sie gerade einige besonders distingierte Gäste empfangen wollte)-- er war auch verrückt gewesen, ein Syphilitiker im letzten Stadium, wenn man dem schaurig aufgekratzten Bericht des Sohnes Glauben schenken durfte. Eine charmante Idee, nicht wahr, unter solchen Umständen ein Kind in die Welt zu setzen! "Meine gute Mama war zu gottesfürchtig, um mich abzutreiben," erklärte der Sohn mit verzweifelter Munterkeit, "obwohl sie wusste, dass ich krank sein würde... Die Sünden der Väter: man kennt das. Ich muss nun büssen für die Laster des alten Herrn -- und die Tugend seiner Gemahlin."

Manchmal war ich verwirrt, ja, entsetzt von der Rigorösität seiner Urteile, der Vehemenz seiner Reaktionen. Seine Antipathie gegen gewisse Mächte und Institutionen hatte beinah manischen Charakter; die katholische Kirche, die Armee, die Académie Française -- um nur diese zu nennen -- waren ihm verhasst wie persönliche Feinde, von deren Intrigen er sein Leben bedroht, die Luft vergiftet fand. In den Schmähreden, die ihm mit einer Art von wütendem Enthusiasmus von den kindlich weichen Lippen kamen, mischte sich der derb-humoristische Argot der Pariser Vor-

stadt aufs Überraschendste mit dem [illegible] wissenschaftlich-lyrischen Vokabular der Surrealisten, zu deren Kreis er gehörte. Er schalt und fluchte wie ein junger Gott, dem das Grauen vor irdischer Schlechtigkeit und der Genuss irdischer Weine den Sinn benebelt haben. Übrigens stiess er ~~etwas~~ (ein wenig) mit der Zunge an, wodurch seine rabiate Eloquenz etwas rührend Unbeholfenes und Infantiles bekam.

Wie gegenwärtig sind mir die Nachmittagsstunden, die langen Abende, die wir zusammen verbrachten! Ich wohnte in einem kleinen Hotel nicht weit von der École Militaire, wo er gerade seine zwei Jahre grollend abgedient hatte. Er trat in mein Zimmer, liess den hellen Überzieher achtlos auf einen Stuhl, auf den Fussboden fallen; sein Entré war immer stürmisch und atemlos, als käme er mit furchtbaren Neuigkeiten oder auf der Flucht oder von grosser Freude bewegt. Dann setzte er sich wohl auf mein Bett und fing hurtig an, mir vorzulesen. Junger Dichter in grauen Flanellhosen und blauem Hemd mit rostroter Krawatte auf einem Hotelbett sitzend, den Kopf (über) das Manusktipt geneigt --: so bewahre ich mir sein Bild.

Der Roman, aus dem er mir damals vorlas, heisst "La Mort [illegible] Difficile". Pierre, der problematische junge Held, ist ein Selbstporträt -- ebenso wie der empfindsame Andreas aus meinem "Frommen Tanz". Pierres Mutter, die schreckliche Madame Dumont-Dufour, trägt deutlich die Züge der alten Madame Crevel; die Gehässigkeit der literarischen Karikatur wirkte auf mich umso beunruhigender, als ich wusste, dass Renés Mutter damals im Sterben lag. Als er mit der Vorlesung eines Kapitels, in dem die bourgeoise Alte eine besonders peinliche Rolle spielt, zu Ende war, erkundigte ich mich schüchtern, ob (der Zustand) seiner Mama ~~etwas besser geht~~ (sich etwas gebessert habe)? Im Gegenteil, versetzte er trocken, es gehe ihr miserabel. "Sie wird's wohl nicht mehr lang treiben."

Ich fragte ihn auch, was aus Pierre werden sollte; er lächelte und hatte eine seltsam geistesabwesende Art, durch mich hindurch zu schauen,

als wäre ich ein Geist oder eine Wolke oder gar nicht vorhanden. "Ich werde ihn töten," sagte er schliesslich mit einem Achselzucken, wobei sein Lächeln immer stolzer und zerstreuter wurde. "Wozu sollte er sonst wohl gut sein? Pauvre petit..." -- Später verriet er mir noch, dass er vorhabe, seinen armen kleinen Pierre eine tödliche Dosis Phanodorm schlucken zu lassen -- ein Schlafmittel, das er selbst oft benutzte. Irgendwo in den Strassen von Paris, auf einer Bank wird er sein bisschen Leben aushauchen. "Denn der Sohn der Madame Dumont-Dufour hat kein Heim, wo er leben oder sterben könnte."

So wuchs sein Tod in ihm, sein schwieriger Tod -- er wuchs im Innersten seines psychischen und organischen Seins, einer mörderischen Frucht gleich, die reifen will; und wenn sie reif ist und weich, bricht sie auf, um mit dem Erguss ihres purpurnen Saftes das zarte Herz, das sie genährt, zu überschwemmen und zu vernichten.

Aber als ich ihm zuerst begegnete und sein Freund wurde, war er noch begierig zu leben, seinen Weg zu finden, zu spielen, zu kämpfen und zu schaffen. Ja, er hatte genug Elan und sinnliche Attraktion, um mein matronenhaftes Dornröschen, die verzauberte Witwe, aus ihrem melancholisch-idyllischen Dämmerzustand zu erwecken und ihr neues Leben, neue Leidenschaft einzuhauchen. Die Figur, nach der ich so lange für meine "Kindernovelle" gesucht hatte -- hier war sie: unberechenbar, kühn, grausam und ritterlich, nicht ohne schillernde, gebrochene Züge, nicht unkompliziert bei aller animalischen Vitalität. Was er bringt, ist nicht nur das physische Abenteuer -- die monotone Ekstase, die Erik und Niels zu bieten hatten; die Unruhe, die dieser in sich trägt und die von ihm ausgeht, ist zehrender und tiefer, widerspruchsvoller; denn sie ist auch geistig. Sein Tritt scheint beflügelt von überirdischen Energien, da er in das Schlafgemach der Witwe dringt und die mit seinem furchtbaren Engelsblick herausfordert, erschreckt, erobert: "Me voilà, Madame! Ich bin das

253

Sechstes Kapitel

R u n d h e r u m
(1927-1928)

Der New-Yorker Verleger Horace Liveright war eigentlich an allem schuld. Er hatte die amerikanische Ausgabe meiner "Kindernovelle" ("The Fifth Child") herausgebracht und hielt es nun für eine smarte Idee, den jungen Autor für ein paar Vorträge in die Vereinigten Staaten einzuladen. Der Brief, den ich von Boni & Liveright, Incorporated, erhielt, war in einem herzlichen, aber unverbindlichen Ton abgefasst -- nur eine Anfrage, ob ich im Prinzip wäre, irgendwann einmal, nächstes Jahr vielleicht, für ein paar Wochen nach New York zu kommen.

Ich hatte nie an eine solche Reise gedacht und war zunächst kaum geneigt, Mr. Liverights Vorschlag ernsthaft in Erwägung zu ziehen. Erst einige Wochen nach Empfang des Briefes fiel mir die Sache wieder ein.

Es war eine tropisch warme Nacht Mitte August. Erika und ich spazierten an den malerischen Ufern des Starnberger Sees, nicht weit von Feldafing. Wir lebten damals mit Freunden in einem bescheidenen Hotel auf dem Land. Jede Nacht fuhr Erika dort hinaus, sobald sie mit ihrer Vorstellung am Münchener Staatstheater fertig war.

Seit Jahren war es ihr Traum gewesen, die Königin in Schillers "Don Carlos" zu spielen -- die kindliche Prinzessin von Frankreich, die durch ihre Heirat mit Philipp II. die Stiefmutter des spanischen Infanten wird: höchst tragischer Weise; denn der Infant liebt die Königin. Endlich hatte Erika die lang-begehrte Rolle, noch dazu mit dem grossen Albert Bassermann als Partner. Es war ein Erfolg; sie durfte glücklich sein. Trotzdem schien sie unruhig und unbefriedigt.

"Ich weiss nicht, was mit mir los ist," klagte sie. "Alles geht nach

Wunsch, aber ich habe keinen Spass daran." Es gab ein Schweigen, ehe sie hinzufügte: "Der Starnberger See ist hübsch -- kann so bleiben. Aber ich will nicht bleiben. München ist hübsch und das Staatstheater. Aber ich wär' lieber anderswo -- zehntausend Meilen weg von hier..."

"Gar keine schlechte Idee," sagte ich. "Es gibt genug Dinge, vor denen man davonlaufen möchte."

Ich dachte an meine hässlichen Kritiken und an meine kapriziöse Braut. Erst vor ein paar Tagen hatte Pamela mir mitgeteilt -- ohne Umschweife und mit kränkendem Enthusiasmus --, dass sie den alternden Dramatiker Carl Sternheim liebe und ihn in absehbarer Zeit zu ehelichen gedenke. Was für eine barocke Laune! Zwar liess sich nicht bestreiten, dass S. Sternheim Talent, Witz, Persönlichkeit und Originalität besass; aber gleich heiraten! Schliesslich hätte er Pamelas Vater sein können (gefiel ihr das gerade?) und übrigens war er bekanntlich total übergeschnappt, sein Grössenwahn fiel allgemein peinlich auf.

"Vielleicht hatte der Ricki gar nicht so unrecht," meinte ich versonnen. "Vielleicht sollte man wirklich in die weite Welt hinaus..."

Ricki hatte sich auf und davon gemacht -- weg von Europa, weg von der Familie, dem gewohnten Leben. Launenhafterweise refüsierte er jegliche finanzielle Hilfe vonseiten seiner immer noch wohlhabenden Mama -- aus Trotz und Stolz, und vielleicht auch, um seine grausame Freundin, die ihn so viel Geld gekostet hatte, zu strafen und zu beeindrucken. In Mexiko hatte er sich als Lastwagenführer durchgebracht; jetzt trug er in New York Blumen aus.

A propos New York -- gab es nicht dort einen Kauz, der kürzlich den Wunsch geäussert hatte, mich am Hudson zu bewillkommen? Warum sollte ich eigentlich nicht seine freundliche Einladung akzeptieren? Oder vielmehr, warum sollten <u>wir</u> nicht? Denn es stand für mich von vornherein fest, dass wir zusammen fahren würden, wenn überhaupt.

Kurzentschlossen formulierten wir eine energische Kabel-Botschaft an den nichtsahnenden Mr. Liveright: "Entzückt von Ihrer freundlichen Einladung, die mich erst jetzt erreicht stop bin bereit in etwa vier Wochen mit meiner Schwester, bekannte Schauspielerin Erika Mann, nach New York abzureisen stop beabsichtige Winter in U.S.A. zu verbringen..."

Horace kabelte prompt zurück: "Bedaure unendlich, dass Sie sich nicht früher entschliessen konnten stop season now overcrowded stop rate dringend, Reise auf nächstes Jahr zu verschieben."

Aber wir waren schon zu weit gegangen: all unsere Freunde wussten von unserer bevorstehenden Reise; es wäre blamabel gewesen, das ganze Unternehmen jetzt noch abzublasen. So blieb uns denn nichts anderes übrig, als ein zweites Kabel loszulassen -- noch munterer als das erste: "Tausend Dank... es bleibt also dabei... erwarten Sie uns Anfang Oktober New York."

Im Bureau von Boni & Liveright, Inc., muss man völlig konsterniert gewesen sein. Indessen fand man wohl unsere Frechheit so entwaffnend, dass der Chef des Hauses, anstatt sich gänzlich von uns abzuwenden, weiter interessiert und hilfsbereit blieb. Er setzt sich mit einem der einflussreichsten Vortragsagenten in Verbindung -- überraschenderweise nicht ohne Erfolg. Der tollkühne Impresario erklärte sich bereit, eine Tournée für uns zu arrangieren und offerierte eine Minimalgarantie von $ 1500. Es war über alles Erwarten. Erika kaufte sich sofort ein Pelzcape -- eine unbesonnene und provokante Geste, die ich aus taktischen und moralischen Gründen missbilligte. "Übrigens wirst du es nicht lang behalten," warnte ich sie. "Das Ding wird dir geklaut -- wahrscheinlich noch ehe wir in New York ankommen. Pelmäntel sind genau das, worauf die internationalen Gangster immer am schärfsten sind."

Wir sammelten Vorschüsse von Zeitungsredakteuren (denn natürlich würde man unterwegs zahlreiche Artikel ~~noch Reisebriefe~~ schreiben) und Empfehlungsbriefe von unseren Freunden.

Es stellte sich heraus, dass beinahe jeder ein paar Cousins irgendwo in den Vereinigten Staaten hatte; Übrigens konnte man auch schon in München und Berlin amerikanische Bekanntschaften machen. Unsere Freundin Christa Hatvany (die später unter ihrem Mädchennamen, Christa von Winsloe, als Autorin des Stückes "Mädchen in Uniform" berühmt wurde) stellte uns ihrem Hausgast vor: "I want you two kids to meet my friend Dorothy Thompson, one of the most brilliant American newspaper women!" Dorothy -- wie strahlend jung und schön sie damals war! -- konnte es nur zu gut verstehen, dass wir geschwind ein bisschen nach New York fahren wollten. "Recht habt ihr, Kinder!" ermutigte uns die forsche Person. "Junge Leute sollen sich umschauen in der Welt. Und Übrigens werdet ihr euch glänzend amüsieren."

"Ihr werdet es scheusslich finden!" prophezeite ein anderer "Yank" -- ein rothaariger, sehnig hagerer Bursche namens Sinclair Lewis. Wir verbrachten einen munteren Abend mit ihm in der Berliner Wohnung des Verlegers Ernst Rowolth, der die Angewohnheit hatte, Wasser- und Schnapsgläser mit Stumpf und Stiel zu verzehren -- im Gegensatz zu seinem amerikanischen Autor, der es vorzog, Wassergläser mit Schnaps zu füllen und sich den Inhalt in einem Zug hinter die Binde zu giessen. Er war ausgesprochen gegen unsere Reise. "Was wollt ihr in diesem furchtbaren Land, wo's nichts zu trinken gibt oder nur schlechtes Zeug?" grollte der Verfasser von "Babbit" und "Main Street". "Solange wir in den Staaten diese lächerliche, verbrecherische 'Prohition' beibehalten, sollte die ganze zivilisierte Welt uns boykottieren."

Aber wir blieben bei unserem Vorhaben. Es bestand für uns gar kein Zweifel darüber, dass wir es drüben nicht scheusslich finden, sondern uns vielmehr glänzend amüsieren würden. Die flotte Dorothy hatte mehr Welt- und Menschenkenntnis als der provinzielle Sinclair -- weshalb dieser sich auch in den Kopf gesetzt hatte, jene zu seiner Frau zu machen.

Wir reisten --"and we certainly had a wonderful time", wie die zukünftige Mrs. Lewis sich ausgedrückt haben würde. Wir waren zwanzig; die Welt lachte uns, da wir ihr entgegenlachten. Wie gastfreundlich erschien uns die Fremde! Überall gab es offene Türen, freundliche Gesichter. Zwei Jahre später, zur Zeit der grossen "Depression", hätten die amerikanischen Freunde uns wohl mit zugeknöpften Taschen und sauren Mienen empfangen; aber 1927 herrschte noch "Prosperity" in den Vereinigten Staaten, jedermann hatte Geld, Geschäft und Kultur florierten. Spielte nicht ein wohlwollend sattes Lächeln um die stolzen Züge der "Statue of Liberty"? Aus silbernem Nebel trat sie uns entgegen -- die imposante Dame mit majestätisch gerecktem Arm und mütterlichem Busen. Hinter ihr aber erschien -- eine Fata Morgana von schwebender Zartheit und titanischen Dimensionen -- die Silhouette der Wolkenkratzer, die viel-gerühmte und doch immer wieder erstaunliche, unglaubliche, überwältigende "Sky-line" von New York.

Dies war die Stadt, die ich von allen Städten (nach oder neben Paris) am meisten lieben sollte -- ich wusste es gleich, als wir vom Hafen zum Hotel Astor am Times Square fuhren. Wenn Paris die vollkommene Stadt des achtzehnten und neunzehnten Jahrhunderts ist -- New York wirkte auf mich sofort als die vollkommene Metropole des zwanzigsten, die Kapitale unserer Epoche. Es war eine <u>neue</u> Schönheit -- fast gotisch mit ihren steil nach oben strebenden Konstruktionen und engen Perspektiven -- , die mich hier frappierte: ein kühn experimenteller, nüchtern grandioser Stil, der mir den Atem benahm und mein Herz höher schlagen liess.

"Aber das ist kolossal!" brachte ich mühsam hervor -- wir waren jetzt auf der Zweiundvierzigsten Strasse zwischen der Achten Avenue und Broadway, mit dem Blick auf das gewaltig getürmte, seltsam dreieckige, spitz zulaufende Gebäude der "New York Times". "Nein, so was!" flüsterte ich. "Dass es so etwas gibt...!"

Es muss recht komisch geklungen haben; alle lachten -- Ricki, der uns am Landungsquai erwartet hatte (er sah verwilderter und zigeunerhafter aus denn je) und die lustigen, adretten jungen Herren, die das Haus Boni & Liveright, Inc., und das Bureau des "lecture agent" repräsentierten.

Und dann, im "Astor"m brüllten die Journalisten vor Lachen, als wir ihnen erzählten, dass Sinclair Lewis uns vor der Reise gewarnt habe wegen der Prohibition ("Ha ha ha, that's a good one!"), und dass wir begierig seien, amerikanische Dichter kennenzulernen und Brooklyn Bridge und die Metrpolitain Oper zu sehen, und dass wir Zwillingen seien, Erika und ich. ("Twins?! Now, isn't that <u>delightful!</u>") Der Zwillings-Trick war eine kecke Improvisation; der Einfall war uns erst vor ein paar Stunden ge= kommen, angesichts der Freiheitsstatue. Der Erfolg übertraf unsere kühnsten Erwartungen. THE LITERARY MANN TWINS war der fettgedruckte Titel, unter dem unsere Photographien und Interviews in der Presse erschienen. Jedermann schien gerührt und entzückt, wenn wir unseres Zwillingstums Erwähnung taten. "Twins?! How cute! How charming!" Wir waren ein spasshaftes Doppel= wesen, ein drollig-impressives Wunderkind mit zwei Köpfen, vier Beinen und einem Hirn voll europäischer Capricen und ausgefallenem Wissen -- "full of Continental wit and sophistication".

Die Literarischen Mann-Zwillinge stürzten sich in die Erforschung des kolossalen Labyrinths und lärmenden Mysteriums -- New York City. Wir wanderten von Harlem, wo die Neger wohnen, bis hinunter nach Wall Street, wo die sündigen Spekulanten an südamerikanischen Revolutionen und euro= päischen Bürgerkriegen schwere Dollars verdienen; von der Chinesenstadt spazierten wir zum deutschen Viertel, vom Times Square ~~fuhren wir im~~ führen ~~der~~ der unheimlich geschwinden "Subway" ("Downtown" oder "Uptown Express") nach Brooklyn und der Bronx -- wildfremde Riesenstädte mit eigenem Zent= rum, eigener Atmosphäre, die aber doch mit Manhattan zusammen ein ver=

wirrend kolossales Ganzes bilden.

Wir fanden alles sehenswert und lustig. Der eilige Frass in den lauten Cafeteriars, wo man sich selbst bedient, schmeckte uns ebenso gut wie die exquisiten Mahlzeiten in unserem Luxushotel oder im Hause von reichen Freunden. Wie interessant war doch das Essen in Amerika! Es gab seltsame Früchte, "Grapefruit" genannt -- ein schmackhafter Zwitter aus Zitrone und Orange --, die man bei uns zuland noch nicht kannte; Austern, die in Europa als Gipfel des Luxus galten, waren hier Volksnahrungsmittel; statt des gewohnten Weines oder Biers wurde zum Braten Kaffee mit Eiswasser serviert -- überhaupt war alles geeist, was uns sehr imponierte: ein Glas Pflaumensaft -- wer hatte je von Pflaumensaft gehört? -- wurde zur Delikatesse, wenn man es in einer übertrieben geräumigen Schale voll kleiner Eiswürfel kredenzte. -- Wir assen chinesisch, armenisch, mexikanisch und oberbayrisch; wenn wir uns beim "lunch" an einem echt ungarischen Gulasch gelabt hatten, wollten wir zum "supper" ein echt italienisches Risotto oder ein echt indisches Reisgericht. In Manhatten lässt eine kulinarische Weltreise sich ohne jede Schwierigkeit durchführen -- eine Möglichkeit, von der wir denn auch enthusiastisch Gebrauch machten.

Die grossen Blicke von den Dachgärten der Wolkenkratzer waren wundervoll; wundervoll war es in Coney Island, dem überdimensionalen Lunapark, wo der Radau ohrenbetäubender, die Rutschbahnen gefährlicher, die Zwerge kleiner und die Riesen grösser sind als irgendwo in Europa. Das Metropolitan war eindrucksvoll und die Metropolitan Oper auch nicht zu verachten -- nicht als ob Madame Jeritza als Carmen sich mit meiner Luise Willer hätte messen können, aber dafür hatten die Damen in den Logen hier viel schönere Pelze und Perlencolliers als im guten alten Münchener Staatstheater.

Aufregender als die lange, dicke Jeritza mit ihrer weltberühmten, aber etwas reduzierten Stimme waren die begabten, selbstbewussten und vorbild-

lich gewachsenen jungen Damen, die sich in den populären "Burlesque Shows" vor einem Publikum von gröhlenden Männern mit virtuoser Langsamkeit entkleideten. Noch besser als die "Burlesque Shows" gefiel uns ein Schauerstück namens "Graf Drakula", in dem es uns vor allem der unheimliche Doktor angetan hatte. Er sollte das liebe Fräulein Lucy von ihren Schwächezuständen kurieren, obwohl doch gerade er es war, der schauerliche Arzt, den man für den herabgeminderten Zustand der armen Jungfer verantwortlich machen musste. Tagsüber wirkte er recht würdig und gelehrt, neigte sich wohl auch mit heuchlerischer Anteilnahme über die Leidende, um sich zu erkundigen: "And how is our patient today?" Dabei klang sein Akzent freilich schon unheilverkündend exotisch -- was noch mehr auffiel, wenn er selbst, nicht ohne ein fatales Lächeln, die besorgte Antwort gab: "Our dear Miss Lucy looks very tired this morning." Kein Wunder! Denn in der vergangenen Nacht hatte das beklagenswerte Fräulein höchst grässlichen Besuch gehabt: ein Geschöpf mit schwarzen Flügeln und grinsendem Maul war zu ihr in die Stube geflattert und hatte der von Grauen Gelähmten das Blut aus den Adern gesogen. Man errät die Identität des Vampyrs: es war der Hausarzt selbst, der sich um Mitternacht so scheusslich gehen liess.

"Drakula" war eine Wonne; wir nahmen ihn in den Kreis unserer intimsten Mythen auf, dergestalt, dass ich heute noch meine liebe Schwester gern [illegible] "my dear Miss Lucy" nenne, besonders wenn sie müde oder enämisch wirkt und ich sie vor beflügelten Blutsaugern warnen möchte.

Den stärksten von allen theatralischen Eindrücken aber verdankten wir einer Negertruppe, die damals im Rahmen der hochliterarischen "Theatre Guild" Gershwin's musikalisches Drama "Porgy and Bess" präsentierten. Die Neger, so empfand ich, besassen, was der amerikanischen Bühne um jene Zeit völlig fehlte und ihr auch heute noch meistens abgeht -- einen echten, spontanen, aber doch bewusst entwickelten und konsequent festgehaltenen

künstlerischen Stil. Das Broadway-Theater in den Zwanziger Jahren schien fast unberührt von den Tendenzen und Experimenten, die das europäische Drama seit dem Naturalismus geprägt und beeinflusst hatten. Es gab, am Broadway, weniger Prätentionen und Kofusionen als im Berlin der expressionistischen und nach-expressionistischen Ära; aber es gab auch weniger Phantasie, weniger geistigen Ernst und leidenschaftlichen Einsatz. Das Theater war hier nicht als "geistige Erziehungsanstalt" gemeint, sondern diente der Unterhaltung -- noch ausschliesslicher und offenkundiger, als dies in Paris und London der Fall war. Die Neger jedoch -- und nur sie! -- unterschieden sich von der routinierten Eintönigkeit einer massiv-finanzierten, glatt-funktionierenden Vergnügungsindustrie; die Neger hatten Temperament, Witz, Rhythmus, Pathos, Komik, Zärtlichkeit; die Neger boten etwas essentiell [redacted] Neues -- eine zugleich urwaldhaft primitive und weltstädtisch raffinierte Kunst, die mich, eben durch ihre exotische Originalität, ebenso erregte und faszinierte wie die kühne Architektur der Brücken und Wolkenkratzer.

Leider gab es keine "colored people" -- keine Farbigen unter den vielen Bekanntschaften, die wir während dieser ersten Wochen auf amerikanischem Boden machten. Das Rassenvorurteil -- wenngleich an der atlantischen Küste sehr viel milder oder doch weniger auffällig als etwa in den Südstaaten -- bleibt doch auch in New York stark genug, um einen sozialen Kontakt zwischen Schwarz und Weiss fast unmöglich zu machen. Abgesehen von diesem Manko aber (das ich schon aus moralisch-prinzipiellen Gründen als störend und sogar beleidigend empfand) liess unser Verkehr an Buntheit nichts zu wünschen übrig. Wir hatten Umgang mit feinen Leuten, mit Bohemier und schliesslich auch mit einem gewissen Typ von rauhbeinigen, aber lustigen jungen Leuten, die in ausgefransten Hosen bei uns im "Astor" anrückten und unwahrscheinliche Mengen von belegten Broten zu sich nahmen.

Diese immer hungrigen, immer zuversichtlichen und einfallsreichen Burschen von gemischter Nationalität -- ein Menschenschlag, der sehr wesentlich und charakteristisch zum Stadtbild New Yorks gehört -- waren die Freunde Rickys, der seinerseits noch immer als Laufbursche in einem Blumengeschäft tätig war. Die Bezahlung war schlecht -- so erschreckend schlecht in der Tat, dass er sich, vor unserer Ankunft, oft die fünf Cents für die Untergrundbahn oder für eine Briefmarke nicht hatte leisten können. Unser Ricki -- der verwöhnte, exzentrische Ricki aus der opulenten Villa am Iserufer -- hatte gedarbt, Entbehrungen durchgemacht: man sah es ihm an, er war mager geworden und die Züge hatten eine neue Schärfe. Dergleichen gab es also in dieser reichen, stolzen Stadt New York. Die Stadt der "Prosperity", die Stadt der Hochhäuser, der Ziegfeld-Girls und geeisten Austern -- sie war also auch eine Stadt des Hungers und der Not.

In den Bohème-Zirkeln, zu denen wir Zugang fanden, war freilich von Not nichts zu spüren. Man logierte in einem etwas italienisch anmutenden Viertel, "Greewich Village" genannt, das fast ausschliesslich aus behaglichen "studios" (Ateliers) und "speakeasies" zu bestehen schien. Das "speakeasy" -- ein Lokal, wo (angeblich oder im Prinzip) leise gesprochen wurde, weil es dort verbotenen Wein und Schnaps zu trinken gab -- war eine sehr wichtige Institution im Amerika der "Prohibition"-Zeit. Es gab "speakeasies" jeden Stils, in jeder Preislage. Am lustigsten ging es zu, wo die Literaten und Maler verkehrten -- und eben diese Kreise waren es, die wir am intimsten kennenlernten.

Mein Verleger Horace Liveright war ein gewandter, unermüdlich dynamischer Führer durch den farbig amüsanten Dschungel von "Greewich Village". Er kannte alle, alle kannten ihn. Horace war mehr als nur ein einflussreicher Verleger (eine Stellung, die ihm an sich schon in diesem Milieu einen gewissen Nimbus verliehen hätte) -- er war ein Charmeur, ein Menschen-

fänger, ein Original oder "a character", wie die Amerikaner einen solchen Kauz mit belustigter Sympathie zu nennen pflegen.

Horace liebte "parties" -- "cocktail parties", "supper parties", "theater parties", "midnight parties"; Gesellschaften waren sein Schönstes. Er nahm uns auf viele mit, aber es schien immer dieselbe: Überall die gleichen attraktiven Mädchen mit den gleichen rotlackierten Fingernägeln, dem gleichen verwilderten Haar und dem gleichen elementaren Penchant für starke alkoholische Getränke; überall dieselben vielversprechenden, aber leider noch nicht ganz durchgesetzten Dichter (manche von ihnen sollten sich später durchsetzen -- Thornton Wilder, zum Beispiel, dessen Bekanntschaft wir damals machten); überall dieselben Scherze, Klagen und Diskussionen. Man sprach über Liebe (oder vielmehr "sex"), über Alkohol (alles schimpfte auf die "Prohibition"), über Gertrude Stein, die von Paris aus das Denken und den Jargon der New-Yorker intellektuellen Avantgarde influenzierte, und über den grossen Kritiker H. L. Mencken, der um diese Zeit, als Redakteur des "American Mercury", mit aggressivem Witz und unbestrittener Autorität sein Szepter schwang.

Wir verbrachten ein paar Abende bei dem grossen Mann, der übrigens seinerseits nicht im "Village" wohnte, sondern sein Hauptquartier in einem ziemlich teuren Hotel zwischen Times Square und Fifth Avenue hatte. Er setzte uns einen sehr guten Burgunder vor, schimpfte über Amerika und plauderte über deutsche Literatur. Er hatte während des Krieges Nietzsche übersetzt und sich als Deutschenfreund verhasst gemacht. Wir fanden ihn überraschend sattelfest in den deutschen Klassikern und lebhaft interessiert an allen neuen Versprechen oder Leistungen unserer Literatur. Diese Prädeliktion für alles Germanische sollte bei ihm später zur gefährlichen Schrulle werden und ihn, den streitbaren Liberalen, zum Parteigänger des Nationalsozialismus machen. In jenen vergleichsweise unschul-

digen und heiteren Tagen aber konnte es uns nur recht sein, dass er unserer Sprache und Kultur ein so intelligentes Wohlwollen entgegen= brachte: unser Gespräch wurde dadurch umso herzlicher und animierter.

Was die "feinen" -- will sagen, die sehr-sehr reichen -- Leute be= trifft, so verdankten wir ihre Bekanntschaft unserem kuriosen und char= manten Freund Kommer. Er war in der Tat eine einzigartige Figur -- "Rudolf K. Kommer aus Czernowitz" (wie er all seine Briefe mit wunder= lichem Stolz unterschrieb), der rundliche, freundlich-reservierte, kluge kleine Literat, der nie etwas publizierte, nie Geschäfte zu machen schien, aber trotzdem auf grossem Fusse lebte und mit den Grossen dieser Welt auf bestem Fusse stand. In Wien und Salzburg agierte er als der diskrete Mittelsmann zwischen Max Reinhardt, zu dessen Intimen er ge= hörte, und der internationalen "haute finance"; in London traf er sich mit Duff Cooper zum Lunch, mit G. B. Shaw zum Tee und mit Winston Churchill zum Dinner; in New York, wo er die Wintermonate im exklusiven Ambassador-Hotel verbrachte, kannte er alles, was gut und teuer war, von den Astors bis zu den Vanderbildts. Der Freund der Millionäre war seinerseits mittellos; niemand wusste, wie er sein kostspieliges Leben finanzierte. Was war das Geheimnis seiner fulminanten gesellschaft= lichen Erfolge? Warum wurde dieser wortkarge, dickliche kleine Ostjude von Kreisen akzeptiert, die sich sonst jedem Aussenseiter hochmütig ver= schlossen? Kommer war ein Mysterium, über das man sich auf mancher Cocktail-Party zwischen Beverly Hills und Budapest den Kopf zerbrach; ein Gesellschaftspsycholog vom Range Marcel Prousts hätte aus diesem Kuriosum eine grosse Figur gemacht.

Der "mystery man" aus Czernowitz nahm uns unter seine Fittiche; er war es, der uns in die grossen Häuser einführte, wo die "hostess" unter einem echten Botticelli empfängt und der Five-o'clock-tea unter

einem echten Rembrandt serviert wird -- zum Beispiel in das Haus des gros= sen Otto H. Kahn, wo Kommer ein regelmässiger und einflussreicher Besucher war. Mr. Kahn, ein Banquier von fabelhaftem Reichtum, war -- so weit ich mich erinnere -- der erste MultimillionÄr, dessen persönliche Bekanntschaft ich machte. Ich fand ihn etwas enttäuschend; wenn nicht die vielen alten Meister an den Wänden gewesen wäre, hätte man überhaupt nicht gemerkt, dass man bei einem Halbgott war. Uns fiel auf, dass Mrs. Kahn z beim Tee den Hut aufbehielt, obwohl man doch bei ihr zuhause war -- eine gewiss sehr elegante, aber doch nicht besonders kostspielige Marotte, die auch eine Dame von geringerem Vermögen sich leisten könnte. Otto H. -- ein moderner Lorenzo de Medici mit silbernem Schnurrbart und einem Wall-Street-Bureau -- plauderte leutselig über deutsche Literatur (von der er wenig verstand) und über die Metropolitan Oper (die er -- ganz nebenbei, mit der linken Hand gleichsam -- finanzierte). Wir waren etwas befangen. Der Gedanke an das furchtbar viele Geld, über das dieser freundliche ältere Herr ver= fügte, wirkte irgendwie lähmend auf uns, zumal wir selber nur noch sieben Dollars und sechzig Cents unser eigen nannten.

Unser Agent gab sich alle Mühe, eine Vortragstournée für uns zu arran= gieren, aber er kam nicht recht vorwärts. Ab und zu besuchten wir den braven Mann in seinem Bureau -- wobei uns auffiel, dass seine Miene von Mal zu Mal besorgter wurde. "Our poor Miss Lucy!" flüsterten wir voll Mitgefühl einander zu. "She looks very very tired again!" Der Impresario fürchtete um unseren Verstand -- was ihn nur noch schlechter stimmen konnte. Er wischte sich den Schweiss von der Stirne, während wir uns mit Herkules satanischer Stimme erkundigten: "And how is the patient <u>now</u>?" Es muss mörderisch geklungen haben. Er schauderte.

Schliesslich hatte er genug von diesem nervenzerrüttenden Spiel und erklärte ohne Umschweife, dass er sich leider ausserstande sehe, irgend= etwas für uns zu tun. "Wenn nur euer Englisch etwas besser wäre!" jammerte

er. "Euer Sprüchlein vom 'poor Miss Lucy' ist zwar sehr effektvoll, aber doch nicht genug für eine 'lecture-tour'!" -- Der Blick, mit dem wir ihm antworteten, muss sowohl mitleiderregend als auch drohend gewesen sein; denn unser Manager beeilte sich hinzuzufügen: "Natürlich bin ich mir ganz klar darüber, dass ich einen Vertrag mit Ihnen habe und dass Sie mich verklagen könnten, wenn ich es mir einfallen liesse, unseren Kontrakt ohne zwingenden Grund zu brechen. Mit solchen Dingen ist hier nicht zu spassen..."

Wir murmelten, dass man doch unter zivilisierten Leuten zu irgendeinem vernünftigen und fairen Kompromiss gelangen sollte -- woraufhin der Brave eifrig nickte: "Eben, eben! Ein Kompromiss -- unter zivilisierten Leuten! Versteht sich... lag mir auf der Zunge... Tausend Dollar -- scheint Ihnen das angemessen?"

Er stellte einen Scheck aus -- melancholisch, aber würdevoll und gelassen. Sein Lächeln war bekümmert, doch nicht ohne Güte, da er uns die Hand zum Abschied bot. "Wann gedenken Sie nach Europa zurückzukehren?" fragte er väterlich.

Nach Europa? Wir waren halb belustigt, halb angeekelt. "Europa kann warten!" riefen wir fröhlich. "Jetzt gehts zunächst einmal nach Hollywood."

Der gute Mann war paff -- besonders da wir hochgemut hinzufügten: "Und von dort aus werden wir unsere kleine Vortragsreise in die Wege leiten. Denn wir haben die richtigen Verbindungen! Goodbye, Sir. The pleasure has been ours!"

***

Es war eine lange Fahrt. Welch ein kolossales Land! Wir hatten es uns gross vorgestellt, aber doch nicht so gross! Wir fanden den Kontinent zwischen der Atlantischen Küste und der Pazifischen gross und [redacted] leer über alles Erwarten. Würden diese Steppen, diese Getreidefelder nie ein Ende nehmen? Nun war man schon vier Tage und vier Nächte unterwegs. Es wurde heiss in unserem Pullman-Wagen. (Die künstliche Luftkühlung war

damals in amerikanischen Zügen noch nicht eingeführt.) Draussen breitete sich sandige Öde. Es war die Wüste, durch die wir uns nun bewegten. Hörte diese Reise nie auf?

Aber am Morgen nach der vierten Nacht erschien die Landschaft draussen plötzlich zauberhaft verändert. Eine üppige Garten-Szenerie, an Stelle der kahlen Flächen! Das Gelobte Land -- da lag es, von der Sonne beglänzt, mit seinem Überfluss an Farbe und Fruchtbarkeit, mit seinen Orangenhainen, Zypressen und Feigenbäumen, seinen stolzen Palmenalleen und blütenumrankten Villen. So hatten sich die vier langen Tage und Nächte doch gelohnt: Es war ein Paradies, das uns am Ende der Fahrt begrüsste.

Die Enttäuschung begann in Los Angeles. Wie amorph und öde es wirkte, nach der harten und dynamischen Schönheit von New York! Los Angeles ist keine Stadt, sondern ein enormes Konglumerat von Strassen, Gebäuden, Fahrzeugen, wimmelnden Menschenmassen. Eine Stadt ist ein Organismus, der um ein pulsierendes Herz, ein Zentrum herum [illegible] allmählich gewachsen und geworden ist. Aber Los Angeles hat kein Zentrum. Los Angeles hat keine Struktur, keine Substanz, kein Gesicht; es gleicht einem wuchernden Pilz, einer hypertrophischen Qualle, einem massiven Polypen, der seine Arme mit blinder Gier nach allen Richtungen streckt.

Die Polypenarme sind Vorstädte, die sich der Meeresküste entlang und ins Land hinein endlos dehnen. Eine dieser Vorstädte ist Hollywood. Dorthin wollten wir -- der Name zog uns an wie ein Magnet.

Hollywood (es ist, wohlgemerkt, das Hollywood der späten Zwanziger Jahre, von dem hier die Rede ist -- nicht das Hollywood von heute!) wirkte auf uns, wie eine Provinzstadt, die verzweifelte Anstrengungen macht, Hollywood zu imitieren. Die Palmen, die wir von unserem Pullman aus bewundert hatten, die gar zu leuchtenden, gar zu fetten Früchte und Gemüse, die Schaufenster, die Hotels, die Kinopaläste, wo "die Stars ihre eigenen Filme sehen", ja, sogar die Sonnenuntergänge mit ihren übertriebenen

koloristischen Effekten -- es war alles so lächerlich "hollywoodhaft", so unwirklich und artifiziell! Der ganze Ort schien stündig auszurufen: Sehe ich nicht genau aus wie Hollywood, der Wunschtraum aller schönen Mädchen und ehrgeizigen Knaben? Kommt und betrachtet euch die Villen eurer geliebten Stars -- mit "Swimming Pool", eigener Bar und allem Zubehör! Eine komplette Rundfahrt für nur fünf Dollar! Unser Führer zeigt Ihnen das traute Heim von Lillian Gish, Mary Pickford, Ramon Navarro, Charlie Chaplin und anderen Favoriten!

Das erste traute Heim, in welches der Zufall uns führte, war das von Emil Jannings, der damals auf dem Gipfel seines internationalen Ruhmes stand. Er empfing uns mit grosser Jovialität -- ein munterer Fleisch=koloss mit groben Zügen, deren expressive Beweglichkeit ihm eine Tages=gage von tausend Dollar einbrachte. Er hatte ein prächtiges Haus (mit "Swimming Pool", eigener Bar); einen Butler, der so würdevoll war, dass er nur flüstern konnte; einen Chow-Hund mit schönem Löwenhaupt, blau=schwarzer Zunge und tückischen kleinen Augen; einen Papagei, der Obszöni=täten kreischte (wer daran Anstoss nahm, wurde nicht wieder eingeladen); eine gutmütige Tochter und eine ungewöhnlich amüsante Frau, die früher unter dem Namen Gussy Holl in Berlin populär gewesen war. Gussys erster Gatte war Conrad Veidt, der zu jener Zeit im amerikanischen stummen Film Triumphe feierte. Wir trafen ihn fast jeden Tag bei den Jannings' und liessen uns von ihm das Filmgelände der "Universal City" zeigen, wo wir seine macabre Maske als "L'Homme qui rit" bewunderten. Sogar ohne solche Vermummung sah Connie Veidt entschieden "dämonisch" aus -- ohne übrigens in Wahrheit etwas anderes zu sein, als ein anspruchslos fideler, gut=herziger und talentierter Bursche. Auch bei Jannings trügte der äussere Schein, aber in umgekehrtem Sinne. Wenn Connie aus professionellen Gründen auf dämonisch machte, so spielte Emil den Biedermann -- rauhe Schale, guter Kern: etwas tollpatschig und ungehobelt, aber ein Herz von Gold!

Es bedurfte eines geübteren psychologischen Blickes, als wir ihn damals hatten, um hinter dieser treudeutschen Fassade einen Charakter von kalter Schlauheit und Brutalität zu erkennen.

Wir hatten uns das Leben in Hollywood ungezwungen-international vorgestellt -- ein naiver Irrtum, wie sich bald erweisen sollte. Tatsächlich ist das gesellschaftliche Zeremoniell unter Filmleuten von chinesischer Starrheit und Kompliziertheit -- ein Kastensystem, dem zufolge nur Personen von gleicher Nationalität und ungefähr gleichem Einkommen miteinander verkehren dürfen. Ein soziales Zentrum wie das Jannings'sche Haus -- damals ein quasi-offizieller Treffpunkt der deutschen Filmkolonie -- war exklusiver als irgendein aristokratischer Salon in Rom oder Paris; niemand ward dort empfangen, der nicht eine Wochengage von mindestens tausend Dollar aufweisen konnte. (Wir wurden diesbezüglich als humoristische Ausnahme behandelt -- unterhaltend, aber nicht ernst zu nehmen...) Zu den regelmässigen Besuchern gehörte, ausser Veidt, der Regisseur und Dichter Ludwig Berger (geistvoll, kapriziös, von manischer Eitelkeit), der österreichische Dramatiker Hanns Müller (von bemerkenswertem Temperament und intellektuellem Charme: viel amüsanter als seine Stücke), der Regisseur Ernst Lubitsch (dessen Komödien zum Reizvollsten gehören, was der amerikanische Film auf diesem Gebiet je produziert hat), der Regisseur Murnau (lang und schweigsam, ausserordentlich begabt, von nicht unberechtigter und nicht unsympathischer Arroganz), die schon etwas ramponierte Lya de Putti (Emils Partnerin in dem unvergesslichen Film "Varieté") und einige andere von ähnlichem Rang.

Manchmal gesellte sich eine erstaunliche junge Dame zu unserem Kreis -- unangemeldet meist, oft erst zu später Stunde. Man sass beim Whisky auf der Terrasse: plötzlich war sie da -- eine atemberaubende Erscheinung, die sich durch die duftende Dunkelheit des Gartens stolzen und schleppenden Schrittes auf uns zubewegte. Sie war barhäuptig und trug einen

offenen Regenmantel, dazu Sandalen ohne Absätze. "Ich bin ja so furchtbar müüüde!" rief sie uns, statt eines Grusses, mit tiefem Klageton zu -- den Vokal in "müde" melodisch dehnend --, wobei sie sich auch schon in einen Sessel warf. Abgewendeten Hauptes, die Mundwinkel tragisch gesenkt, verlangte sie einen Schnaps: "Aber einen grossen, Emil! Einen doppelten!"

Ihr Antlitz unter der Löwenmähne war von verblüffender Schönheit -- das schönste Gesicht, wollte mir scheinen, das ich jemals gesehen; und in der Tat ist mir ein schöneres bis auf den heutigen Tag nicht wieder begegnet. Sie hatte die Marmorstirn einer trauernden Göttin und weite Augen voll goldener Dunkelheit. Die langen, geschwungenen Brauen waren sorgfältig rasiert und nachgezogen, die blauen Schatten auf den Lidern waren künstlich vertieft; im übrigen aber benutzte sie keine Schminke, nicht einmal Lippenrouge -- weshalb denn auch ihr Mund sehr blass erschien: ein blasser, grosser, trotziger Mund von unvergleichlicher Zeichnung in einem blassen, gross und kühn modellierten, trotzig-schwermütigen Antlitz.

Ihre tiefe, grollende Stimme schien beladen mit düster-süssem Geheimnis, ob sie nun übers Wetter sprach oder über den Film, in dem sie eben beschäftigt war. Es war unbeschreiblich rührend, sie lächeln zu sehen, was nur selten geschah. Ihr herrliches, untröstliches Gesicht hellte sich zögernd auf; wenn das Lächeln sich aber erst einmal um ihre nächtigen Augen und die stolze Kurve des Mundes niedergelassen hatte, verweilte es etwas zu lange -- nun seinerseits zögernd, sich von so lieblicher Landschaft loszulösen. Schliesslich aber erlosch es -- dies fremde Lächeln, das eigentlich nicht zu ihr passte -- und die Tragödin war wieder ganz sie selbst.

Mit grollender Pythia-Stimme forderte sie einen zweiten Whisky und erklärte dann, zur allgemeinen Überraschung, dass sie nun tanzen wolle. Sie tanzte einen Tango mit der Tochter des Hauses -- kräftig ausschreitend, in etwas steifer Haltung, das weisse Gesicht mit gesenkten Lidern ziemlich

weit von dem der Partnerin entfernt. Ihre grossen, edel geformten Hände hielten das Mädchen mit festem Griff. Sie hatte die etwas zu schweren Handgelenke, die langen Beine und breiten Schultern einer antiken Jünglingsfigur.

Nach dem Tanz liess sie uns mit sonorem Jammerlaut wissen, dass sie sich nun ganz entschieden besser fühle. "Ich danke euch allen," sprach sie nicht ohne Feierlichkeit. "Als ich kam, war ich furchtbar müüüde; aber jetzt geht es mir gut. Ich habe getanzt und getrunken. Thank you ever so much." Und sie verschwand im düfteschweren Dunkel der kalifornischen Nacht aus der sie -- atemberaubende Vision -- Erscheinung -- stolzen und schleppenden Schrittes zu uns gekommen war.

Emil erzählte uns, dass sie eine Schwedin sei, erst kürzlich aus Europa eingetroffen. Einer ihrer Landsleute, der ~~bekannte~~ Regisseur Maurice Stiller, hatte sie nach Hollywood gebracht. Stiller war nach Schweden zurückgekehrt und dort gestorben, während sein Protegée an der kalifornischen Küste zurückblieb -- allein mit ihrer erstaunlichen Schönheit und mit ihrem künftigen Ruhm.

"Das Mädel wird ein Bombenerfolg," prophezeite Emil mit fachmännischem Respekt. "Die setzt sich durch -- wartet nur! In zwei bis drei Jahren kennt die ganze Welt ihren Namen."

Ihr Name war Greta Garbo.

***

Erika schrieb emsig Briefe an zahlreiche Organisationen und Individuen, die, unserer Ansicht nach, als Interessenten für unsere Vorträge in Frage kamen. Ich, nicht minder emsig, schrieb Artikel für die deutsche Presse. Erika weigerte sich kapriziöser Weise, ihrerseits Artikel zu schreiben. Es gebe schon genug Schriftsteller in der Familie, behauptete sie eigensinnig, und sie sei nun einmal Actrice von Beruf. Woraufhin ich nur mitleidig kichern konnte: "Armes Ding! Dir wirds auch nicht erspart bleiben --

des Schriftstellern, meine ich. Es ist der Familienfluch."

Es gab vieles, worüber sich schreiben liess, sogar abgesehen vom Reich der belebten Schatten und fabelhaften Gagen. Ich schrieb über ein grosses Fussball-Match in Pasadena und über einen Boxkampf in Los Angeles. (Was mich am Fussball amüsierte, war nur das brüllende, sinnlos erregte Publikum, während ich den Boxkampf -- einer der wenigen, denen ich jemals beiwohnte -- einfach abscheulich fand.) Ich schrieb über die Wiedertäuferin Aimee McPherson, die im "Angelus Temple" ein Riesenauditorium mit ihrer Mischung aus echter Ekstase und frechem Humbug in hysterische Raserei versetzte -- und ich schrieb über den grossen Romancier Upton Sinclair, der uns auf seine geduldig-pädagogische Art die fundamentalen Probleme amerikanischer Ökonomie und Psychologie begreiflich zu machen suchte.

Wir hatten ursprünglich vorgehabt, uns nur ein paar Wochen in Holly=wood aufzuhalten; aber aus den Wochen wurden Monate -- wir bemerkten es kaum. Hollywood hat eine sonderbare Wirkung auf den Zeitsinn des Be=suchers -- es ergeht einem dort beinah wie im Zauberberg. Liegt es am gleichmässigen Wetter, am monotonen Glanz des kalifornischen Himmels? Wie dem auch sei, man vergisst, dass die Zeit vergeht, oder man realisiert doch nicht, wie geschwind sie vorüberfliegt. Wer wollte an Weihnachten denken in einem Klima, das uns gestattet, jeden Tag im Ozean zu schwimmen -- ob es nun Dezember ist oder Juli? Und doch, da war es unversehens herangekommen -- das bunte, laute Christmas oder X-mas von Hollywood, mit seinem künstlichem Schnee, seinen grellen Blumengirlanden und den dummen Kolossalporträts des "Santa Claus", die einem aus jedem Schau=fenster, von Dächern und Plakaten entgegenschmunzelten.

Es war das erste Weihnachten, das Erika und ich fern vom Elternhause verbringen sollten. Uns war etwas bang zumut -- besonders da wir wieder einmal schlecht bei Kasse waren. Ja, wir hätten uns nicht einmal eine

Weihnachtsdepesche an die lieben Eltern leisten können, wenn Erika nicht auf den kuriosen und doch auch wieder naheliegenden Gedanken verfallen wäre, mit ihrem besten Stück zum Versatzamt zu eilen: Es war das von mir einst so töricht missbilligte Pelzcape, das sich jetzt, in der Stunde der Not, als unsere Rettung erwies! Aber die Summe, die es uns brachte, langte nur gerade für das launige Kabel nach München und für einige vitale Anschaffungen; kein Cent blieb für die Hotelrechnung, die im Lauf der unbemerkt vorüberhuschenden Monate beunruhigend angewachsen war. Der Hotelmanager -- anfangs so verbindlich -- hatte uns schon eine eher peinliche Visite abgestattet. Mit einem grossen Aufwand an nervöser Beredsamkeit suchten wir ihn davon zu überzeugen, dass er sich doch bitte ja nicht sorgen solle: schliesslich seien wir zwei sehr feine und berühmte junge Menschen -- und wenn wir die Begleichung unserer lächerlichen kleinen Schuld etwas verzögerten, so müsse er das eben als eine Künstlerlaune begreifen und verzeihen. Aber der Herr von der Direktion hatte wenig Sinn für unsere Capricen. "I want my money," sagte er mit hässlichem Eigensinn. "Or else..." Woraufhin er uns verliess. Seine Stimme hatte gar nicht nett geklungen.

"And how does the patient feel now?" raunte meine Schwester mit ihrem besten Drakula-Akzent, sowie der Unhold uns allein gelassen hatte.

"My dear Miss Lucy," erwiderte ich, ernst aber gefasst. "Da gibt es nur Eines zu tun: Wir müssen uns zusammensetzen und einen Plan machen."

"Wie wärs mit einem Telegramm?" schlug Erika träumerisch vor. "Man könnte ein wirkungsvolles Telegramm aufsetzen."

Dies konnte nicht umhin, mir einzuleuchten. "Ausgezeichnet," sagte ich, und fügte mit feierlichem Nachdruck hinzu: "Wer nicht telegraphiert, kriegt nichts."

"Ein schönes altes Wort," nickte Erika. "An wen wollen wir telegraphieren?"

"Nicht an die Eltern," sprach ich dezidiert. "Das wäre phantasielos.

Auch die Urgreise dürften kaum in Frage kommen."

Wir versanken in nachdenkliches Schweigen, bis Erika mit forcierter Munterkeit vorschlug: "Zunächst lass uns das Christfest begehen!"

Weihnachtsabend bei Jannings war eine grosse Affäre -- zugleich traulich und opulent. Indessen hätten wir unseren Freunden um ein Haar das ganze Fest verpatzt -- oder vielmehr, es war die zügellose Phantasie des Zeichners Adrian, durch die das fröhliche Beisammensein gefährdet wurde. Gilbert Adrian -- ein junger Künstler von originellen Gaben (später sehr erfolgreich als Modezeichner), mit dem wir uns in Hollywood angefreundet hatten -- war liebenswürdig genug gewesen, uns eine Zeichnung als Weihnachtsgeschenk für Madame Jannings zu versprechen. Es sollte ein Blumenstück sein oder eine flotte Karikatur -- irgendetwas Harmlos-Dekoratives. Am späten Nachmittag des 24. Dezember, kurz vor Beginn der "Party" im Hause Jannings, sprachen wir bei Adrian vor, um die versprochene Gabe in Empfang zu nehmen.

"Da seid ihr ja, Kinder!" rief Freund Adrian aufgeräumt. "Und da ist das Geschenk für eure Gussy! Ich habe mir die grösste Mühe damit gegeben..."

Es war so niedlich verpackt, dass wir zögerten, es zu öffnen, und mit unserem verhüllten Schatz von dannen eilten -- nicht ohne Freund Adrian erst dankbar auf beide Wangen geküsst zu haben. Aber im Taxi, nur zwei Minuten von Emils Haus, wurden wir doch von Neugier überwältigt und beschlossen, einen Blick auf unsere Gabe zu werfen. Hastig entfernten wir die bunten Seidenpapiere -- und fielen fast in Ohnmacht vor Entsetzen! Es war ein pornographisches Meisterwerk, was wir in Händen hielten -- eine phallische Komposition im besten Beardsley-Stil: sehr anmutig, sehr gekonnt, aber absolut unmöglich! Einer deutschen Mutter zum Christfest mit solcher Obszönität zu kommen -- welch eine Idee!

Dass wir nun mit leeren Händen erscheinen mussten, war schlimm genug;

aber noch mehr beunruhigte uns die Frage, was nun mit dem anrüchigen Gegenstand geschehen solle. Auf keinen Fall wollten wir ihn wegwerfen: er war viel zu hübsch. So blieb denn nichts anderes übrig, als das skandalöse Produkt diskret im Garten unter einem Blütenbusch zu verstecken.

Alles klappte vorzüglich. Gussy lächelte mild, als wir unsere Entschuldigungen stammelten --: die Handarbeiten nicht zur Zeit fertig geworden; die Nachtmütze, die Pantoffel -- alles noch im Werden begriffen... Es herrschte vollkommene Harmonie, richtige Weihnachtsstimmung -- bis Emil, bald nach Tische, die unheilvolle Idee hatte, einen kleinen Spaziergang durch den Garten zu unternehmen. Und was war es, was er hinter seinem schönsten Rosenbusch entdeckte...?

"Wem gehört dieser Unflat?"

So furchtbar klang seine Frage, dass wir erröteten und gestanden. Seine Miene lief purpurn an, während seine Augen vor Zorn winzig wurden. "Das ist also die kleine Handarbeit, die ihr für meine Auguste vorbereitet habt," sprach er mit drohend gesenkter Stimme. "Eine reizende Überraschung. Sehr taktvoll -- muss ich sagen. Ein brillianter Scherz -- nicht wahr, Auguste?"

Dass er seine Frau "Auguste" nannte, unterstrich den Ernst der Situation. Er gebrauchte diesen Namen nie, ausser bei sehr schlimmen und dramatischen Gelegenheiten.

"Sehr komisch! Sehr charmant!" fuhr er mit schrecklichem Sarkasmus fort, wobei seine Stimme allmählich lauter wurde. Besonders geschmackvoll, wenn man bedenkt, dass es ein junges Mädchen hier im Hause gibt. -- Ruth-Maria, wo bist du?" brüllte er unvermittelt, wie in plötzlicher Angst. War dem lieben Kinde etwas zugestossen? Hatten Scham und Empörung das empfindsame Geschöpf aus dem Hause getrieben? -- Aber da war sie ja! Sie sass auf dem Sofa, stillvergnügt in den Anblick von Adrians gewagtem Scherz

vertieft.

"Was ist denn los, Papa?" Ihre Stimme klang faul und schläfrig -- man hatte den Eindruck, dass sie gleich zu schnurren anfangen werde, wie eine grosse Katze. "Ist doch ein reizendes Bild! Und so weihnachtlich. Ich behalte es gerne, wenn die Mutti es nicht haben will."

Die ganze Gesellschaft brach in ein homerisches Gelächter aus, dem auch der eben noch so ergrimmte Emil sich wohl oder übel anschliessen musste. Garbos Lachen war kehlig und sonor, wie das tiefe Gurren einer magischen Taube. Lya de Putti kreischte vor Fröhlichkeit, Connie Veidt wieherte, Murnau brüllte, Lubitsch meckerte. Der heitere Aufruhr erreichte seinen stürmischen Höhepunkt, als Madame Jannings ihrer Tochter das Bild entriss und mit grosser Entschiedenheit erklärte, dass sie sich niemals, unter keinen Umständen, von einem so schönen künstlerischen Besitz trennen würde -- nicht für alle Juwelen der Mary Pickford!

Es war am gleichen Abend, wenn ich mich recht erinnere, dass ich George Gershwin's "Rhapsody in Blue" zum ersten Mal hörte und von dem Elan, dem Pathos dieser hinreissend neuen Musik sofort bezaubert war. ("Was wollen Sie? Ich war einundzwanzig Jahre alt und lebte in der grossen Stadt New York," erwiderte Gershwin auf die Journalisten-Frage, wie er denn darauf gekommen sei, die "Rhapsody" zu schreiben. "Was für eine Art Musik würden Sie denn von mir erwarten? Es ergab sich ganz von selbst...")

Und es war in der gleichen Nacht -- der Christnacht des Jahres 1927 --, dass unser Freund Raimund von Hofmannsthal (noch ein "Dichterkind"!) uns in seinem betagten, eigenwilligen kleinen Ford beinah ums Leben brachte. Wir fuhren die Hügel hinauf; der Weg war schmal, gewunden und gefährlich steil; wir hatten reichlich getrunken -- Champagner und Ale und Whisky, mit Sodawasser, und Ale mit Champagner, und schliesslich wieder Whisky (ohne Soda...) Die Bremsen des drolligen alten Wagens waren nicht recht in Ordnung, aber was tat's? Wir sangen das grosse Thema der "Rhapsody in Blue"

und schwärmten von Greta Garbo und lachten über Adrians freches Bild. Und Los Angeles lag zu unseren Füssen mächtig ausgebreitet -- ein flimmernder Ozean, eine Unendlichkeit von tanzenden, lockenden Lichtern.

***

Unsere Telegramme erwiesen sich als wirksam, als hätten wir Zauber=sprüche in die Welt hinaus gesandt. Geld traf ein, von gefälligen Redak=teuren in Berlin und München, auch von barmherzigen Freunden -- nicht sehr viel Geld, aber doch genug, um den unerbittlichen Manager des Hollywood Plaza Hotels zu befriedigen und zwei Pullman-Sitze von Los Angeles nach New York zu erstehen.

Ricki erwartete uns am "Grand Central"-Bahnhof. Er sah besser aus -- nicht mehr so verwildert und abgezehrt. Offenbar, es gab ein Mädchen, das sich um ihn kümmerte. Wir kannten das Mädchen -- Eva Herrmann, eine junge Zeichnerin von delikatem Liebreiz und von grossen Gaben --; wir waren es, die sie unserem Ricki zugeführt hatten.

"Ich bin beinahe glücklich," gestand er uns mit einem verlegenen Grin=sen. Ich arbeite wieder -- komisches Zeug: Wolkenkratzer, Kühe -- alles durcheinander... Ich habe jetzt manchmal Heimweh -- nach den bayrischen Bergen... Eva und ich wollen bald nach Europa zurück." --

Wir kamen gerade rechtzeitig zu unserem ersten Vortrag, der von der höchst respektablen "Columbia University" veranstaltet wurde. Das Aben=teuer verlief entschieden weniger quälend und blamabel, als wir gefürchtet hatten. Auf Erikas Einführungsrede (sie hatte den englischen Text aus=wendig gelernt und überraschenderweise klang es fast natürlich!) folgte meine (deutsche) "Causerie" über junge europäische Literatur, worauf hin Erika das Programm mit einigen Rezitationen "jüngster deutscher Dichtung" effektvoll zum Abschluss brachte. Unsere Darbietung wurde recht freundlich aufgenommen -- viel freundlicher als seiner Zeit "Revue zu Vieren". Das "German Department" der berühmten Harvard University lud uns zu einem

Vortrag ein; desgleichen die nicht minder distingierte Universität von Princeton.

Es machte uns enormen Spass herumzureisen. Unser Appetit nach neuen Eindrücken und Bekenntschaften blieb unersättlich, obwohl wir doch wahrhaftig keine Anfänger mehr waren. Aber immer wieder begegnete man Gesichtern, die man nicht hätte missen mögen -- kennenswerte, liebenswerte, unvergessliche...

Sonderbar, die Züge und Äusserungen mancher Berühmtheit, der wir damals begegneten, sind aus meinem Gedächtnis verschwunden, aber ich erinnere mich derer, die damals noch keinen Namen hatten und doch schon irgendwie erwählt, gezeichnet schienen. Da war zum Beispiel dieser junge Mensch, der siebzehnjährige Sohn unseres Gastgebers, irgendwo in der Nähe von Philadelphia -- woher wussten wir, dass er ein Dichter war? Es muss etwas von ihm ausgegangen sein -- eine Strömung, ein Leuchten... Die Physiognomie unseres Wirtes, eines gewissen Professor Prokosch, habe ich längst vergessen. Aber als mir später ein Buch von Frederic Prokosch, "The Asiatics", in die Hände fiel -- viele Jahre nach unserer Visite in seinem Heim --, da erinnerte ich mich sogleich an sein junges Gesicht, wie ich es damals gesehen hatte: die reizbare Stirn, die sich so leicht nervös verfinsterte; der dunkle Blick, voll von der Verheissung künftiger Visionen. Mit welch verbissener Konzentration er lauschte, als wir mit seinem Papa die nächsten Phasen unserer Fahrt besprachen!

"Also nach Asien wollen Sie?" fragte er mit einer gepressten Stimme, in der Neid und Entzücken sich zu mischen schienen. Ja, versetzten wir, ein paar asiatische Ländern würden wir wohl besuchen. -- "Asien...," wiederholte der junge Frederic mit sehnsüchtig geweitetem Blick und verfinsterter Stirne.

Ich fuhr hin, und er nicht. Trotzdem hat er mehr von Asien gesehen als ich -- wie sein Buch "The Asiatics" beweist.

Wir hatten längst beschlossen, nach Kalifornien zurückzukehren, um uns von dort so bald wie möglich nach Honolulu und Japan einzuschiffen. Es war ein tollkühner, ja, aberwitziger Plan, angesichts unserer kritischen finanziellen Lage, aber wir blieben dabei, allen Warnungen zum Trotz, die unsere besorgten Eltern und Freunde an uns ergehen liessen. Zunächst reichte unsere Barschaft für das Eisenbahnbillett von New York nach Chicago, wo "The Literary Mann Twins" in einem deutsch-amerikanischen Club auftreten sollten -- und dann würde man weitersehen.

Es ging -- irgendwie ging es immer. Von Chicago im Staate Illinois schlugen wir uns nach dem Staate Kansas durch, wo es wieder ein paar "lectures" und ein paar Dollars gab. Schliesslich langten wir im altvertrauten Hollywood an, nachdem wir erst noch, als gewissenhafte Globetrotter, den fabelhaften "Grand Canyon" -- die unheimlich kolossale, unheimlich farbenprächtige Schlucht von Arizona -- besucht und bewundert hatten.

Auch in Kalifornien durften wir uns diesmal für Geld sehen und hören lassen, der distingierte "Friday Morning Club" in Pasadena zahlte uns ein Honorar von fünfzig Dollar, wozu aber noch eine überraschende Dreingabe kam. Denn es war gelegentlich unseres Auftretens in Pasadena, dass wir jene gütige und zerstreute alte Dame kennenlernten, der wir -- mehr aus Mitteilungsbedürfnis als aus schnöder Berechnung -- von unseren Reiseplänen und Geldproblemen erzählten. Die Alte nickte -- ich sehe sie noch vor mir: sie hatte ein grosses, graues, sehr sehr gütiges Gesicht mit Hängebacken -- und lud uns zu einer musikalischen Soirée in ihrem Hause ein. Wir gingen hin -- nicht gar zu enthusiastisch, wie man sich denken lässt. In der Pause, zwischen Bach und Brahms, wollten wir uns unauffällig entfernen -- deprimiert von so viel weihevollem Dilettantismus und übrigens auch vom Gedanken an unsere Misere --, wurden aber von der Hausfrau bemerkt. Sie winkte uns herbei, wobei sie freundlich-geistesabwesend lächelte. "Da hab' ich etwas für euch, Kinderchen," sprach sie milde, und überreichte uns ein mysteriös aussehendes Dokument, säuberlich

gerollt und mit einem rosa Seidenbändchen garniert. Es war ein Wertpapier, tausend Dollar wert. Wir dankten der guten Fee -- Erika machte sogar einen Knicks: so überwältigt war sie --, verkauften das Wertpapier und erstanden für den Erlös zwei Billets von San Francsico nach Honolulu.

Frisco ist die eigentümlichste, schönste Stadt Amerikas -- nach, oder mit, New York City. Kein anderer Ort in den Vereinigten Staaten könnte geeigneter sein, das Herz des Scheidenden mit dem Wunsch nach Wiederkehr zu erfüllen. Das Goldene Tor, das sich verlockend zum Orient hin öffnet, ist auch die strahlende Pforte zur westlichen Hemisphäre, zur Neuen Welt. Mit seiner doppelten Perspektive und zweifachen Verheissung scheint der Hafen von San Francisco den Wanderer gleichzeitig hinauszuschicken und zurückzuhalten.

Die Tage auf dem Stillen Ozean waren lang und träg und voll Träumerei. Wir schauten den Wellen zu und den fliegenden Fischen und den immer wechselnden Tönungen des ungeheuren Himmels. Wir hatten viel Zeit nachzudenken und uns zu erinnern. Wir dachten über Amerika nach und über Europa und wohl auch über uns selbst. Was hatte er uns bedeutet -- dieser erste Kontakt mit den Vereinigten Staaten?

Es bedeutete uns etwas Fremdes, Grosses, Überwältigendes. New York war gross und fremd und überwältigend. Die kalifornische Wüste, der "Grand Canyon" von Arizona, die unendlichen Flächen des Mittelwestens, die gefrässige Dynamik von Los Angeles, die Jugend in den Universitäten, die Jugend auf den Landstrassen, die Jugend in den lärmenden Stadiums, der inspirierte Elan der "Rhapsody in Blue", der Rhythmus der Negertänze, Harlem, die "Burlesque Shows", ja, selbst die Schreckensszenen in den Schlachthäusern von Chicago, das Elend in den Slums, die Massenhysterie im Tempel der anrüchigen Priesterin Miss Aimee McPherson-- es war alles gross und wild und neu erregend. Aber es war nicht unsere Welt. Es war

eine unendlich reiche, herrlich dynamische Welt -- aber es war nicht unsere. Wir waren fasziniert, erschreckt, begeistert von Amerika. Aber wir blieben Europäer.

* * *

Unsere Reise zog sich noch mehrere Monate hin, aber in meiner Erinnerung ist von diesen letzten Monaten nicht viel lebendig geblieben. Wir hielten uns überall viel länger auf, als wir ursprünglich vorgehabt hatten -- teils weil wir es überall interessant fanden, vor allem aber weil uns meist das Geld zur Abreise fehlte. Immer wieder kam es vor, dass wir uns sehr intensiv "zusammensetzen" mussten, um zu überlegen, wem diesmal gemabelt werden solle, denn wer nicht telegraphiert, kriegt nichts -- das stand nun einmal fest. Einmal war es unser väterlicher Freund Sami Fischer, der uns etwas Geld als Vorschuss auf ein Reisebuch zukommen liess, das nächste Mal half uns ein Zeitungsredakteur oder ein anderer Wohltäter aus der Patsche. Die Eltern wurden nicht in Anspruch genommen: es war unser sportlicher Ehrgeiz, es ohne sie zu schaffen.

Zunächst blieben wir ein paar Wochen lang im Blütenparadies von Honolulu hängen (wir wohnten dort in einem sehr malerischen Bungalow am Meer, ausserhalb der völlig amerikanisierten Stadt); dann wiederholte sich die gleiche Situation -- längst vertraut und doch immer wieder nervenzerrüttend -- in der japanischen Hauptstadt. Das Hotel Imperial in Tokyo, wo wir -- nicht ganz freiwillig -- mehrere Monate verbrachten, ist eine der popmösesten und lächerlichsten Luxuskarawanserien der Welt: die Preise, die wir dort zu zahlen hatten, waren ebenso absurd wie die maurische Fassade des Prunkbaus, den einer unserer scherzhaften Freunde "entschieden beeinflusst von Aida" fand.

Tokyo ist die zäheste und hässlichste (Kapitale) der Welt. Die Natur versucht immer wieder, diese mächtige und unerfreuliche

Stadt zu zerstören (auch zur Zeit unseres Aufenthaltes gab es ein ziemlich kräftiges und erschreckendes Erdbeben), aber sie geht aus allen Feuerproben eher gekräftigt als geschwächt oder geläutert hervor. Nach jeder Heimsuchung stellt Tokyo sich geschwind wieder her, wie eines jener mythischen Ungeheuer, deren grässliche Klauen und Flossen noch schneller nachwachsen, als sie abgehauen werden können.

Was mich am imperialistischen [redacted] Tokyo, wie am fascistischen Rom, instinktiv abstiess und beleidigte, war der militante Rummel, die herausfordernde Geste eines machthungrig arroganten Nationalismus. Der festungsartige Palast des Gott-Kaisers [redacted] -- übrigens eine architektonisch grossartige Konstruktion -- wirkte auf mich wie das massive Symbol einer tückisch-unersättlichen Aggressivität. Die einzigen Manifestationen des japanischen Genies, die mich wirklich ansprachen und gewannen, waren Gartenkunst und Theater. Die Gärten von Tokyo sind Meisterwerke, und die Theaterstrasse ist von so grandioser Buntheit und Bewegtheit, dass es sich lohnen würde, die Stadt nur um dieses einen ausserordentlichen Eindrucks willen zu besuchen. Wir verbrachten denn auch die meisten unserer Abende in den Schauspielhäusern -- teils in den populären, wo das klassische Drama mit strengstem Zeremoniell inszeniert wird, teils in den kleinen Avanetgardetheatern, die sich mit bemerkenswertem Geschick an europäische Stilexperimente wagen. Eine dieser progressiv-westlich eingestellten Bühnen spielte damals gerade unser Lieblingsstück, Wedekinds "Frühlings Erwachen". Es war reizvoll-verwirrend, die vertrauten Szenen in so exotischer Maskierung wiederzusehen, und es rührte uns, nach der Vorstellung mit den japanischen Schauspielern zu plaudern, die sich mit so viel Talent und Fleiss bemühten, die Gebärden und Akzente unserer eigenen Jugend zu imitieren.

Wir besuchten Nikko, die heilige Tempelstadt, und wir besichtigten Kyoto, die alte kaiserliche Residenz, wo wir in einem japanischen Hotel

logierten. Dort verstand niemand ein Wort irgendeiner europäischen Sprache und die Mahlzeiten bestanden aus Tee, rohem Fisch mit scharfen braunen Saucen und Reis in mannigfacher Zubereitung. Übrigens musste man in liegender oder hockender Stellung speisen, da Stühle nicht vorhanden waren -- ebenso wenig wie Messer, Gabeln und Betten. Es war ein Strohmatten-Idyll im Stil des Lafcadio Hearn -- reizend belebt von einem kichernden Rudel emsiger und adretter Geschas, die sich nicht genug über unsere schlechten Manieren und unsere tölpelhafte Ungeschicklichkeit amüsieren und erstaunen konnten. Nun waren wir wirklich in Japan; im stillos aufgeblähten, europäisch-amerikanisch korrumpierten Tokyo hatten wir nur seine hässlich anspruchsvolle Fassade gesehen.

Wir beschlossen, unsere Heimreise über Korea und Russland zu machen, da Peking nach dem Zusammenbruch der Nordarmee so gut wie abgeschnitten war. Im Hotel Imperial hatten die Journalisten und Diplomaten uns Grässliches über die Zustände im Inneren Chinas erzählt; auch der deutsche Botschafter in Tokyo, Solf -- ein jovialer, ziemlich intelligenter Herr, mit dem wir recht herzlich standen -- hatte uns ausdrücklich vor der gefährlichen Reise nach der chinesischen Hauptstadt gewarnt. So verzichteten wir denn auf Peking, das wir gern gesehen hätten, und gaben uns mit Mukden zufrieden.

Tatsächlich ist die alte mandschurische Kapitale so eindrucksvoll, dass sie einen vergessen lässt, was man in China versäumt hat -- besonders wenn man es nicht kennt. Das chinesische Mukden -- von den internationalen Distrikten durch eine majestätische Mauer getrennt -- gibt dem Reisenden doch einen Vorgeschmack, eine Ahnung von der erhabenen Grösse Pekings. Die monumentale Schlichtheit des kaiserlichen Palasts und der berühmten Pe-Ling-Gräber, etwas ausserhalb der Stadt -- die Atmosphäre und

Architektur von Mukden sind danach angetan, selbst den flüchtigen Besucher verstehen zu lassen, warum China um so Vieles stärker und geheimnisvoller ist als sein provokant unternehmungslustiger Kleiner Nachbar, Japan.

Chung-Chan ist halb chinesisch, halb russisch, Harbin, Zweidrittel russisch, ein Drittel kosmopolitischer Cocktail, Krasnojarsk, russisch, Omsk, Irkutsk -- russisch, russisch, russisch... Sibirien war endlos und unglaublich heiss. Die Sonne brannte und der Wodka brannte, aber wir hatten nicht genug Geld, um uns so viel Wodka zu kaufen, wie wir gern getrunken hätten. Die Fahrt von Harbin nach Moskau schien uns zwanzigmal so lang wie die von Manhattan nach Los Angeles. Ein Huhn in Omsk kostete mehr als ein opulentes Dinner am Hollywood-Boulevard. Das Geld ging uns aus, mitten in Sibirien. "Wir werden Hungers sterben!" prophezeite ich düster. Und Erika, nicht weniger beklommen: "Der Hunger wäre das Schlimmste nicht. Aber der Durst!" -- Indessen erwies unser Schutzengel sich wieder einmal als sehr tüchtig und einfallsreich. Der unbekannte Reisegefährte, an den wir uns mit einem verzweifelten Briefchen wendeten ("Lieber Fremder!... haben unsere Brieftasche verloren... wollen Sie d[redacted]t doch bitte-bitte freundlich genug sein, uns ein paar Rubel zu leihen... wird in Moskau zurückerstattet...") stellte sich als ein deutscher Schriftsteller heraus -- Bernhard Kellermann, Verfasser des "Tunnel", S.Fischer-Autor, alter Bekannter des Zauberers. Wir waren aus aller Not!

Der letzte grosse Eindruck der Reise war der Rote Platz -- fast erschreckend grossartig in seiner weiträumigen Simplizität, mit den wuchtigen Kreml-Mauern, den farbigen Kuppeln der St. Basilius-Kirche und der kubischen Konstruktion des Mausoleums, wo die Mumie Lenins, ein mürbes, zartes und doch mächtiges Götzenbild, die Huldigungen der

Nation empfangt.

... "Na, da seid ihr ja, Kinder!"

Dies war der vertraute Klang von Mieleins Stimme. "Du lieber Gott!" lachte sie. "Ich fürchte, ihr seht ein bisschen lächerlich aus! Wirklich nicht wie ein Paar erwachsener Weltenbummler."

"Ich muss doch sehr bitten!" Erika war gekränkt. "Ich sehe aus wie eine ziemlich distingierte Dame im Pelzcape."

"Du bist schon recht," sagte der Vater begütigend. Es war sehr eindrucksvoll [redacted] und rührend, dass er , durchaus gegen seine Gewohnheit, mit zur Bahn gekommen war, um uns abzuholen. Und es war elf Uhr vormittags -- seine Arbeitszeit!

Uns war recht traumhaft zumute. Die beiden "Winzigen", Elisabeth und Michael, präsentierten sich niedlich geputzt, mit grossen Blumensträussen. Sie waren erheblich gewachsen, in der Zeit unserer Abwesenheit. Freilich, wir waren ja fast ein Jahr lang unterwegs gewesen...

"Du bist stark gealtert," sagte ich zu Elisabeth. "Würdevoll, aber runzlig. My dear Miss Lucy," fügte ich geheimnisvoll hinzu, "you seem more tired than ever today!"

Die Altern tauschten besorgte Blicke, während die zwei Kinder kicherten.

"Und was war denn das Allerschönste, was ihr draussen in der Welt gesehen habt?" erkundigte Michael sich, ein paar Minuten später, als wir es uns im Wagen bequem gemacht hatten.

"Bernhard Kellermann!" erklärten Erika und ich, wie aus einem Munde.

Unsere Lieben lächelten befremdet.

"Und was noch?" insistierte Michael. "Was war noch schön, ausser Herrn Kellermann?"

"Nicht viel," sagte ich. Und, mit einer grossartigen und lässigen Gebärde: "Rien que la terre..."

"Ich hab's dir doch gesagt," flüsterten die Winzigen einander zu. "Die beiden Grossen sind ganz komisch geworden! Jetzt spricht der komische Klaus schon japanisch zu uns!"

293

Siebentes Kapitel

AUF DER SUCHE NACH EINEM WEG (1928-1930)

Immer noch keine Richtung? Immer noch kein Programm? Nach so vielen Fahrten -- immer noch kein Ziel?

Doch: ich versuchte, meiner Sehnsucht einen Namen zu geben, mein Erbe und meine Verpflichtung zu benennen. Europa -- diese drei Silben wurden mir zum Inbegriff des Schönen, Erstrebenswerten, zum inspirierenden Antrieb, zum politischen Glaubensbekenntnis und moralisch-geistigen Postulat.

Was ist Europa? Ein unbedeutender Ausläufer der asiatischen Landmasse, eine Halbinsel von komplizierter Struktur, nach einer phönizischen Prinzessin benannt. Sie wurde vom Zeus geraubt, der, um ihr zu gefallen, in der Gestalt eines Stiers erschien. Was für ein magischer Funke war es, den sie mit sich trugen -- das göttliche Tier und seine entzückte Braut, auf ihrer wonnevollen Hochzeitsreise zur Insel Kreta? Der Same des olympischen Ungeheuers ging auf im Schosse der Königstochter; in geweihter Erde -- der Erde Griechenlands -- vervielfältigte sich die Frucht. Aus heiligem Boden erstand das Wunder: die Geburt des Abendlandes.

Dies war es, was geschah an den Ufern des ägäischen Meeres: Eine kleine Schar von Athleten und Philosophen trotzte der Unermesslichkeit Asiens und Afrikas. So kühn und stolz waren diese Männer, dass sie ihren Lebensstil als den einzig menschenwürdigen, einzig menschlichen proklamierten: die nicht-hellenische Welt galt ihnen als das Chaos. Ausserhalb Griechenlands war nichts als Barbarei -- die Dunkelheit, die Stagnation, das Schweigen. Ausserhalb -- das tote Land, das Kaktus-

Draussen

land, reglos und verdörrt unter der grausamen Sonne; draussen: Dumpfheit und Brutalität, der Tyrannenkult, der tödliche Hauch der Wüste. In Asien und Afrika -- die magischen Riten und stummen Ängste, das Menschenopfer, die Majestät des Grabes. Aber in Hellas -- der "élan vital", die schöpferische Nervosität, die Geburt der Persönlichkeit.

In Hellas -- der Beginn von Epos und Tragödie, die Errichtung der Polis auf dem agonistischen Prinzip und dem pädagogischen Eros; in Hellas -- der Traum vom vollkommenen Menschen (nicht nur sein Geist sei edel, sondern auch sein Körper, seine Gestalt); in Hellas -- der Traum von der Freiheit, der Wille zur Erkenntnis, die Freude an der Diskussion, an Widersprüchen, Gelächtern, der heiter-sinnliche Kontakt zwischen Mensch und Mensch, zwischen Menschen und Göttern.

Die barbarische Welt -- ~~zugleich einförmig und bunt~~ -- verharrt in (starrer Monotonie); aber das Abendland wandelt sich, wechselt und wächst, absorbiert immer neue Rhythmen und Ideen, verjüngt seine Substanz in unendlichen Metamorphosen und Abenteuern. Hellas verbindet sich mit Rom; das neue Gebild, das solcherart entsteht -- der römische Weltstaat griechischer Kultur -- empfängt und trägt die Offenbarung des Christentums. Aus dieser Vermählung -- hellenisches Freiheits- und Schönheits-Pathos, gestärkt durch römischen Ordnungssinn, erhellt durch die Frohe Botschaft christlicher Nächstenliebe -- ergibt sich das ewig-gültige Gesetz, das Fundament occidentaler Gesittung.

Wenn Europa liebenswert und gross gewesen ist -- diesem zweifachen Erbe dankt es seinen Glanz. Golgatha und die Akropolis sind die Garanten europäischer Zivilisation, europäischen Lebens. Der Kontinent setzt seine ~~Menschlichkeit~~ (Würde), ja, seine Existenz aufs Spiel, sobald er diese doppelte Basis und Verpflichtung -- Hellas plus Christentum -- verleugnet und vergisst.

Hat der europäische Mensch nicht seine Mission recht oft verleugnet und vergessen? Er, der als Künder der Freiheit und der Caritas hätte

kommen sollen, machte sich zur Geissel fremder Rassen, zum Ausbeuter der Nationen, zum Joch der Welt. Die Liste seiner Verbrechen ist erschreckend lang; daheim wie in fernen Zonen wurde der weisse Mann zum Ausnutzer und Verführer, zum Fronvogt und Feinde derer, die da mühselig und beladen sind.

Und dennoch und trotz allem, die Geschichte europäischer Missetaten -- blutstarrende Chronik der Kriege und Eroberungen, des Massenmords, der Gier, der Heuchelei -- ist doch zugleich auch, paradoxerweise, die Geschichte von der Entfaltung, vom Triumphzug des europäischen Genies. Dasselbe Europa, das Qual und Frevel über die Meere trug, brachte doch auch seinen heilig-kreativen Funken -- Anreger schönster Taten, Quelle unendlicher Hoffnung, ewigen Versprechens. Wenn der europäische Geist mit seinem rastlos-unstillbaren Ehrgeiz fünf Kontinente beunruhigte und korrumpierte, so erwies die gleiche Kraft sich doch immer als erfinderisch genug, um gleichzeitig das Gegengift und Heilmittel hervorzubringen.

Das europäische Drama vollzieht sich in dialektischer Form: jede Energie und Tendenz provoziert die eigene Opposition, auf jede These folgt die Antithese, und sogar die scheinbare Synthese der Gegensätze ist nichts als ein neues Experiment, eine vorübergehende Konjunktion im Spiel der rivalisierenden Kräfte. Die endlosen Spannungen und Explosionen innerhalb des europäischen Mikrokosmos haben den Fortschritt der Zivilisation oft gehemmt und zeitweise paralysiert; aber mit zäher Vitalität erhebt sich der Kontinent, Phönix-gleich, immer wieder aus Schutt und Asche fast tödlicher Katastrophen. Die Fäulnis oder Ermattung eines der Elemente, aus denen sich das Wesen Europas zusammensetzt, konnte stets korrigiert oder kompensiert werden. Wenn Rom seine Sendung verrät -- dort steht ein Martin Luther! Ist das "ancien régime" zum unerträglichen Skandal geworden? Hier sind die Cromwells und die Robespierres! Ein Bonaparte erscheint, wenn die Revolution ihren Sinn erfüllt

hat. Das Ringen zwischen Papst und Kaiser während des Mittelalters, der Kampf zwischen Protestantismus und Katholozismus im sechzehnten und siebzehnten Jahrhundert, die grossen Rivalitäten zwischen den Nationalstaaten des achtzehnten, neunzehnten und zwanzigsten -- dieser ständige Strom von Spannung und Versöhnung, dies dialektische Spiel der miteinander konkurrierenden, sich ergänzenden Energien ist die eigentliche Quelle europäischer Kraft und Widerstandsfähigkeit.

Das Machtzentrum des Kontinents war niemals lang stabil: es blieb in Bewegung, verschob, verlagerte sich vom Süden nach dem Norden, von Ost nach West, von einer Rasse, einer Nation zur anderen. Die Etablierung einer neuen politischen Hegemonie -- der spanischen etwa oder der französischen -- bedeutete immer auch den (zeitweiligen) Triumph eines bestimmten nationalen Lebensstils, einer Sprache, einer Philosophie. So hatte jede Schattierung im europäischen Kaleidoskop einmal ihre historisch bedingte Chance, die Färbung des gesamten Systems zu bestimmen -- und sei es auch nur für die Dauer von ein paar Jahrzehnten. Übrigens war solch vorübergehende Vorherrschaft einer bestimmten europäischen Komponente niemals von absoluter, unbedingter Art: die anderen Elemente liessen sich keineswegs völlig ausschalten, sondern blieben unter der Oberfläche aktiv und einflussreich -- immer bereit, jede neue Schwankung im Gleichgewicht der Kräfte wahrzunehmen und ihrerseits wieder führend zu werden.

Wehe dem Erdteil, wehe der europäischen Kultur, wenn eine ihrer Komponenten sich jemals auf die Dauer die unbedingte Hegemonie über alle anderen anmassen sollte! Die permanente Vorherrschaft eines Bestandteils wäre gleichbedeutend mit dem Zerfall, der Auflösung des Ganzen. Die Harmonie Europas beruht auf Dissonanzen. Das Gesetz, welches der Struktur, dem Wesen des europäischen Genies immanent ist, verbietet die totale Uniformierung, die "Gleichschaltung" des Kontinents. Europa

auf einen Nenner bringen -- sei er deutsch, russisch oder amerikanisch --, Europa "gleichschalten" heisst, Europa töten.

Dies ist das doppelte Postulat, welches Europa erfüllen muss, um nicht zugrunde zu gehen: Das Bewusstsein europäischer Einheit ist zu bewahren und zu vertiefen (Europa ist ein unteilbares Ganzes); gleichzeitig aber ist die Mannigfaltigkeit europäischer Stile und Traditionen lebendig zu erhalten. (Europa -- der kostbar-schwierige Akkord, in dem die Dissonanzen zueinander finden, ohne sich je zu lösen.)

***

Wie winzig und verwundbar es sich ausnimmt, unser liebes altes Europa -- von Kansas oder von Korea aus betrachtet! Die gerührte Zärtlichkeit, mit der ich unterwegs an die ferne Heimat dachte, war nicht frei von Sorge. Solange ich Europa nicht verlassen hatte (die nordafrikanische Reise zählt nicht, in diesem Zusammenhang: Tunis und Marokko sind europäisches Randgebiet) blieb mein Denken auf rein europäische Begriffe und Vorstellungen beschränkt. Die Begegnung mit den enormen Weiten Amerikas und Asiens brachte mir zum Bewusstsein, dass Europa nicht die Welt ist -- und dass Europa seine Stellung in der Welt verlieren muss, wenn es fortfährt, sich in selbstmörderischem Bruderzwist zu erschöpfen und zu zerfleischen.

Die Eindrücke, die eine Weltreise mit sich bringt, sind danach angetan, selbst den borniertesten, selbstgefälligsten Europäer von seinen Illusionen endgültig zu kurieren. Der Reisende kann nicht umhin zu bemerken, dass seine Heimat -- der europäische Kontinent -- nur ein Kulturzentrum unter anderen ist. Gerade indem es eine universale Zivilisation erschuf, hat Europa sich für immer das Recht, ja, die Möglichkeit verscherzt, das Universum zu regieren. Die Unsicherheit der europäischen Position wird offenbar in einer Welt, die genug von Europa gelernt hat, um sich nun von ihrem alten Erzieher und Ausbeuter unabhängig zu machen.

Fast alles, was ich während der nächsten zwei oder drei Jahre schrieb,

handelt, mehr oder weniger direkt, von der Problematik Europas in seiner Beziehung zu den anderen Kontinenten. Ich versuchte, diesen heiklen und komplexen Gegenstand von verschiedenen Gesichtspunkten anzupacken; was mich aber vor allem intrigierte und stimulierte, war der Kontrast -- und die Affinität -- zwischen der amerikanischen Nachkriegsjugend und meiner eigenen europäischen Generation. Aus diesem Thema ergaben sich mir sentimentale, psychologische, intellektuelle Konflikte, die nicht nur zu theoretischer Betrachtung reizten, sondern auch dramatisch und erzählerisch dargestellt sein wollten. Worauf es mir immer ankam, das war, den Amerikaner als Personifizierung robuster Naivität zu zeigen -- kraftstrotzend, lebenstüchtig, von fast anstössiger Unkompliziertheit --, während sein transatlantischer Gegenspieler stets als der von des Gedankens Blässe Angekränkelte, als der Leidvoll-Erfahrene, in mancherlei trübe und fragwürdige Geheimnisse Eingeweihte erscheint. Nach dem Gesetz erotischer Dialektik ziehen die Zwei unvermeidlicherweise einander an -- der strahlend gesunde Athlet und der introvertierte Intellektuelle --: "les extrêmes se touchent", oder sie sehnen sich doch nach Berührung. Meistens freilich wird der problematische Flirt mit einem Fiasko enden, der auf beiden Seiten Bitterkeit, ja, beinah Hass erzeugt; auf dergleichen jedenfalls läuft es in meiner "amerikanischen" Komödie "Gegenüber von China" hinaus. Das Stück spielt in einem kalifornischen "College", wo eine geistvoll-attraktive Europäerin als Austauschstudentin ihr Wesen treibt. Das Mädchen von der anderen Seite des Ozeans liebt einen jener prachtvoll unbekümmerten "boys" des amerikanischen Westens, verzichtet aber zum Schluss auf ihn -- teils aus Grossmut (eine süsse, dumme kleine Amerikanerin fliegt gleichfalls auf den schönen Fussballspieler), teils aus melancholischer Arroganz: "Wir gehören nicht zueinander -- was weiss er von mir? Ach, was für Welten trennen mich von seiner Unschuld..."

Ich fürchte, "Gegenüber von China" taugte nicht gar zu viel. Die Handlung war ungeschickt konstruiert, das Sentimentale zu dick aufgetragen. Trotzdem wurde das Stück an einem der führenden deutschen Provinztheater -- in Duisburg, wenn ich mich recht erinnere -- mit ziemlich grossem Aufwand herausgebracht. Erika und ich fuhren zur Premiere, begleitet von Ricki, der inzwischen nach Europa zurückgekehrt war. Wir amüsierten uns -- warum auch nicht? Wir waren ja zusammen; wenn wir zusammen waren, lachten wir. Nicht so das Publikum: es verzog keine Miene. Meine Komödie befremdete, missfiel. Es war ein Durchfall.

Mein schwaches Stück verdiente es nicht anders. Gewiss, das Thema, mit dem ich mich dramatisch auseinanderzusetzen suchte -- die prekär ambivalente Beziehung zwischen europäischer Geistigkeit und amerikanischer Kraft -- war von vitaler Aktualität (eine Tatsache, die meinem provinziellen Publikum und der bornierten Presse zu entgehen schien); aber war ich dem Problem gewachsen? Wusste ich genug über die grossen Fakten und Tendenzen der amerikanischen Wirklichkeit?

Ich hatte ein paar amerikanische Landschaften gesehen (mindestens eine von ihnen, die New-Yorker Landschaft, hatte mich tief berührt), ich war mit ein paar Amerikanern befreundet, ich hatte ein paar amerikanische Bücher gelesen. Ich liebte Whitman. Ich schrieb drei oder vier Artikel über amerikanische Literatur. Ich schrieb über die Musik von George Gershwin, über das Genie der Negerschauspieler, über die Architektur der Wolkenkratzer. Eine Novelle, die ich zusammen mit zwei anderen in einem kleinen Band -- "Abenteuer" --

~~beurteilte~~ bei Reclam herausbrachte, schilderte das Leben der armen Statisten in Hollywood. Ich hielt mich wohl für etwas wie einen "Sachverständigen" in amerikanischen Dingen. Aber meine grosse Liebe und wahre Herzensange= legenheit, meine Passion, mein Problem w blieb -- Europa. Ich hasste den Nationalismus (vornehmlich den deutschen; dem französischen gegenüber ver= hielt ich mich schon toleranter) -- und war doch selber ein Nationalist: ein europäischer nämlich.

Eine Zeitlang war ich stark beeindruckt und beeinflusst von dem zugleich logisch klaren und innig gläubigen Appell des Grafen Coudenhove-Kalergi. Der Gründer und Führer der paneuropäischen Bewegung überzeugte nicht nur durch seine Eloquenz und seine Argumente, sondern auch durch den ritter= lichen Charme seiner Persönlichkeit. Der kosmopolitische Edelmann -- halb japanischer, halb gemischt europäischer Abstammung -- machte mit seinem bildhübschen Gesicht und seinen exquisiten Manieren für die Idee der Ras= senmischung Reklame. Solche Artigkeit der Haltung und Erscheinung kann nicht umhin zu bestechen -- zumal, wenn sie sich mit rhetorisch-journalist= ischem Talent verbindet.

Es war ein etwas begrenztes oder fragmentarisches Paneuropa, welches der sanftstimmige, mandeläugige Aristokrat mit so viel Eifer und Geschick= lichkeit propagierte; weder für die britischen Inseln noch für die Sowjet= union gab es Platz in seinem kontinentalen System. Was England betrifft, so hielt der Coudenhove-Kalergi jener frühen Epoche es zwar nicht für eigentlich "europäisch", aber doch im Übrigen für durchaus achtenswert. Der Graf war für enge Zusammenarbeit zwischen diesen beiden unabhängigen, doch befreundeten Mächten -- "Great Britain" und Paneuropa --; ja, seine eigene Philosophie war weitgehend von englischen Idealen und Traditionen bestimmt. Charakteristischerweise ist es der Typ des vollkommenen Gentle= man -- manly, dabei gentle: zugleich urban und heroisch --, den wir, in Coudenhove-Kalergis Schriften, immer wieder als den Träger und Garanten einer europäischen Renaissance gepriesen finden.

Was freilich Russland betrifft, so zeigte der Paneuropäer sich sehr viel weniger konziliant. Russland war "asiatisch" -- was dem halb-japanischen Coudenhove natürlich auf die Nerven gehen musste. Oder war es eher der Kommunismus, von dem der Enkel internationaler Feudalherren sich so irritiert und abgestossen fand? Nicht, als ob er seinerseits gegen sozialen Fortschritt gewesen wäre! Aber sein Idealismus hielt nicht viel von ökonomischen Reformen; ihm war es ums Moralische zu tun. Wozu die Sozialisierung der Produktionsmittel? Wenn Arbeitsnehmer und Arbeitgeber sich nur wie "gentlemen" benehmen wollten, dann wär' es aus mit dem Klassenkampf!

Die paneuropäische Bewegung -- trotz gewissen Mängeln und Unklarheiten, die ihr eigen sein mochten -- fand zunächst viel Anklang bei der intelleutllen Jugend. Erst später, als die Banquiers, Kardinäle und Industriellen den Grafen zu ihrem Schutzpatron machten, fingen seine liberalen Freunde an, misstrauisch zu werden und sich allmählich von ihm zurückzuziehen. Worauf hatte er es abgesehen -- auf die Einigung des Kontinents oder auf den Kreuzzug gegen Sowjetrussland? Wir konnten bald nicht mehr umhin, uns diese Frage zu stellen. Wollten wir ein Paneuropa unter der Herrschaft des Vatikans, des Monsieur Schneider-Creuzot und der I. G. Farben?

Aber um das Jahr 1929 waren diese ominösen Implikationen der Coudenhove'schen Lehre wohl noch relativ unauffällig -- oder doch nicht auffällig genug für einen politisch so ungeschulten Kopf wie den meinen. Ich war gegen den Nationalismus -- wie hätte ich nicht für Paneuropa sein sollen? Das Scheme, das von Coudenhove-Kalergi präsentiert und verfochten wurde, leuchtete mir durchaus ein. Hatte er nicht recht, Russland, den halb-mongolischen Koloss, aus seinem europäischen Zukunftsstaat zu verweisen? Und was England betraf, so war seine insulare Mentalität den "guten Europäern" deutscher Zunge immer fremd und peinlich geblieben -- man denke doch an die furchtbare Schärfe, mit der Nietzsche alles Britische beurteilte und verwarf, oder an Heines beissende Sarkasmen! Was meinten

diese beiden erlauchten Geister, wenn sie "Europa" sagten? Deutschland und Frankreich -- nur auf sie kam es an! Das europäische Problem war gelöst -- wir glaubten es, mit Heine --, wenn die zwei grossen Völker Europas sich endlich verständigten, endlich einigten. Die Avantgarde des deutschen Liberalismus, zu der ich mich damals gern gerechnet hätte, wünschte, propagierte, forderte das deutsch-französische "rapprochement" als Basis und Garantie einer neuen übernationalen Ordnung.

So unbedingt, so naiv war mein Glaube an die Wünschbarkeit und Notwendigkeit dieser Verständigung, dass ich sogar den Besuch eines Pierre Laval "im Interesse des Friedens" begrüsste. Was wusste ich von Laval? Nur, dass er aus Paris kam -- was schon genug war, um ihn mir sympathisch zu machen. Übrigens reiste der "Premier" in Begleitung seines Aussenministers -- Aristide Briand. Galt dieser nicht als der vornehmste und wichtigste Repräsentant des europäischen Gedankens? Also sollte man auch seinem Chef vertrauen dürfen... Das Ereignis ist mir in Erinnerung geblieben -- die Staatsvisite des gerissenen, zynischen Politikers und des schon etwas abgekämpften, schon fast besiegten, halb desillusionierten Idealisten. Denn es traf sich so, dass ich am gleichen Tage die Bekanntschaft eines anderen, weniger offiziellen französischen Besuchers machte. Der sozialistische Schriftsteller Henri Barbusse war gleichfalls für die Freundschaft zwischen unseren beiden Ländern, aber für Laval war er nicht. Sein Gesicht erstarrte, als er in einem Buch, das ich ihm überreichte, die Widmung las: "Für Henri Barbusse, Autor des grössten Romans gegen den Krieg -- an dem Tage, an dem seine beiden Landsleute, Briand und Laval, in Berlin der Sache des Friedens dienen." -- Was nutzt es mir, dass ich dem perplexen, angewiderten Dichter auseinanderzusetzen suchte, es sei nicht meine Absicht gewesen, die Person des Herrn Laval zu preisen, die für mich nichts bedeute als ein Symbol der grossen französischen Nation? Laval -- ein Symbol des französischen Volkes! Der brutale Reaktionär und korrupte Schieber als Vorkämpfer internationaler Verständigung! Barbusse

konnte nur bitter lachen, wobei er auch noch die Hände über dem Kopf zu=sammenschlug. -- "Wissen Sie denn nicht, wer das ist -- dieser Pierre Laval?" fragte er mich. Ich musste meine Ignoranz zugeben, woraufhin der Autor von "Le Feu" seufzend die Achseln zuckte: "So seid ihr -- ihr Liberalen und Idealisten! Immer die schönen Gefühle, immer die schönen Worte! Aber die Wirklichkeit interessiert euch nicht..."

So waren wir; oder vielmehr -- da es mir nicht ansteht, andere anzu=klagen -- so war meine eigene Haltung. Ich war verantwortungslos; ich war oberflächlich. Theoretisch begriff und betonte ich wohl die politische Verpflichtung des Literaten. Wer sich berufen glaubt, die Summe mensch=licher Erfahrung durch das Wort auszudrücken, darf nicht die dringlichsten menschlichen Probleme -- die Organisation des Friedens, die Verteilung irdischer Güter -- vernachlässigen oder gar ignorieren: dies wusste ich wohl und sprach es gerne aus. Statt mich aber mit den grossen politischen und sozialen Fragen auf gründliche und nüchterne Art auseinanderzusetzen, begnügte ich mich, in meinen Reden und Manifesten, mit Anklagen und Forderungen recht unverbindlich-allgemeiner Art: "Nieder mit dem bösen Militarismus, dem garstigen Nationalismus, der hässlichen Herrschaft des Geldes! Der gute Europäer ist für die soziale Demokratie, in der alle sich vertragen, alle gedeihen, alle glücklich sind."

Wenn einer meiner Zuhörer oder Leser es sich einfallen liess, mich mit lästigen Fragen zu quälen -- ich hatte die Antwort bereit. "Mein lieber Freund," sagte ich -- leicht irritiert, dabei nicht ohne ein ge=wisses weinerliches Pathos --, "diese nebensächlichen technischen Ange=legenheiten sind wirklich nicht meine Sache. Schliesslich bin ich kein Politiker, sondern ein Dichter -- was besagen will, dass ich mich in erster Linie für die geheimnisvollen Tiefen des Lebens interessiere, erst in zweiter für seine praktische Organisation."

Ich hatte mir mein Sprüchlein recht säuberlich und überzeugend aus=gearbeitet. Auf der einen Seite -- so stellte ich gerne fest -- haben wir

die grossen Mysterien des irdischen Daseins: Lust, Tod, Rausch, Einsamkeit, die unstillbaren Sehnsüchte, die schöpferischen Intuitionen... Auf der anderen Seite (und nun musst du dein Gesicht in ernste Falten legen!) haben wir unsere sozial-politische Verantwortung -- eine verdriessliche Sache, aber nun einmal nicht aus der Welt zu schaffen. Solange wir uns mit diesem öden Zeug beschäftigen (man kommt nicht immer darum herum), lasst uns also denn recht brav und nüchtern sein! Wenn das leidige soziale Pensum erledigt ist, werden wir uns wieder mit unseren Ekstasen amüsieren dürfen.

Aber so geht es nicht. Das Leben ist unteilbar, es lässt sich nicht in verschiedene "Branchen" mit beschränkter Verantwortung spalten. Was immer man tut, womit man sich auch beschäftigt -- es ist der volle Einsatz, der gefordert wird. Der Preis, den man für jeden gültigen Gedanken, jede schöpferische Tat zu zahlen hat, ist unabänderlich derselbe: Leiden, Geduld, Arbeit, Konzentration, das zähe, passionierte Ringen um Erkenntnis -- eine Erkenntnis, die, wenn man sie endlich findet, ihrerseits vertieftes Leiden bringt.

Ein Schriftsteller, der politische Gegenstände in sein künstlerisches Schaffen einbeziehen will, muss an der Politik gelitten haben -- ebenso tief und bitter wie er an der Liebe gelitten haben muss, um über sie zu schreiben. Er muss furchtbar gelitten haben: dies ist der Preis, billiger kommt er nicht weg.

Mein Irrtum war, dass ich mich an diese schicksalshaften Fragen -- die politischen -- wagte, ohne dass sie mir wirklich auf den Nägeln brannten, mir wirklich zum Teil des eigenen Lebens, des persönlichen Dramas wurden. Ich hätte mir ein Beispiel an meinem Onkel nehmen sollen: Heinrich Manns politisches Denken hat die Intensität, das echte Pathos, das aus dem Blute, aus dem Herzen kommt. Ich aber glaubte lange -- bis zum Jahre 1933, um genau zu sein --, dass das Politische sich gleichsam mit der linken Hand erledigen liesse, wie eine "Fleissaufgabe". Eher aus einem naiven Pflichtgefühl heraus als aus Ehrgeiz widmete ich meine "Freizeit" den entscheidenden Problemen der Epoche. Wie sollte mein Beitrag überzeugend und

wirkungsvoll sein? Er war nicht mit Leiden bezahlt.

***

Sonderbarerweise hat die Zeit von 1928 bis 1930 in meiner Erinnerung wenig mit Massenelend und politischer Spannung zu tun -- eher mit Wohlstand und kulturellem Hochbetrieb. Natürlich wusste ich, dass die Zahl der Arbeitslosen erschreckend stieg -- waren es drei Millionen? Waren es schon fünf? Man konnte nur hoffen, dass die Regierung bald Abhilfe schaffen werde. Übrigens schienen die Geschäfte nicht ganz schlecht zu gehen, trotz der "Krise", von der man so viel in der Zeitung las. Auf kulturellem Gebiet jedenfalls wurde gut verdient; erfolgreiche deutsche Autoren, Schauspieler, Maler, Regisseure, Musiker schwammen geradezu im Gelde. Offenbar gab es doch noch einen starken Sektor des angeblich ruinierten Mittelstandes, der willens und fähig blieb, beträchtliche Summen für Theaterkarten, Bücher, Bilder, Zeitschriften und Grammophonplatten auszugeben.

Ein Gangster namens Frick regierte irgendwo in der mitteldeutschen Provinz, aber in Berlin ging alles seinen gewohnten Gang. Der "Strich" auf der Tauentzienstrasse florierte (nicht mehr ganz so hektisch wie in den Tagen der Inflation, aber doch noch recht flott), im "Haus Vaterland" gab es künstliche Gewitter und Sonnenuntergänge, die Nachtlokale waren überfüllt (wir frequentierten damals ein neues, "Jockey" genannt, das unser grauhaariger, niedlicher Freund Freddy Kaufmann aus München eröffnet hatte), die Gallerie Alfred Flechtheim verkaufte kubistische Picassos und die reizenden Tierstatuetten der René Sintenis, Fritzi Massary feierte Triumphe in der neuesten Lehar-Operette, in den Salons am Kurfürstendamm, im Grunewald und im Tiergartenviertel schwärmte man vom neuesten René-Clair-Film, von der letzten Max-Reinhardt-Inszenierung und vom letzten Furtwängler-Konzert, bei Frau Stresemann gab es grosse Empfänge, über die in der "Eleganten Welt" unter der Überschrift "Sprechen Sie noch...?" berichtet wurde.

Der Bürgerkrieg schien sich vorzubereiten, beide Parteien musterten ihre formidable Macht -- der nationalistische Stahlhelm gegen das sozial=demokratische Reichsbanner, die Nazis gegen die Kommunisten. Die Reichs=wehr inzwischen intrigierte und foppte das Publikum mit ihrer sphinxisch "neutralen", "unpolitischen" Haltung, während sie in Wahrheit die anti-republikanischen Kräfte heimlich stützte und ermutigte. Aber die Republik, mit unerschütterlichem Optimismus, vertraute auf Gott, den alten Hindenburg und die schlauen Manöver des Dr. Hjalmar Schacht.

Während verbrecherische Elemente in der politischen Sphäre sich immer dreister bemerkbar machten, war ein Stück namens "Verbrecher" (von Ferdi=nand Bruckner) ein sensationeller Erfolg im Deutschen Theater. Die grosse Attraktion der Vorstellung war Gustaf Gründgens in der Rolle eines mor=biden Homosexuellen. Der Hamburger Star war schliesslich von den Kennern der Metropole entdeckt worden: Berlin war hingerissen von seiner "aasigen" Verworfenheit, dem hysterisch beschwingten Gang, dem vieldeutigen Lächeln, den Juwelenblicken. So viel Geld verdiente unser Gustaf, dass er es sich leisten konnte, als Kommunist aufzutreten. Wenn die Vorstellung im respek=tablen Deutschen Theater vorüber war, liess er sich von seinem Chauffeur ins Arbeiterviertel fahren, wo er auf einer Versammlung der K.P.D. ein Lied zu Ehren des Genossen Stalin sang. Halb Robespierre, halb Brummel, stolzierte er vor dem verblüfften Proletariat einher -- der Komödiant als Künder der Weltrevolution, der Gaukler in der Maske des Freiheitskämpfers.

(Erika hatte sich gerade rechtzeitig von ihm scheiden lassen. Die Capricen seiner dunklen Tage hatte sie ihm verziehen, aber die Affektationen seines flitterhaften Ruhmes wurden ihr unerträglich. Wenn der Erfolg ihn wenigstens entspannt und gelockert hätte! (Im Gegenteil: er wurde ~~Aber statt dessen sah man ihn~~ immer verkrampfter, ~~werden~~. Nun entdeckte er auch noch seine politische Sendung! Es ging zu weit, man konnte kaum noch mit ihm verkehren.)

Es war die grosse Zeit der Entdeckungen. Die Schwerindustrie entdeckte die "aufbauenden Kräfte" im Nationalsozialismus. Erich Maria Remarque

entdeckte die enorme Attraktion des Unbekannten Soldaten. Die völkischen Rowdies entdeckten Stinkbomben und weisse Mäuse als Argumente gegen einen pazifistischen oder doch nicht hinlänglich kriegsbegeisterten Film. Der findige Dichter Bertold Brecht entdeckte die alte englische "Beggar's Opera", die in seiner Adaption, als "Dreigroschenoper", volle Häuser machte -- "tout Berlin" trällerte und pfiff die schönen Balladen von der "Seeräuber-Jenny" und vom Becky Messer, dem man nichts beweisen kann. Die mächtige UFA übertraf, wie gewöhnlich, alle Konkurrenten und entdeckte mit unfehlbarem Instinkt die Beine der Marlene Dietrich, die in einem Film namens "Der Blaue Engel" sensationell zur Geltung ~~Gelegenheit~~ kamen. (Bei der gleichen Gelegenheit hätte die reaktionäre, phantasielose deutsche Filmindustrie entdecken können, dass sogar aus guten Romanen zugkräftige Filme gemacht werden können: dem "Blauen Engel" lag ein Meisterwerk von Heinrich Mann, "Professor Unrat", zugrunde.)

Eine Gruppe von schwedischen Professoren und Kritikern entdeckte die Buddenbrooks.

Seit mehreren Jahren hatte die Presse uns mit Nobelpreis-Gerüchten zum besten gehabt: "Thomas Mann sollte... dürfte nächstes Jahr... ist, wie von unterrichteter Seite verlautet, schon aus Stockholm benachrichtigt worden..." Es gab verfrühte Ankündigungen, peinliche Gratulationen. Als das längst vorausgesagte Ereignis dann endlich eintraf, hob der Vater nur die Augenbrauen: "Ist es diesmal ernst?"

Es waren festlich animierte Tage. Die Journalisten stürmten unser Haus, auf allen Tischen häuften sich die Telegramme. Mielein stöhnte, weil so viele Leute kamen und das Telephon nicht einen Augenblick Ruhe gab -- ach, und all die überflüssigen Sachen, die sie sich für die Reise nach Stockholm kaufen musste! "Ich weiss gar nicht, was ich bei Hofe tragen soll," jammerte die Vielgeplagte. "Ob ich mir etwas

mit grossem Decolleté machen lasse, wie es früher beim Kaiser vorgeschrieben war? Wer hätte gedacht, dass der Nobelpreis so viel Probleme mit sich bringen würde!"

Er brachte auch viel Vergnügen. Erika und ich bekamen ein Nobelpreis-Geschenk: all unsere Schulden wurden bezahlt -- einschliesslich jener, die wir auf unserem abenteuerlichen Bummel "rundherum" in Amerika und Japan gemacht hatten --: wir hatten zwar nichts davon, aber es erhöhte doch unsere Stimmung. Und wie unterhaltend es war, all die Briefe und Depeschen zu studieren, die aus aller Herren Länder einliefen! Ich sehe noch das Telegramm vor mir, in dem André Gide seine Glückwünsche aussprach -- "nicht zum Nobelpreis, sondern zur Vollendung des 'Zauberberg', mit dem Sie sich diese Ehrung verdient haben". (Der schwedische Preis war meinem Vater ausdrücklich als dem Verfasser der "Buddenbrooks" zuerkannt worden -- was man als eine leichte Spitze gegen den "Zauberberg" auffassen konnte.) Mieleins launiger Zwilling, unser Onkel Klaus, kabelte aus Tokyo, wo er neuerdings als musikalischer Leiter der Ueno-Akademie tätig war: "Ist doch eine nette kleine Auszeichnung!" Eine andere Botschaft lautete einfach: "Grosse Freude Ihres René Schickele." (Die drollig-schlichte Formulierung hat sich mir eingeprägt.) Andere Kollegen wiederum ergingen sich in etwas säuerlichen, zweideutig gewundenen Gratulationen. Viel zitiert in unserem Familienkreise wurde der "Glückwunsch" des notorisch eifersüchtigen, notorisch taktlosen Joseph Ponten, der sich damals gerade auf einer Studienreise in den Vereinigten Staaten befand. "Unterschätzen Sie doch bitte ja nicht die Bedeutung des Nobelpreises, lieber Freund!" schrieb dieser biedere Blut-und-Boden-Deutsche. "Ich bin letzthin ziemlich häufig von Amerikanern gefragt worden: 'Wer ist eigentlich dieser Thomas Mann?'"

Die Eltern fuhren nach Stockholm, um den Preis in Empfang zu nehmen und an der königlichen Tafel von Gold zu speisen (so jedenfalls stellten

wir uns das vor); wir blieben in München und lauschten am Radio dem dramatischen Bericht des deutschen Korrespondenten, der, hinter einer Säule versteckt, der Zeremonie beiwohnen durfte. "Der grosse Augenblick ist da!" raunte uns der Radio-Reporter aus der nordischen Hauptstadt zu. Mit heiser gedämpfter Stimme, atemlos vor respektvoller Erregung, beschrieb er den solemnen Vorgang: "Thomas Manns frackgewohnte Gestalt bewegt sich auf den König zu... Seine Majestät streckt die Hand aus..."

"Frackgewohnte Gestalt" war zu schön! Wir hörten den Rest der Reportage nicht, so sehr mussten wir lachen. --

Die "nette kleine Auszeichnung" bedeutete für meinen Vater nicht nur einen direkten finanziellen Gewinn, sondern brachte ihm auch erhebliche indirekte Vorteile. Sein Welt-Prestige wuchs, die internationale Popularität seiner Werke nahm rapide zu; in Amerika wurde "The Magic Mountain" zum "best-seller", während in Deutschland die neue Volksausgabe der "Buddenbrooks" einen fast beispiellosen Erfolg hatte: in kurzer Zeit verkaufte der S. Fischer-Verlag über eine Million Exemplare! Mielein, die Verwalterin der Finanzen, hatte plötzlich keine Sorgen mehr.

Nicht, als ob der Stil unseres häuslichen Lebens sich wesentlich verändert hätte; er blieb bestimmt von den besonderen Bedürfnissen und Gewohnheiten des Zauberers. Wenn dieser sich zur Zeit der mageren Jahre mit eigensinnig-stolzer Zerstreutheit geweigert hatte, Mangel und Dürftigkeit zur Kenntnis zu nehmen, so schien er nun von seinem relativen Wohlstand kaum beeindruckt. Sein natürlicher Sinn für Mass und Diskretion, sowie auch sein empfindlicher Magen hinderten ihn daran, sich irgendwelchen kulinarischen oder geselligen Exzessen

hinzugeben; Champagner-Gelage, üppige Gastereien und anderer Aufwand im Gerhart-Hauptmann'schen Stil kamen bei uns nicht in Frage. Der einzige Luxus, den der plötzlich fast reiche Vater sich gönnte, war ein schönes Grammophon mit reich-assortierter Platten-Sammlung, zwei starke Automobile (ein offener Buik und eine Horch-Limusine) und ein Landhaus von sehr bescheidenem Format.

Das neue Sommerheim -- sehr viel weniger geräumig und repräsentativ als das Tölzhaus, welches es ersetzte -- war unpraktisch weit von unserem Münchener Zentrum ~~entfernt~~, im Litauischen Memelgebiet, gerade jenseits der deutschen Grenze gelegen. Der Ort, in den meine Eltern sich verliebt hatten und wo sie sich nun für die Sommermonate niederliessen, hiess Nidden -- ein idyllisches Ostsee-Dorf, berühmt für die wüstenhafte Weite seiner Dünenlandschaft und für eine besondere Art von Elchen, die mit ihren weissen, glatten, massiven Leibern dem Spaziergänger und Autofahrer die sandige Strasse versperrten. Hatten sie wirklich nur ein Horn -- diese sanft-störrischen, anmutig-schweren Geschöpfe? In meiner Erinnerung nehmen sie sich wie Fabeltiere aus -- verwunschene Gestalten einer mythischen Menagerie, mit Augen von goldener Traurigkeit unter der blanken, breiten, zugleich demütig und drohend gesenkten Stirn.

Eine andere Kuriosität der Gegend war das grosse Lager -- einige Kilometer von Nidden entfernt, schon auf deutschem Gebiet -- , wo junge Leute sich einem gründlichen und professionellen Training in allerlei halb militärischen Sportsarten, besonders im Segelflug unterzogen. Bei gutem Winde hörten wir die rauhen Kommandoschreie und lustigen Gesänge der jungen Stimmen aus dem Vaterland zu uns herüberschallen. Manchmal sahen wir wohl auch einige der Segelflieger -- es müssen ihrer Hunderte gewesen sein -- an unserem stillen Strand spazierengehen. Ihre Hemden und Sweater waren mit Hakenkreuzen ge=

schmückt. Wir beobachteten ihre ungeschlachten, etwas tollpatschig-wilden Spiele in den Dünen, in den Meereswellen. Auch ihre Badehosen zeigten an prominenter Stelle das völkische Emblem.

Das war Nidden -- primitiv und pittoresk, nicht ohne einen gewissen düster-traulichen Reiz. Ich hielt mich nur einmal ein paar Wochen lang dort auf. Es gab so viele andere Orte, die verlockend schienen. Europa war so klein und dabei doch so abwechslungsreich -- eine intime Landschaft voll bunter Überraschung.

***

Ich schrieb ein Gedicht für den "Querschnitt" -- die Revue, in der ich heute noch den Geist dieser besonderen Epoche und meines besonderen Kreises am reinsten und intensivsten festgehalten finde. Das Gedicht hiess "Dank an das hundertste Hotelzimmer". Waren es ihrer wirklich nur hundert? Mir schweben unzählige vor -- verstreut über den ganzen Kontinent, von Spitzbergen bis Sevillia, von Palermo bis Brügge und Schwenningen. Ich brachte mein Leben in Hotelzimmern zu. "Daheim" -- das bedeutete für mich die Gastfreundschaft meiner Eltern oder eine Stube irgendwo, in einem armseligen Wirtshaus oder in einem "Palace" mit allem Komfort der Neuzeit.

Mein Leben war nicht ohne eine gewisse Regelmässigkeit, fast monoton, trotz aller schweifenden Unrast. Beinah nie unterbrach ich meine literarische Arbeit; das Schreiben war mir eine natürliche Funktion wie Essen, Schlafen, Verdauen. Ich schrieb Reisebriefe, Buchbesprechungen, Kurzgeschichten, Interviews, politische Glossen; meine Aufsätze -- zunächst in Zeitungen und Zeitschriften publiziert -- erschienen später als Sammelband unter dem Titel "Auf der Suche nach einem Weg". Ich schrieb einen neuen Roman -- "Alexander, Roman der Utopie" --, die Geschichte des mazedonischen Helden. Mein Gepäck war belastet mit den Schriften des Homer, des Xenophon, des Aristoteles. Sobald ich irgendwo

eintraf -- in Prag, in Zürich, in Juan-les-Pins --, gleich wurde das Schreibmaterial, die kleine Handbibliothek ausgepackt und mit nervöser Pedanterie geordnet. "Alexander" machte mir mehr Mühe und mehr Freude, als irgendeines meiner früheren literarischen Unternehmen. Was mich an meinem neuen Heros reizte, war die beinah frevelhafte Ungenügsamkeit seines Traumes, die enormen Dimensionen seines Abenteuers. Seit meiner Weltreise liebte ich es, in planetaren Massstäben zu denken. Der Mazedonier wollte nicht nur die Welt erobern: ihm ging es darum, sie zu einen und unter seinem Szepter glücklich zu machen. War es nicht das Goldene Zeitalter, ja, das Paradies, was er zu bringen dachte? Welch kindlich kühne -- welch göttlich inspirierte Utopie! Aber kaum minder naiv und keck war mein eigenes Wagnis -- den Roman einer solchen Utopie zu schreiben, noch dazu auf Reisen. Ich studierte babylonische Mythen im Grand Hotel zu Stockholm, persische Chroniken in einer Villa zu Fiesole bei Florenz. Das Hotel "Welcome" in Villefranche-sur-mer -- einer meiner Lieblingsaufenthalte -- belebte sich mir mit den Schatten antiker Krieger, Philosophen und Hetären: ich lebte mit Alexander; sein Schmerz um Kleitos, den spröden Freund, war auch der meine; ich mischte mich in sein Gespräch mit Aristoteles.

So gab es stets Gesellschaft, auch wenn ich mich alleine unterwegs befand. Übrigens reiste ich oft mit Freunden -- mit meiner lieben Gert etwa (der dicken Gert aus der Bergschule Hochwaldhausen: jetzt schon abgemagert, schon der Droge verfallen) oder mit Mopsa Sternheim oder mit Ricki oder mit Hans Feist, der seit Jahren zu unserem engsten Kreis, gleichsam zur "Familie" gehörte. (Seine Mutter, Hermine Feist -- bekannt als Porzellansammlerin grossen Stils und, mehr noch, als exzentrisches Original, war eine Freundin meiner Grossmutter Offi gewesen.) Feist, ursprünglich Arzt seines Zeichens, fing damals an, sich als Übersetzer hervorzutun. Seine Nachdichtungen italienischer und

englischer Poesie sind später berühmt geworden. Zunächst übersetzte er vor allem für das Theater -- Werke von Pirandello, Jules Romains, Giraudoux. Wir waren zusammen in London, in Italien, in Paris.

Immer wieder war Paris das Ziel meiner ziellosen Wanderung. Die Stadt an der Seine blieb das pulsierende Herz, das wahre Zentrum Europas -- trotz all ihrer frivolen Blasiertheit, ihrer zynischen Korruption. Die skandalösen Affären der Financiers und Politiker, die Wühlarbeit der reaktionären Cliquen, das üble Treiben der Lavals, der Flandins, der Tardieus -- was hatte all dies zu tun mit dem Paris, das ich kannte und liebte? Freilich, "meine" Sphäre --

deren erweckender Appell mein knabenhaftes Lebensgefühl zuerst formte und prägte: Sokrates, Nietzsche, Whitman und Novalis, Rimbaud und Stefan George, Rilke, Hermann Bang und Wedekind (um nur die mir Nächsten, Wichtigsten noch einmal aufzuzählen). Zusammen mit diesen erlauchten Freunden meiner Jünglingsjahre hätte ich noch zwei andere nennen sollen --meinen Vater und Heinrich Mann: zwei Künstler also, mit denen ich durch Affinitäten sehr besonderer und tiefer Art verbunden bin. Andere Einflüsse kamen im Lauf der Jahre hinzu. André Gide war der stärkste. Die Begegnung mit ihm -- nicht mit dem Menschen, sondern mit dem Werk, in welchem diese reiche, komplexe Menschlichkeit sich offenbart -- hat mir mehr als irgendeine andere geholfen, meinen Weg, den Weg zu mir selbst zu finden.

Wenn ich betone, dass die Begegnung mit den Schriften Gides mir bedeutsamer gewesen ist als die mit dem Menschen, so soll damit nicht gesagt oder auch nur angedeutet sein, er habe mich als Persönlichkeit enttäuscht: im Gegenteil, ich zähle die Bekanntschaft mit ihm zu den kostbarsten und erfreulichsten meines Lebens. Aber ich wünsche nicht, den Eindruck zu erwecken, als wäre ich ein intimer Freund des grossen Mannes oder als hätte dieser jemals ein besonderes pädagogisches Interesse für mich an den Tag gelegt. Das Interesse war einseitig. Ich bewunderte ihn. Er liess es sich gefallen.

Unsere Beziehung ist alten Datums: ich stellte mich im Frühsommer des Jahres 1925 zum ersten mal bei ihm vor, mit einem Empfehlungsschreiben von Ernst Robert Curtius. Ich hatte damals noch nicht viel von Gide gelesen, aber war doch schon unter seinem Bann: eine schmale Prosadichtung -- "Die Rückkehr des Verlorenen Sohnes" in der meisterhaften Übertragung von Rainer Maria Rilke -- hatte genügt, um mir von der beziehungsreichen Fülle dieses Geistes, von der sublimen Diskretion dieser Kunst den ersten, erregenden Begriff zu geben.

Gide war reizend zu mir. Er lud mich zum [redacted] Frühstück ein; wir assen

in einer kleinen "brasserie" nahe dem Jardin du Luxembourg, es war ein heiter-gesprächiges Beisammensein, ich genoss es frohen, dankbaren Herzens. Gide war damals im Begriff, mit seinem Freund Marc Allegret eine Expedition ins Innere Afrikas ~~zu unternehmen~~ (anzutreten); bald nach seiner Rückkehr sah ich ihn wieder; seine Telephonnummer war ~~immer~~ (meist) die erste, mit der ich mich gleich nach der Ankunft in Paris verbinden liess; manchmal war ~~er~~ verreist, aber wenn ich ihn zuhause fand, gab es immer einen freundlichen Empfang; man traf sich in einem Lokal am Boulevard St. Germain oder in Gides kleiner Wohnung, Rue Vaneau. Einmal assen wir auch zusammen am Tisch meiner Eltern in München; Gide hielt sich ein paar Tage dort auf, wir unternahmen eine Autofahrt zum Starnberger See mit ihm, am Abend des gleichen Tages wohnte er einer Vorlesung meines Vaters in der Universität bei. Er liess sich auch von mir einige Kuriositäten des Münchener Nachtlebens zeigen, von denen freilich in seinem "Journal" ~~nicht die Rede ist~~ (nichts vorkommt). Indessen findet sich dort eine ziemlich ausführliche Eintragung über den Besuch in unserem Hause, den Vortrag in der Universität und die Autofahrt. Dabei ist nicht nur von meinem Vater die Rede (für dessen Werk, etwa vom "Zauberberg" an, Gide ein ständig wachsendes Interesse zeigte), sondern auch -- sehr freundlich -- von meiner Mutter, von Freunden, mit denen er durch uns bekannt geworden war (zum Beispiel von Bruno Frank) und von meinen jüngsten Geschwistern, Elisabeth und Michael, an denen er besonderes Wohlgefallen ~~hat~~ fand. Auch ich werde erwähnt, aber auf eine Weise, die mich damals schmerzen und wohl auch ein wenig überraschen musste: Hinter meinem Namen stehen die ~~fünf~~ Worte: "... ~~que je ne connais encore qu'à peine.~~" (que je ne connais encore qu'à peine.") Die Tagebuchnotiz ist vom 1. Juli 1931. Ich war mit Gide damals seit sechs Jahren in persönlichem Kontakt. Naiver Weise -- töricht-eitler Weise hatte ich geglaubt, dass eine Beziehung, die mir so viel bedeutete, auch im Bewusstsein des Partners etwas anderes sein müsse, als nur eine flüchtige, vielleicht sogar lästige Bekanntschaft.

Es mag sein, dass seine Stellung zu mir sich im Lauf der Jahre etwas geändert hat; Briefe, die ich von ihm besitze, lassen wohl darauf schliessen. Als ich ihm, kurz nach Ausbruch des zweiten Weltkrieges, einen Artikel über sein "Journal, 1889-1939" schickte, den ich in einer schweizer Revue hatte erscheinen lassen, fand er in seinem Antwortschreiben Worte des Dankes und der Anerkennung, deren Generosität mich rührte und beschämte. Im gleichen Brief sprach er die Absicht aus, mir eines seiner Bücher zu widmen. ("Vous me donnez désir d'écrire des Retouches à mon Journal, comme j'ai fait pour mon Retour de l'U.R.S.S., et, si je mène à bien ce projet, j'aurai plaisir à vous le dédier, car c'est vous qui m'en avez donné l'idée.") Es kam nicht zu den "Retouches" und also auch nicht zur Widmung. ~~Aber selbst die gedruckte Dedikation hätte mir keine grössere Ehre und Freude sein können, als~~ der Brief, den André Gide, wiederum ein paar Jahre später, nach der Lektüre meines Buches "André Gide" an mich richtete. "Sie haben einem alten Mann das Gefühl gegeben, dass nicht alles umsonst gewesen ist," hiess es da. "Votre livre est une récompense."

Aber ob er mich nun ignorierte oder ob er meine kritischen Huldigungen mit Wohlwollen, vielleicht sogar mit etwas Vergnügen und Gewinn zur Kenntnis nahm -- mein Ehrgeiz war es nicht, von ihm gekannt oder geschätzt zu werden, sondern von ihm zu lernen -- das heisst: mich von ihm zu mir selbst führen zu lassen. Wohin sonst hätte er mich führen sollen? Kein Schüler nimmt von aussen in sich auf, was er nicht ohnedies schon in sich hätte -- sei es auch nur latent, im Unbewussten. Während er den Meister zu kopieren meint, erkennt und entwickelt er die eigenen Kräfte. Gide, der sich mit dem Einfluss-Problem viel beschäftigt hat, weiss dies am besten; bei ihm lesen wir:

"Es mag eine recht gewagte Behauptung sein, dass man gewisse Ideen gehabt hätte, auch ohne die Autoren zu kennen, von denen diese Ideen zu stammen scheinen. Und doch bin ich geneigt, zu glauben, dass mein Weltbild ungefähr das wäre, was es heute ist, selbst wenn ich weder Dosto=

jewsky noch Freud, weder Nietzsche noch X oder Y jemals gelesen hätte. Was ich von diesen empfing, war wohl eine Bestätigung, eher als ein Weckruf (plutôt une autorisation qu'un éveil). Vor allem lehrten sie mich, nicht mehr an mir selbst zu zweifeln, mich nicht mehr vor dem eigenen Gedanken zu fürchten, sondern mich seiner Führung anzuvertrauen, da sich ja nun herausstellte, dass sie mich in dieselbe Richtung führten.'

So tat Gide für mich, was Freud, Nietzsche und Dostojewsky, "X und Y", seiner eigenen Aussage nach, einst für ihn getan hatten: er machte mir Mut zu mir selber. Vom Erotischen ist dabei nicht die Rede, wie ich, um jedem Missverständnis vorzubeugen, denn doch eigens betonen will; gerade auf diesem Gebiet bedurfte ich kaum der Ermutigung... Was er mir zu bieten hatte, was mich zu ihm zog, war eine "autorisation" moral= ischer, intellektueller Art: die geistige Legitimation und künstler= ische Objektivierung meiner subjektiven Unrast und Ungewissheit. Seine inquiétude -- ich spürte es -- war auch die meine; aber was in mir nur dunkle Beunruhigung und Bedrängnis war, nahm in seinen Büchern Gestalt an, wurde zugleich transparent und plastisch: beherrscht, geformt, geordnet von einem schöpferisch souveränen Willen.

Sein Beispiel zeigte mir, dass es möglich ist, eine stupende Viel= falt widerspruchsvoller Impulse und Traditionen in sich zu vereinen, ohne deshalb in Anarchie abzugleiten; dass es eine Harmonie gibt, in der die Dissonanzen zueinander finden, ohne sich je zu lösen oder auf= zuheben. Diese immer wieder gefährdete, immer wieder neu erkämpfte Harmonie, die ich an Gide bewunderte -- entsprach sie nicht dem prekären Equilibrium europäischer Geistigkeit, wie es sich durch die Jahrhunderte entwickelt und, trotz allen Bedrohungen, allen Krisen, immer wieder bewährt und behauptet hat? Ja, der Dichter der "Nourritures Terrestres", der "Caves du Vatican" und der "Faux-Monnayeurs" galt mir als der gute Europäer "par excellence", als der vornehmste Repräsentant und Gestalter europäischen Schicksals. Die Spannung zwischen Hellas und Christentum, zwischen romantischem Gefühl und klassischer Form,

zwischen Vernunft und Glauben, Individualismus und sozialer Verpflichtung, Freiheit und Disziplin --: alle grossen Antithesen des Abendlandes waren Teil seines persönlichen Dramas, waren von ihm zutiefst erlebt und durchlitten worden. Die Werte und Probleme, auf denen unsere Zivilisation beruht, bildeten das Thema der Auseinandersetzung, unter deren Zeichen sein ganzes Schaffen stand und die in seinem Inneren nie zur Ruhe kam.

Wusste er eine Antwort auf meine Fragen? Offerierte er ein Programm? Nein, es war immer nur sein Beispiel, was er zu bieten hatte -- das Beispiel seiner geistigen Integrität und Tapferkeit, seiner Neugier und Wahrheitsliebe, seiner Geduld, seines Stolzes, seiner Leidenschaft, seines sittlichen Ernstes. Durch ihn erfuhr ich, dass Erkenntnis und Glaube, Wissen und Liebe einander nicht ausschliessen; denn er war erfahren in allen Abgründen der menschlichen Seele (das Phänomen des Bösen hat seinen psychologischen Spürsinn immer wieder gereizt und beschäftigt), ohne aber darum seinen Glauben an das Gute im Menschen, an die Verbesserungsfähigkeit unserer Natur jemals aufzugeben: Je tiefer dieser unerschrockene Geist eindrang in die düsteren Geheimnisse der Menschenseele, desto stärker und stetiger brannte das Licht seiner Sympathie, seiner wissenden Liebe.

Sein Exempel bewies mir, dass man Verwalter und Repräsentant des grossen kulturellen Erbes sein kann -- und doch Liebhaber der Zukunft, Künder und Kamerad noch ungeborener Geschlechter. Kein Schriftsteller unserer Epoche hat mehr Überlieferung, mehr vergangenes Kulturgut in sich aufgenommen als Gide, der sich von allen Genien des Occidents inspirieren und beschenken liess: die helle Gabe Griechenlands war ihm ebenso willkommen wie die dunkle Mitgift, die er von puritanisch sittenstrengen Ahnen übernahm; der nahrhaft gesunde Beitrag des Montaigne wurde mit ebensolcher Bereitschaft akzeptiert wie das problematische Vermächtnis eines Nietzsche, eines Dostojewsky; bei Dante, Shakespeare, Goethe liess sich ebenso viel lernen wie bei den Meistern des eigenen Landes -- Racine,

Stendhal, Balzac, Baudelaire... Aber was für einen Wert hätte das Erbe, wenn es nicht in sich den Keim der Zukunft trüge? Gides kultureller Konservativismus war niemals Selbstzweck; die Beschäftigung mit dem Gestern hatte bei ihm stets den Bezug zum Heute und zum Morgen. Das, was war -- er hat es oft gesagt -- bedeutete ihm weniger als das, was ist; das Seiende aber faszinierte ihn nicht so sehr wie das Werdende: das, was sein könnte und also eines Tags sein wird.

Er prägte mir ein, dass jedem von uns sein eigenes individuelles Gesetz mitgegeben ist, welches immer wieder neu aufs neue befragt und ergründet, immer wieder befolgt sein will -- ohne Rücksicht auf Mode und Vorurteil, ohne Kompromiss. Sich selber treu sein -- darauf kommt alles an. Wer sich selbst verrät, der wird auch der Gemeinschaft, dem sozialen Ganzen nicht dienen können. Je unabhängiger und konsequenter die Persönlichkeit, desto grösser der Beitrag, den sie zum allgemeinen Wohle leisten wird! Individualisme serviable -- es war im Zusammenhang mit Goethe, dass Gide diese Formel zum erstenmal gebrauchte. Bei seinem deutschen Meister fand dieser [illegible] Weltbürger französischer Nation die vollkommene Vereinigung von Freiheit und Pflichtgefühl -- eben jenen Individualismus, der sich einordnet aber nicht unterordnet, der gerade durch seine konzessionslose Unbedingtheit zum gewaltig nützlichen Faktor im Dienste der Gesellschaft werden kann.

Das Beispiel Goethes -- gut, das war immer da. Aber man hatte es uns gar zu häufig vorgehalten: ihm fehlte der Reiz des Neuen. Goethe war mir zu entrückt, zu marmorn, zu olympisch. Gide war zugleich fremder und vertrauter -- ein Zeitgenosse, fast ein älterer Bruder, und doch so reich an schillerndem Geheimnis. Besass er nicht die Tugenden, die er an Goethe rühmte? Über den "individualisme serviable" gab es bei diesem "älteren Bruder" mancherlei zu lernen -- wozu noch andere Attraktionen kamen.

Gide schien mir als Vorbild umso akzeptabler, als er es offenbar nicht darauf abgesehen hatte, vorbildlich zu wirken. Die Pose des Magisters

lag ihm fern; bei aller Grösse blieb er problematisch -- immer der Un=befriedigte, immer der Suchende. Aber gerade indem er sich nie festlegte, fand er sich; indem er sich wandelte, erfüllte er das eigene Gesetz.

In Augenblicken eines unreif-unbedachten Ehrgeizes mag ich mir wohl gewünscht haben, dieser echten, [redacted] unwiederholbaren Persön=lichkeit -- André Gide -- möglichst ähnlich zu werden. Aber je mehr ich von ihm lernte, desto deutlicher wurde mir die Eitelkeit solcher Aspiration. Einem anderen gleichen? Nicht dies ist es, wozu er uns anhält. Vielmehr gilt für jeden von uns der Rat, den er, in den "Nouvelles Nourritures", seinem fiktiven Freund und Jünger zuruft:

"Vertraue niemandem, ausser der Stimme des eigenen Gewissens! Sei aufrichtig, vor allem gegen dich selbst! Erforsche dein eigenes Wesen! Geh deinen eigenen Weg! Werde, der du bist!"

***



Es ist nicht immer der gerade Weg, der zu uns selbst, zur Selbst-Erkenntnis und zur Selbst-Erfüllung führt; der krummste Pfad mag oft der nächste sein. Wer das Dunkel gar zu ängstlich meidet, wird das Licht vielleicht nie finden dürfen. Auf unsicherem Grund -- und wer von uns hätte festen Boden unter den Füssen? -- kommt man leicht zu Falle; es sei denn, man passt das eigene Equilibrium der allgemeinen Schaukelbewegung an.

Das Penchant fürs Bizarre und Exzessive, das ich mit so vielen meiner Altersgenossen teilte, ist gewiss nicht nur auf Snobismus und Originalitätssucht zurückzuführen. Was einer älteren Generation in der Kunst als obskur oder verzerrt erscheinen mochte, war unserem Geschmack und Lebensgefühl durchaus gemäss; es entsprach unseren Erfahrungen -- den schon gemachten und den anderen, die noch kommen sollten. Was wusste die Kunst des Neunzehnten Jahrhunderts -- was wussten diese idyllischen Romantiker, Realisten und Impressionisten von der erstaunlichen Wirklichkeit, die wir kannten oder die sich doch schon vor unseren Augen vorbereitete? In den furchtbaren Gesichten und Konstruktionen eines P,casso, eines Rouault, eines Chirico fand sie ihren adäquaten Ausdruck.

Ich liebte es, mich in den Ateliers der grossen Pariser Maler aufzuhalten und den Meistern bei der Arbeit zuzuschauen. Ein Besuch bei Marc Chagall etwa war wie ein Ausflug in Sphären, die man bisher nur im Traume kennengelernt hatte; nicht ohne heiteres Staunen erging man sich in dieser bezaubernd verzauberten Landschaft. Die purpurnen Kühe auf dem Dach des russischen Bauernhauses, der sanfte Flug der violetten Lämmer, die ekstatischen Handelsjuden mit flatterndem Bart und Kaftan, das benommene Lächeln der Liebenden, die in der Tiefe eines phosphoreszierenden Himmels einander selig in den Armen liegen -- man hatte stets geahnt, dass es dergleichen gab. Der Hausherr -- übrigens meist zu beschäftigt, um sich auf lange Gespräche einzulassen -- brauchte nichts zu erklären: Man fühlte sich zuhaus in seiner Welt der fliegenden

Köpfe, schillernden Monde und explodierenden Blumen. Freilich, das Schwerkraftgesetz der empirischen Realität war hier ausgeschaltet; stattdessen aber gab es ein poetisches Equilibrium, eine magische Logik, eine Traum-Balance, deren Gültigkeit sich -- für uns -- von selbst verstand. Bei Marc Chagall war nichts fragwürdig, spielerisch oder exzentrisch: alles stimmte, hatte seine Richtigkeit. Wenn er Blüten aus der stählernen Struktur des Eiffelturmes spriessen liess, so handelte es sich nicht um eine liebenswürdige Caprice sondern um eine interessante Entdeckung: ja, es gab Rosen dort -- wie seltsam, dass man sie bisher übersehen hatte! Zwischen den Blüten schwebten, durchaus logischer Weise, die losgelösten Häupter von Claire und Iwan Goll: das lyrisch gestimmte Ehepaar nahm sich auf der bekränzten Spitze des "Tour d'Eiffel" viel wahrscheinlicher, ja, viel richtiger aus, als in irgendeinem der Studios zwischen Auteuil und der Ile St. Louis, wo sie damals ihre literarischen Empfänge gaben.

Die Golls -- poetische Kosmopoliten deutsch-französischer Zunge -- arrangierten und dirigierten meine ersten Ausflüge in die Pariser "milieux littéraires". Dank ihrer heiter-geselligen Mittlerschaft kam ich in herzlichen Kontakt mit allerlei pittoresken Figuren -- mit Maurice Rostand, zum Beispiel, dem etwas gar zu zierlich-empfindsamen, aber herzensguten Sohn des populären Endmond Rostand -- und mit geistvollen Männern wie Léon Pierre-Quint, dem Kritiker und Biographen, der mich mit piquanten und instruktiven, wenngleich leicht schaurigen Anekdoten aus der "vie intime" Marcel Prousts unterhielt.

Von den französischen Schriftstellern dieser Epoche waren es, neben Gide, Cocteau und René Crevel, vor allem Zwei, zu denen ich mich hingezogen fühlte und an deren Freundschaft mir gelegen war -- Jean Giraudoux und Julien Green. Giraudoux hatte es mir gleich mit seinen beiden frühen Romanen angetan: "Bella" und "Eglantine" scheinen mir noch heute von

tieferem, originelleren Reiz als die hübschen Theaterstücke, mit denen Giraudoux später seine grossen internationalen Erfolge hatte. Das erste dieser anmutig-nachdenklichen Pièces -- "Siegfried" -- war damals gerade in Paris herausgekommen; auch in Deutschland sollte es demnächst gespielt werden -- mein Freund Hans Feist hatte die Übersetzung besorgt. Es war das deutsche Problem, mit dem der Dichter-Diplomat sich in seinem ersten dramatischen Versuch auseinandersetzte; die Spannungen und Affinitäten zwischen den zwei grossen europäischen Völkern haben nie aufgehört, diesen sensiblen, ehrlich bemühten Geist zu beunruhigen und schöpferisch anzuregen. Giraudoux, Autor der "Undine", hatte ein ausgesprochenes Penchant für die germanische Seele -- ein Penchant freilich, in das sich oft eine gewisse Beklommenheit mischte. Das teutonisch-romantische Dunkel reizte den hochzivilisierten, durchaus intellektuellen Lateiner, der übrigens in seiner Erscheinung selbst durchaus nordisch wirkte. Giraudoux war hochgewachsen, helläugig, blond, von sportlich-nonchalanter Eleganz. So sieht ein schwedischer Tennis-Champion aus, der von seiner Mutter etwas gallisches Blut mitbekommen hat (daher das skeptische Lächeln, der mühelos brilliante Redefluss), der in Oxford oder Cambridge zum "perfect gentleman" erzogen worden ist (daher die gelockert selbstgewisse Haltungen, die zugleich urbanen und hochmütig unverbindlichen Manieren) und dem ein rassisch einwandfreies germanisches Fabelwesen -- eine Ostsee-Nixe oder ein norddeutsches Fräulein mit Seele und goldenem Haar -- für immer den Kopf verdreht hat (wodurch sich die träumerische Zerstreutheit seines hellen Blicks erklären dürfte).

Wenn das zwielichtig-romantische Element im anmutig hellen Wesen Jean Giraudoux's durchaus als paradoxe Zutat und piquante Nuance wirkt, so überwiegt es, wird zum bestimmenden Zug im Oeuvre und Charakter Julien Greens. Er hatte einige seiner schönsten Bücher schon geschrieben, als ich ihm zuerst in Paris begegnete: "Adrienne Mesurat" und "Léviathan" -- zwei Meisterromane von unheimlich düsterer Färbung -- hatten seinen Namen schon berühmt

gemacht. Ich kannte diese Bücher; ich liebte sie, weil sie so traurig waren -- trauriger noch, oder doch von einer strengeren, kälteren Traurigkeit als die geliebten Bücher meines Hermann Bang. Wie vertraut musste dieser französische Schriftsteller amerikanischer Abkunft, Julien Green, mit den Abgründen des Schmerzes sein! Er hatte kein anderes Thema -- nur den Schmerz, die Trauer: die grosse, schwere, durchaus hoffnungslose Trauer der unerlösten, unerlösbaren Kreatur, in die all unser Gefühl mündet als in die Heimat; und alles Gefühl ist nur ihr Vorspiel, ihre Einleitung, so dass es von einer Frau, die vorübergehend aufgebracht oder rachsüchtig oder vielleicht beinah glücklich war, mit furchtbarer Selbstverständlichkeit heisst: "Und die Trauer strömte wieder in ihr Herz, wie das Meer wieder den Strand bedeckt."

Wie stellt man sich den Dichter vor, der solche Sätze schreibt? Ich dachte ihn mir als schon bejahrten Mann, vielleicht weissbärtig, mit gebeugtem Rücken -- gebeugt von dem "ungleichen Kampf, der sich abspielt zwischen ihm und einer geheimnisvollen, unbestimmten Macht". Das Milieu, in dem seine Bücher spielten -- die französische Provinz mit ihrer erstickenden Enge, ihrer albtraumhaften Monotonie -- war gewiss auch das seine: In dem verödeten Restaurant, das wir im "Léviathan" geschildert finden, hatte er wohl Jahre lang seine Mahlzeiten eingenommen; das Heim, aus dem er kam und das seine Züge geprägt hatte, musste der kleinbürgerlichen Hölle gleichen, in der Adrienne Mesurat leidet und verdirbt.

Den schlanken und adretten jungen Herrn, der mich eines Tages im Hotel Jacob, Rue Jacob, besuchte (ich weiss nicht mehr, wer das Zusammentreffen arrangiert hatte), hielt ich zunächst für einen Sohn des tragischen Alten, dessen Werke ich bewunderte. Aber nein, er war es selbst: dieser glatte, schlanke Jüngling von diskret kosmopolitischer Eleganz hatte die Romane der Verzweiflung geschrieben, hatte unseren Ur-Schmerz, unsere Ur-Angst episch beschworen und zum gültigen Kunstwerk geformt. Er war kaum älter als ich -- vier oder fünf Jahre vielleicht. Seine Miene schien unberührt

von den Heimsuchungen und Abenteuern, die er schon bestanden und gestaltet hatte. Oder verriet sich die Leidenserfahrung nicht doch im sanft zer= streuten Lächeln, im verhangenen Blick? Ohne Frage, der Blick war unge= wöhnlich -- von samtener Schwermut, dabei nicht ohne eine gewisse düstere Intensität und Schärfe. Indessen genügten selbst diese verschleierten, dabei eindringlichen Augen nicht, um mir das Phänomen dieser ahnungsvollen Dichter-Eingeweihtheit verständlich oder auch nur akzeptabel zu machen. Mir wurde bang in der Gegenwart des korrekten, weltmännisch heiteren Gastes, der -- wie mir aus seinen Schriften nur zu wohl bekannt -- in den infernalischen Labyrinthen dunkelster Triebe und geheimster Qualen so erschreckend zuhause war. Woher kam ihm dies Wissen? Diese schlimme Ver= trautheit mit der Unterwelt -- was für einem Segen oder Fluch mochte er sie verdanken?

Später einmal, als ich ihn besser kannte, fragte ich ihn ohne Um= schweife: "Wie kommen Sie zu Ihren Stoffen? Einer Adrienne Mesurat begeg= net man doch kaum in unseren Kreisen. Und wo finden Sie Figuren wie den fürchterlichen Guéret, die arme kleine Angèle, die jammervolle Mme Gros= george, die Sie im 'Léviathan' porträtiert haben?"

Nie vergesse ich das etwas spöttisch amüsierte Lächeln, den entgleiten= den Blick, mit dem er mir antwortete: "Aber mein lieber Freund! Ich bin es doch nicht, der meine Romane schreibt! Ein Anderer führt meine Hand -- ein Fremder..."

Offenbar, er meinte es ganz wörtlich. Und er sprach die Wahrheit.

Das Spaltungs-Erlebnis, die schizophrene Inspiration, zu der Julien Green sich mit so zivilisierter Nonchalance bekannte, wurde bei den Sur= realisten zum lärmenden Programm, zum aufdringlich plakatierten Slogan. Diese Gruppe -- die einzige, die von den mannigfachen Avantgarde-Bewegun= gen der Kriegs- und Nachkriegsjahre übriggeblieben war -- stand damals auf dem Höhepunkt ihrer Karriere: es waren einige der begabtesten jungen

Maler, Dichter und Literaten, die sich um André Breton, Intiator und Führer des Surrealismus, scharten. René Crevel gehörte zu ihrem Kreis. Durch ihn lernte ich die Surrealisten kennen.

Was freilich den "Meister" selbst -- André Breton -- betrifft, so blieb mein Verhältnis zu ihm ein kühles und distanciertes. "Führernaturen" stossen mich eher ab, und Breton ist wohl eine, wenngleich er nur in geistiger Sphäre führen und verführen darf. Seine intellektuellen Capricen und Intuitionen gelten der ihm ergebenen Clique als Offenbarung, oberstes Gesetz. Wer nur Anbeter um sich duldet, wird sich gerade den besten Köpfen unter seinen Freunden bald entfremdet finden. Und wirklich ist es eigentlich nur Einer von der alten Surrealisten-Garde -- Max Ernst, der Maler --, der heute noch dem tyrannisch launenhaften Breton die Treue hält. Die anderen, die gegen Ende der Zwanziger Jahre zu den Säulen der "Bewegung" zählten und mit denen ich damals gelegentlich zusammentraf, sind alle abgefallen: der Dichter Paul Eluard, der in meiner Erinnerung die strenge, schöne Stirn, den kühn begeisterten Blick eines jungen Kreuzritters hat; Louis Aragon -- in jener Zeit eine "literarische Hoffnung", um die man nur in eingeweihten Zirkeln wusste (wie siegesgewiss trug er den kleinen, leichten, edel geformten Kopf! Und seine Gebärden -- wie jung er damals war! -- hatten die mörderische Eleganz, die wir an Stierkämpfern bewundern...); der Romancier und Kritiker Philippe Soupault, mit dem ich auf besonders freundlichem Fusse stend -- sein Enthusiasmus konnte hinreissend sein: wenn er etwa von Guillaume Apollinaire erzählte oder irgendeine halb-vergessene literarische Kostbarkeit, eine Geschichte des Achim von Arnim oder ein Trauerspiel der Elisabethanischen Epoche, mit intelligentem Überschwang pries. Der kindlich dringliche ~~eifernde~~ Tonfall ist mir noch im Ohr, mit dem er mich -- man dinierte in einem überfüllten, rauchigen, charmanten alten Lokal am Boulevard St. Michel -- auf ein Werk von Marlowe oder Fletcher aufmerksam machte. "Was, das kennen Sie nicht?" rief er in seinem etwas mühsamen Deutsch. "Aber das

müssen Sie lesen! Das ist wunder'übsch! Noch viel 'übscher als Shakespeare!"

Auch Salvador Dali -- heute in Amerika hoch bezahlt und von jedem orthodoxen Surrealisten zutiefst verachtet -- gehörte damals noch zur munter-aggressiven Schar um Meister André. Dieser hatte höchst persönlich das Talent des katalanischen Malers entdeckt und dem internationalen Publikum vorgestellt -- ein Talent, das sich zu wirklichem Künstlertum hätte entwickeln können, aber dessen Substanz von einem zynisch eitlen Charakter bald korrumpiert und vergeudet werden sollte. Heute ist Dali halb gerissener Geschäftemacher, halb verspielter "blagueur". In jener Zeit, die längst vergangen ist, hatten seine skurrilen Visionen noch zwingende Echtheit. Freilich konnte ich schon damals nicht umhin, ein wenig den Kopf zu schütteln, wenn surrealistische Kritiker ihren Dali neben -- oder sogar über -- Picasso stellten. Mit besonderem Nachdruck setzte sich Crevel für den brillianten Katalanen ein, dessen Werk er in einer ausführlichen Studie -- "Dali, ou l'Anti-Obscurantisme" -- preisend analysierte.

War es gut für René, dass er den Breton'schen Einfluss mit so eifervoller Gläubigkeit akzeptierte, sich ihm so unbedingt unterwarf? Wer ihn liebte -- und ich liebte ihn -- musste sich um ihn sorgen. Gewiss, der Surrealismus als ästhetisch-psychologische Doktrin und die Surrealisten als kämpferisch verschworene Brüderschaft mochten mancherlei zu bieten haben -- Witz, Anregung, artistische Reize unverbrauchter Art, einen lyrisch-pseudowissenschaftlichen Jargon, den es in dieser Form, mit so provokanten Akzenten noch nicht gegeben hatte. Der Marquis de Sade und die Apokalypse, Marx und Rimbaud, Lenin und Freud, Paranoia und Rummelplatz -- wer so incongruente Elemente in einen Topf wirft und zum Cocktail mixt, hat wohl mit was Piquantem aufzuwarten. Der Trank wirkt vielleicht stimulierend. Aber löscht er den Durst innig bemühter, beunruhigter und aufgewühlter Jugend? -- Mein Freund René Crevel, auf der Suche nach einem Weg, vertraute sich der Führung eines koboldhaft paradoxen, selbstherrlich

frechen Geistes an. Ein junger Mensch von wunderbaren Gaben in unserer stumpfsinning vulgären, der Jugend und dem Geiste feindlich entfremdeten Zeit -- so isoliert fühlte er sich, so ratlos und bedrängt, dass er sich an irgendein Programm, ein Dogma klammern musste. War es ein Programm der Konfusion und des Nihilismus, ein zum Dogma erstarrter Studentenjux? Die surrealistischen Bilderstürmer, deren lustigem Fähnlein er sich anschloss -- waren sie sich klar über Richtung und Ziel? Sie vergnügten sich damit, die ethischen und ästhetischen Normen vergangener Epochen bübisch zu ver=ulken. Zum Teufel mit der Moral des Christentums, der Aufklärung, der Französischen Revolution! Weg mit dem öden Schönheitskult der Antike und der Renaissance! Die Venus von Milo gehört in den Kehricht! Statt ihrer beten wir nun eine neue Göttin an -- eine Venus mit Fischschwanz, die Augen voller Läuse, und statt des Busens hat sie ein Klavier. Und so hat man denn alle Clichés der Vergangenheit mit grosser revolutionärer Geste über Bord geworfen, um schliesslich auf ein neues Cliché hereinzufallen, das sich von den früheren nur durch seine Garstigkeit unterscheidet...

Armer René! Erwartete er sich Trost und Führung von Anarchisten, die sich so leicht von einer neuen Orthodoxie düpieren liessen -- von Ikono=klasten, die schon wieder vor neuen Götzenbildern in die Kniee sanken? Aber vielleicht war es gerade dieser Kult der Neurose, die provokante Glorifizierung der Narretei, von der mein Freund sich angezogen fühlte. Indem er sich zu einer Philosophie des Widersinns und Wahnsinns bekannte, meinte er wohl, den <u>wirklichen</u> Wahnsinn zu bekämpfen -- den Wahnsinn um uns herum, wie auch den, von dem er sich selbst, den eigenen Geist, die eigene Vernunft bedroht glaubte.

Denn er hatte Angst -- Angst vor den zerstörerischem, katastrophalen Potentialitäten einer entgötterten, desorientierten Gesellschaft; Angst vor dem eigenen Ich, der gefährdeten Identität, die er von den verhassten Eltern mitbekommen hatte. Der Schatten des bourgeoisen Papa, der sich un=passenderweise in der guten Stube erhängt hatte, verfolgte, quälte, mahnte

den rebellischen Sohn. War sein Grauen vor der allgemeinen Infamie und Verderbtheit ein Zeichen klinischer Übersensitivität, ein Symptom ihm vorbestimmten, unabwendbaren geistigen Verfalles? Die Sinnlosigkeit menschlicher Geschäftigkeit, menschlicher Gier erfüllte ihn mit Entsetzen; ließ dies darauf schliessen, dass er seinerseits von Sinnen war? War er verrückt oder waren es seine Mitmenschen und Zeitgenossen, war es unsere Welt, unsere Epoche?

René schaute um sich mit seinem schönen, wilden, kindlich aufgerissenen Sternenblick. "Êtes-vous fous?" fragte er die Mitmenschen und Zeitgenossen, fragte er die Welt. Und, da keine Antwort kam, mit grösserer Dringlichkeit, mit wachsender Erbitterung: "Seid ihr toll?" Schliesslich klang es fast wie ein verzweifelter Schrei.

Der junge Romancier wählte diese hartnäckig gestellte, zornig angstvolle Frage als Titel für eines seiner Bücher ("Êtes-vous fous?" von René Crevel, 1929). Es war eigentlich kein Roman im strengen Sinn des Wortes -- eher ein polemischer Fiebertraum, eine groteske Halluzination, Wutausbruch und Protest in episch-satirischer Form. Der Held der wunderlichen Chronik, Vagualame (ein Selbstporträt des Autors) irrt ziellos durch eine Welt, die wir halb als Bordell, halb als Irrenhaus geschildert finden. Angewidert und doch auch wieder belustigt von der Hohlheit und Heuchelei modernen Lebens zieht dieser verwundbare, streitbare "Candide" von einem "Kulturzentrum" zum anderen, und wohin er auch kommt, erschreckt er die Menschen mit seiner erschreckten Frage: "Êtes-vous fous? Si non..." Wissenschaftler und Gesellschaftsdamen, Priester und Politiker, die Ausbeuter und die Ausgebeuteten -- alle werden solcherart examiniert und mit einem desperaten Achselzucken stehengelassen. Der wütende Witz des Vagualame-Crevel richtet sich gegen den Papst und gegen Frau Cosima Wagner, gegen die französische Grammatik, D'Annunzio, den Grafen Coudenhove-Kalergi und seine Paneuropäische Bewegung, die

schweizer Sanatorien, Hollywood, den katholischen Schriftsteller Mauriac und den tschechischen Industriellen Bata. Weder die relativ harmlose Innung der Lesbierinnen noch der ehrwürdige alte Kaiser Franz Joseph finden Gnade vor diesem unbarmherzig strahlenden, reinen und harten Blick. Vagualame -- Spassmacher, Wahrheitssucher, Richter -- verhöhnt das House of Lords in London, die Académie Française in Paris und das Institut für Sexualwissenschaft in Berlin. Der Gründer und Chef besagten Institutes, Professor Magnus Hirschfeld -- mir seit Jahren als solider Forscher und wackerer, hilfsbereiter Mann bekannt -- trat in Renés phantastischer Satire als ein greulicher Charlatan namens Dr. Optimus Cerf-Mayer auf.

"Wie kann man so etwas tun?" fragte ich den Spötter mit den Engelsaugen. "Meinen alten Freund Magnus Hirschfeld als eine Art von Moloch hinzustellen, der jeden Tag mindestens einen Hermaphroditen oder Transvestiten verschlingt! Das ist doch wirklich eine Ungerechtigkeit. Und gewiss nicht die einzige, die du dir hast zuschulden kommen lassen! Wenn die Leute wirklich so aussähen, wie du sie in deinem Buch beschreibst -- nun, dann gäbe es ja nur Idioten und Kriminelle in dieser Welt!"

"Nur Idioten und Kriminelle," bestätigte der hellsichtige Vagualame mit böser Lustigkeit. "Ist's etwa nicht so?"

"Ich weiss doch nicht," machte ich, leicht piquiert. "Einige Ausnahmen sollten sich immerhin finden lassen."

Und Vagualame, mit plötzlich besänftigter, zärtlich gedämpfter Stimme: "Eine Ausnahme freilich gibt es. Es gibt meine kleine Yolande."

Yolande -- der Schutzengel, die Gefährtin, an die Vagualame, der verzweifelte Vagabund, sich klammert in seiner Not; Yolande -- die reine Blüte, die inmitten der Fäulnis blüht: sie als Einzige, nur sie besteht vor dem dräuenden Sternenblick des satirischen Visionärs. Sie bedrängt er nicht mit seiner rhetorischen und doch so bitter ernstgemeinten Frage; er lässt sie unbehelligt: er nimmt sie, will sie, liebt sie wie sie ist.

Selbst wenn Yolande irren Sinnes wäre -- sie hat die Macht, den Liebenden, den armen Vagualame vor dem Gespenst des Irrsinns zu beschützen.

***

Êtes-vous fous? -- Die entsetzte, entsetzliche Frage, Renés Leitmotiv kam von vielen Lippen, beunruhigte viele Herzen; ich hörte sie in mancherlei Zusammenhängen und verschiedenen Sprachen -- herausgebrüllt im Zorn, über die Achsel gezischt in schneidender Verachtung, geflüstert, hingehaucht in Kummer und Bedrängnis: "Bist du verrückt? Oder....?"

"Total übergeschnappt!" Dies ist Yolandes Stimme -- rauh, aber sonor und voll erfrischender Herzlichkeit. Vagualames holde Gefährtin ist in Wirklichkeit Fräulein Thea Sternheim, meine liebe Freundin Mopsa, Tochter eben jenes dämonischen Dramatikers, der meine Braut zu seiner Gattin machte. Folglich ist Pamela die Stiefmutter der Mopsa, die zwei oder drei Jahre älter ist als sie. Wie aber bin ich mit Mopsas Mama, der prächtigen Madame Stoisy Sternheim verwandt? Sie ist die geschiedene Frau des Mannes, der die Stiefmutter von Renés Schutzengel geheiratet hat. Folglich... Schluss! Ist ja der reine Wahnsinn...

"Das geschieht dir recht!" kichert Mopsa Sternheim, der ich soeben erzählt habe, dass ich ihren Papa in Baden-Baden besuchen wolle: er verbringt dort seine Flitterwochen mit meiner vergangenen Braut. "Der Alte ist völlig meschugge," stellt das "Dichterkind" nicht ohne Amüsiertheit fest. "Weisst du, was er mir neulich geschrieben hat? Er sei fest entschlossen, auf seine alten Tage mindestens ebenso schön wie der Herr General von Seekt zu werden! Klingt ziemlich bös -- was?"

Im Hotel Stephanie zu Baden-Baden empfangen Herr und Frau Sternheim mich im Speisesaal; man hat sich zu Tisch gesetzt, ohne auf mich zu warten; der Dramatiker trägt einen auffallend hohen steifen Kragen zum Smoking, die junge Gattin glitzert im Abendkleid. Ich habe sie beide nicht gesehen, seit ich mich mit Erika zur grossen Fahrt "rundherum"

aufmachte.

"Du siehst gut aus," sage ich zu Pamela.

"Nicht annähernd so attraktiv wie Seine Exzellenz dort drüben," bemerkt Herr Sternheim mit einem tückisch-lüsternen Blick zum Nebentisch. Dort tafelt der ehemalige Chef der Reichswehr -- fescher alter Kavalier mit soigniertem weissen Schnurrbart, Monokel und allem Zubehör. "Blendend -- was?" kräht der Dramatiker, und fügt aggressiv hinzu: "Voilà un homme!" -- wobei er triumphierend durch die Nase lacht. "Nicht wahr, er gefällt dir -- der Herr General?" Die drohende Frage ist an Pamela gerichtet.

Sie spricht in korrekter Haltung: "Herr von Seekt ist mein Typ." Ihr Gesicht mit der imposanten Nase und den weit geöffneten, blanken Augen bleibt starr über dem starren Spitzenkragen. Sie macht ihre Stimme sanfter, da sie sich dem Gatten über den Tisch hin zuneigt: "Iss deine Suppe, Lieber!"

Aber er, anstatt sich auf seinen Teller zu konzentrieren, fährt fort, die elegante Figur des Generals zu preisen. "Ein Adler!" ruft er mit plötzlicher Gereiztheit, als ob ihm jemand widersprochen hätte. "Seine Exzellenz und ich -- wir gehören zum Adlergeschlecht! Aber mit euch von der jungen Generation ist nichts los. Kein Schmiss, keine Schneid, keine Rasse. Lahme Enten seid ihr -- alle, wie ihr da sitzt. Lahme Enten -- die ganze Jugend von heute!"

Dies geht offenbar nicht nur auf mich, sondern auch auf die junge Madame Sternheim, geborene Wedekind. Diese lässt sichs indessen nicht anfechten, sondern mahnt nur mit gläsern hypnotisierender Stimme: "Die Suppe, Schatz! Du vergisst deine Suppe!" Worauf hin er seinen Teller endgültig beiseite schiebt und streitbar insistiert: "Ein Adler, sag' ich dir! Im Gegensatz zu euch lahmen Enten, sind Herr von Seekt und ich deutlich als Adler erkennbar!"

Der General, der nicht umhink kann, einige Brocken von Sternheims Gerede aufzufangen, scheint zugleich belustigt und irritiert. Jetzt

flüstert er hinter vorgehaltener Serviette seiner Dame etwas zu, wobei er unsere wunderliche Gesellschaft mit kalt amüsiertem Monokel-Blick streift. Ich weiss nur zu gut, was er sagt. "Lach jetzt nicht, Friederike!" raunt Seine Exzellenz. "Der Kerl dort drüben hat mich eben einen Adler ge=nannt!"

"Im Ernst?" Die Generalin kichert, trotz seiner Warnung. "Nein, so was! Total übergeschnappt!"

Ich winde mich und schwitze vor Verlegenheit, während der Dramatiker weiter zu unserem arroganten Nachbarn hinüber späht. Hat er denn nicht recht, der elegante Haudegen, einen Intellektuellen zu verachten, der sich solchart erniedrigt und blamiert? Carl Sternheim, der beissende Satiriker, "des zynischsten Jahrhunderts krassester Besserwisser", wie er sich selber genannt hat -- und liegt auf dem Bauch vor einem gezwir=belten Schnurrbart, einer straffen Offiziersfigur!

'Darum werden wir den Krieg verlieren,' empfinde ich mit einem plötz=lichen Schmerz. Was für einen Krieg denn? Nun, den unseren natürlich -- den uralten Kampf zwischen Militär und Zivilisation, zwischen den Raub=rittern und den honetten Leuten. Auf "unserer" Seite -- der Seite der Zivilisation? -- gibt es zu viel perverse Bewunderung für den schnöden Glanz, die Brutalität der Macht...

Am nächsten Morgen fuhr ich nach Berlin zurück.

Ein paar Tage nach meinem Besuch in Baden-Baden musste der Dichter Carl Sternheim in ein Irrenhaus überführt werden.

"Sei pazzo matto?"

Dies ist Venedig -- sein schillerndes Zwielicht, der maurische Zauber seiner Architektur, das sehnsüchtige Lied vom Canale Grande.

Zwei Mädchen und zwei junge Männer liegen ausgestreckt in einer Gondel: Erika und ich, dazu einer meiner Freunde und unser "Schweizer Kind", Annemarie, die exzentrische Erbin eines patrizischen alten Namens. Sie

ist sehr ehrgeizig und zart und ernst, mit einer reinen Jünglingsstirn unter dem weichen, aschblonden Haar.

Ist sie schön? Als sie zum ersten Mal in München bei uns zu Mittag speiste, sah der Zauberer sie mit einer Mischung aus Besorgnis und Wohlgefallen ausführlich von der Seite an, um schliesslich festzustellen: "Merkwürdig, wenn Sie ein Junge wärem, dann müssten Sie doch als ungewöhnlich hübsch gelten."

Doch, sie ist schön, auch als Mädchen. Der französische Dichter Roger Martin du Gard wusste, wofür er ihr dankte, als er ihr in eines seiner Bücher diese Widmung schrieb: "Pour Annemarie -- en la remerciant de promener sur cette terre son beau visage d'ange inconsolable..."

"Schweizerkind!" ermahne ich sie. "Mach nicht dein untröstliches Engelsgesicht! Was ist los mit dir?"

"Ach, nichts Besonderes," murrt sie mit ihrem leicht gutturalen Tonfall. "Oder vielmehr, das Verschiedenste. Es gibt so viele traurige Sachen."

"Zum Beispiel?"

"Die Máma ist wieder mal wütend auf mich." (Sie betont das Wort "Mama" auf der ersten Silbe, was sonderbar rührend klingt.)

"Na, wenn schon!" Ich versuche es mit einem wegwerfenden Achselzucken.

Eine Weile ist kein Laut zu hören ausser dem leisen Plätschern, mit dem die Gondel durch das Wasser gleitet -- das ölig stille, übelriechende, verzauberte Wasser des Canale Grande. Schliesslich fängt Annemarie wieder zu sprechen an: "Sie war heute früh am Telephon recht aufgeregt, als sie mich anrief aus Zürich. Unser bestes Pferd hat beim Rennen kein Glück gehabt: für so was muss ich dann büssen. Da heisst es dann gleich wieder, ich sei ohne moralischen Halt und voll übler Instinkte. Immer das gleiche Lied."

Nach einer neuen Stille fügt sie gedämpft hinzu: "Und an den

Toscanini hab' ich auch denken müssen."

"Arturo? Hat der dich auch telephonisch zurechtgewiesen?"

Und Annemarie, das "Schweizer Kind" -- plötzlich aufgerichtet, mit zornig gestraffter Miene und einer dunklen Flamme im Blick: "Ihm ins Gesicht zu schlagen! Dieses Fascisten-Pack! Weil er ihre idiotische Hymne nicht spielen wollte! Und niemand protestiert gegen das Unge=heuerliche! Alles geht weiter in Venedig, in Italien, in Europa, als ob nichts geschehen wäre! Es ist zum Wahnsinnig-werden!"

Der Gondoliere, der nichts versteht, lächelt der grollenden Aus=länderin aufmunternd zu. Offenbar, die Signorina ~~ist~~ fühlt sich nicht ganz wohl; ~~ein hysterischer Erregungszustand, man kennt das.~~ Wenn er lächelt, wird sie sich beruhigen und ein besseres Trinkgeld geben. Aber sie beruhigt sich nicht, wie sehr der Venezianer auch mit Augen und Zähnen funkelt. Anstatt das generöse Lächeln zu erwidern zeigt die Fremde dem schönen Ruderknecht ein unversöhnlich finsteres Gesicht. "Ihn zu ohrfeigen!" murrt sie noch, mit eigensinniger Verzweiflung. "Den besten Mann, den sie haben! Ihren einzigen grossen Mann! Und niemand protestiert..."

"Sei pazzo?" grinst der Gondoliere.

"Are you mad?"

.... München, Sommer 1929.

Der Schauplatz: ein riesenhaftes Zelt auf der "Theresienwiese" am Rand der Isarstadt. Im Zelte drängt sich das Volk -- zwanzig-tausend, dreissig-tausend Menschen. Es ist dunkel; nur die Rednerbühne steht in grellem Licht. Und von dort, von der illuminierten Plattform kommt die Stimme -- das ekle Heulen eines tollen Hundes.

"Die Juden!" bellt die fürchterliche Stimme. "Die Saujuden sind schuld -- wer denn sonst?"

Ein junger Bursche ganz in unserer Nähe kreischt plötzlich, wie von der Tarantel gebissen: "An den Galgen mit ihnen! Hängt sie auf! An den Galgen mit dem Judenpack!" Woraufhin die Stimme schleimig-schmerzhaft wird: "Nur Geduld, junger Freund! Gut Ding will Weile haben!"

Die Menge brüllt, wiehert, schüttelt sich in blutrünstiger Heiterkeit.

"Dear me!" flüstert unser englischer Freund, Brian Howard, der so sehr darauf aus war, dieser macabren Veranstaltung beizuwohnen. "He's a paranoiac!"

"Wer beherrscht die sogenannte Republik?" Die Tier-Stimme fragt, vom Chorus kommt die Antwort: "Das Judenpack -- wer denn sonst? Die Saujuden! Hängt sie auf!"

"How extraordinary!" flüstert Freund Brian uns zu. "Er ist ausgesprochen wahnsinnig. Merken die Leute es nicht? Oder sind sie selber verrückt?" Er schüttelt ratlos den Kopf.

Und die Stimme -- keuchend jetzt, stemlos, heiser vor Hass: "Wer beherrscht den sogenannten Völkerbund? Die Presse? Die internationalen Kartelle? Den Kreml? Die sogenannte katholische Kirche?" Und jeder Frage folgt dasselbe stereotype Stampfen und Brüllen: "Die Saujuden! An den Galgen mit ihnen!"

"Are they mad? Or what?" Brian stellt die Frage immer wieder, in verschiedenen Sprachen. Schliesslich wendet er sich direkt an ein hochbusiges Hitlermädchen in seiner Nachbarschaft: "Sind Sie toll, mein Fräulein?" Es klingt nicht aggressiv -- nur höflich interessiert. Glücklicherweise ist das blonde Ding in seinem Erregungszustand nicht fähig, den Anruf zu verstehen. Sie trampelt, röchelt, kichert, stöhnt und quiekt in quasi-sexueller Ekstase. Angesichts so widrig krasser Symptome kann der Beobachter nur die Achseln zucken: "Sie sollten einen guten Psychater zu Rate ziehen, meine Dame."

Wie ähnlich ihm das sieht! So ist er, unser Freund Brian -- Brian Howard aus London, Schriftsteller seines Zeichens, Mitarbeiter an liberalen Revuen, Vorkämpfer des europäischen Gedankens. Er liebt Deutschland, kommt jeden Sommer nach Bayern, eben jetzt logieren wir zusammen in einem kleinen Hotel am Walchensee. Aber je mehr einem das deutsche Schicksal am Herzen liegt, desto greulicher muss einem diese Stimme sein -- die Stimme des Lügners, des Prahlers, des Fanatikers, des Kriminellen. Brian ist nicht der Mann, sich von ihr einschüchtern zu lassen. "Ekelhaft," murmelt er, ziemlich laut. "Zum Kotzen."

Es ist gar nicht ungefährlich. Jeden Augenblick kann einer der Braunhemden das anstössige Gemurmel hören und Rache üben. Brian schert sich nicht drum. Mutig bis zur Verwegenheit, bei übrigens zarter körperlicher Konstitution, würde er sich wohl einer ganzen Armee von Rowdies zum Kampfe stellen.

Aber so weit wollen wirs doch nicht kommen lassen. "Wir können ebenso gut gehen," schlage ich mit gedämpfter Stimme vor. "Er ist ein öder Schwätzer, weiter nichts. Es nimmt ihn sowieso niemand ernst."

Um uns herum wird Murren laut, da wir uns von unseren Sitzen erheben. "Müssen Ausländer sein," erklärt ein Hitlerjunge verächtlich den Kollegen. Und ein anderer: "Die werden sich auch noch wundern!"

Während wir uns zum Ausgang durchkämpfen, folgt uns die Tier-Stimme, vom Lautsprecher getragen und verstärkt, durch die Versammlungshalle. "Versailles... Dolchstoss... nationale Schmach," tobt der manische Clown unter der schwanken Wölbung des Zirkuszeltes. "Ich verspreche euch, deutsche Mütter... Köpfe werden rollen... Ich verspreche euch, deutsche Bauern... Unsere nationale Erhebung... die nordische Rasse... unser herrliches Vaterland... die hohen Milchpreise... Ich verspreche euch, deutsche Handwerker... die Freimaurer... die Zinsknechtschaft... Und wer profitiert daran? Unser Erbfeind, diese Schmarotzer und Schurken,

das krummnasige, stinkende Gelichter..."

Gibt es kein Entrinnen vor diesem obszönen Gebell? Ist Lappland weit genug? Oder die Hafenstadt Cadiz am südlichen Ende Spaniens?

Erika ist eine vorzügliche Fahrerin. Ihr kleiner Ford sieht zwar ein bisschen klapprig und schäbig aus, hat sich aber als leistungsfähiger erwiesen als manche Luxuslimusine. Wir fahren zusammen kreuz und quer durch Europa, wie auf einer endlosen Flucht. In Petsamo, am Nordende Finnlands, träumen wir von Eskapaden in die Polarzonen. Von Cadiz ist es nur ein Katzensprung nach Marokko. Wird Marokko weit genug sein? Dürfen wir dort etwas zur Ruhe kommen?

Die Stadt Fez ist bezaubernd. Indessen besteht unser arabischer Führer darauf, dass wir den wahren Reiz des Orients gar nicht recht erfassen und ermessen können, wenn wir nicht auch von der orientalischen Droge, dem Zauberkräutlein Haschisch kosten.

Es sieht nicht eben appetitlich aus -- eine Art von grünlich-schwarzem Puder. Der Führer behauptet, es sei von der feinsten Sorte -- la qualité des princes, etwas ganz besonders Köstliches.

"Ein Schwindler," beklagt sich Erika. "Ich spüre überhaupt keine Wirkung. Die Prinzenqualität besteht aus Schokoladenpulver mit Zimt."

Ich gebe zu, dass es ein Jammer ist, schlage aber doch vor, dass wir noch ein wenig von dem Zeug verschlucken --: "nur ein oder zwei Teelöffel voll. Schaden kann es ja keinesfalls, da es sich um Zimtschololade handelt."

Wir haben schon etwa dreimal so viel konsumiert, als unser Führer uns empfohlen hatte. Nun genehmigen wir uns noch eine tüchtige Dosis, seiner Warnungen ungeachtet.

Nach einer kleinen Weile fangen wir an, ganz ungewöhnlich heiter zu werden. Alles reizt uns zum Kichern -- die Form der Wasserkaraffe, die Quasten an Erikas Pantoffeln, der Name des Hotels, dessen Mobiliar so sehr sehr drollig ist, der Name der arabischen Stadt, wohin unser

höchst lachhafter kleiner Wagen uns gefahren hat. "Fez!" wiederholen wir immer wieder, sinnlos amüsiert. "Was für ein Name! Visitez Fez, la Mystérieuse! Warum besuchen Sie denn um Gotteswillen nicht das mysteriöse Fez, wo jedermann einen Fez trägt -- einen Fez mit einer Quaste dran, eine Pantoffelmütze von prinzlicher Qualität --; sogar unser Führer hat einen, unser spasshafter kleiner guide, undere Gazelle, die uns mit der Quaste verführt. Mes princes et mes princesses! Visitez donc -- et plus vite que ça! -- le mystère de la qualité, les guides Feziens aux principes Hashishaux, le Hashish Marocain aux qualités mysterérieuses!"

So treiben wir es etwa eine Stunde lang, mit albernstem Gelächter. Dann schlafen wir plötzlich ein.

Erika liegt auf dem Bett, ich habe mirs in einem Lehnstuhl bequem gemacht. Ihr Aufschrei weckt mich. Sie ist auf den Füssen, stürzt durch den chaotischen Raum. Ich sehe den angstvoll aufgerissenen Blick in ihrem weissen Gesicht; ich höre sie jammern, aber ich verstehe kaum, was sie sagt. Ich bin noch vom Schlaf benommen. Mein Schlaf war tief, wie ein Trance...

"Ich muss sterben!" Nun verstehe ichs doch. "Ich muss sterben," schreit Erika, wobei sie mit schreckensbleichem Gesicht zwischen Bett und Fenster hin und her rennt -- immer wieder hin und zurück, dieselben drei oder vier Schritte. "Es ist aus mit mir! O mein Gott!"

"Was ist los? Was gibts?" Wie schwer es meinen Lippen, meiner Zunge fällt, Worte zu artikulieren! Nur ein Lallen gelingt.

"Dieses teuflische Zeug!" bringt sie ächzend hervor. Noch niemals habe ich sie in einem ähnlichen Zustand gesehen. Das Entsetzen in ihrem Blick teilt sich mir mit -- umso mehr, da sie nun auch noch die Arme wirft und, den Kopf im Nacken, mit gemarterter Stimme ruft: "Wir sind vergiftet -- alle beide! Das Haschisch... Es ist aus mit uns!"

"Mir geht es noch ganz gut," behaupte ich lallenden Mundes. Da schreit sie mich an: "Mir nicht!" -- und nimmt ihr furchtbares Rennen wieder auf, vom Fenster zum Bett und zurück...

Etwas Grausiges muss ihr im Schlafe zugestossen sein -- ein fast tödlicher Schock, wie aus ihren mühsam hervorgestossenen Worten hervorgeht, eine Heimsuchung durchaus unvergleichlicher und unbeschreiblicher Natur. "Ich war zu weit weg... zu tief unten," versichert sie mir, immer rastlos unterwegs zwischen Bett und Fenster. Ich bin so tief gefallen -- es gab gar kein Halten mehr! Dieses teuflische Zeug! Wir sind vergiftet -- beide... Wir sind hin..."

Ich will einen Arzt kommen lassen, aber Erika entscheidet: "Wir gehen!"

In Schlafrock und Pantoffeln? Ich zögere, aber sie zerrt mich zur Türe, hinaus in die laue Dunkelheit der afrikanischen Nacht.

Wir haben die ganze Breite des Parkes zu durchqueren, um den zentralen Flügel des ausgedehnten Hotels zu erreichen. Die Lichter sind alle aus, nur aus unseren Räumen kommt matter Schimmer und vom entfernten Hauptgebäude her winkt die Lampe des Nachtportiers. Die mannigfachen Parfums der Pflanzen und Blüten sind beunruhigend stark und süss in der feuchten, samtenen Luft. Erregender, beklemmender noch als die Düfte ist das monotone Konzert der Grillen und Frösche...

"Sag doch was!" fleht Erika mich an, da wir nebeneinander durch das nächtige Labyrinth der Blumenbeete und Gebüsche stolpern. "Wenn du nichts sagst," flüstert sie mit erstickter Stimme, "dann muss ich wieder fallen -- ins schwarze Loch, in den Strudel, ins Bodenlose... Warum sagst du denn nichts?"

"Mir fällt nichts ein..." Meine eigene Stimme klingt mir weit entfernt, ein hohles, fremdes Summen. "Nur, falls es dich interessiert -- die Sache mit meinem Arm... Mein rechter Arm: er ist weg -- einfach abhanden gekommen... Und jetzt auch noch der linke! Ist das

nicht sonderbar?"

"Was ist los mit deinen Armen?" Sie packt mich an den Schultern, schüttelt mich. Dazu ihr heiserer Aufschrei: "O das Teufelszeug!"

Niemals werde ich beschreiben können, was mir nun widerfuhr. Es war schaurig über alle Worte. Es war Wahnsinn. Ja, es war die Hölle.

Erst flogen meine Arme davon, dann die Beine; es folgten Hals und Kopf, schliesslich der ganze Körper. Ich löste mich auf, explodierte, ~~zerbarst~~ zerbarst in tausend Stücke. Meine Identität ~~schwirrte ein~~: die Fragmente meines Ich flatterten durch den nachtschwarzen, parfümierten Garten. O meine Nase! Meine Fingerspitzen! Mein Haar -- es ist dahin, verfangen im Dornengebüsch... Ach, und mein entfremdeter, schrecklicher Mund plappert Ungereimtes vom Gipfel der Zypresse! Meine Füsse, ziellos und willenlos, laufen durch feuchtes Gras, während mein Herz -- ein Klumpen losgelöster, zuckender Nerven und Muskel -- irgendwo zwischen Himmel und Erde tanzt.

Die Behauptung, dass meine Identität "~~einschwirrte~~ zerbarst" mag übrigens etwas irreführend sein. Ja, diese Formulierung hat etwas unerlaubt Euphemistisches, in Anbetracht der qualvollen Bewusstheit, mit der ich das Abscheuliche erleben musste. Denn dies war das Schlimmste an dem spukhaften Abenteuer: dass ich mir inmitten der Katastrophe über das Ungeheuerliche des Vorganges durchaus im Klaren blieb und den Prozess meines eigenen Zerfalls mit entsetzter Interessiertheit registrierte. Mein Hirn -- isoliert, aber keineswegs verdunkelt oder gelähmt -- schwebte in grausamer Wachheit irgendwo über dem schizophrenen Chaos.

"Dies ist ein äusserst ernstes Vorkommnis," begriff mein einsames Hirn. "Es mag sehr wohl sein, dass meine Arme und Lippen nie wieder zu mir zurückfinden werden. Jedenfalls wird es lange währen, bis ich meinen Organismus wieder beisammen habe -- und ganz komme ich wohl nie hinweg über diesen infernalischen Schock."

Ich hörte Erikas Stimme; überraschender Weise kam sie vom Dache des Hauptgebäudes. "Warum springst du denn so herum?" fragte sie mich. "Hör doch auf zu tanzen!"

Ich antwortete ihr vom Brunnen her: "Ich tanze nicht -- du irrst, du phantasierst. Und wenn ichs täte, so wäre nicht ich es, ders tut! Wie kann ich denn aufhören zu tanzen, da ja nicht ich es wäre, der tanzte, wenn ich tanzte?"

... "Êtes-vous fous?"

Erst war es der verschlafene Nachtportier, der die unvermeidliche Frage an uns richtete; dann der Chauffeur, den man glücklicherweise in irgendeiner Kneipe aufgetrieben hatte. Er war betrunken und hörte während der ganzen Fahrt zum Hospital nicht auf, uns unflätig zu be= schimpfen. "Ça, alors! Merde alors! À trois heures du matin! Les fous, alors..."

Der Wagen schwamm durch Wolken. Erika sang, ich tanzte. Der Chauf= feur verlangte, dass wir uns schämen sollten. Ich konnte mich nicht schämen. Ich hatte Angst. Ich schrie vor Angst, weil mein Kopf gewagte Sprünge auf den Dächern machte: am Ende ging das gute alte Stück mir noch auf der runden, glatten Kuppel dieser stattlichen Moschee ver= loren!

"Schrei nicht so blöd!" schimpfte der Chauffeur. "Ich hau dich, wenn du noch einen Laut von dir gibst!"

Erika inzwischen rang die Hände mit solcher Heftigkeit, dass man die Gelenke knacken hören konnte. Sie sang und rang die Hände -- wahr= scheinlich, um sich solcherart wach zu halten. Sowie sie ? einschlief, war ja das schwarze Loch, der Schlund, der Strudel da.

Es wurde schon hell, als der Chauffeur uns endlich am Portal des französischen Hôpital Militaire abliefer~~te~~te. Die Luft hatte sich plötzlich abgekühlt, oder vielleicht war sie hier immer frischer, als drunten

in der arabischen Stadt, wo unser Hotel gelegen war.

Die Soldaten fragten und lachten uns aus, während der Chauffeur mit einem älteren Mann in weisser Krankenhaustracht verhandelte. "Aha, zu viel Haschisch geschluckt," hörte ich den Alten aus unermesslicher Ferne sagen. "Was für Kindereien! Nun, man wird ihnen ein Schlafmittel geben... Gut, dass Sie sie hier hierher gebracht haben... So ein Schock kann ernsthafte Folgen haben, wenn man nicht rechtzeitig eingreift."

Seine Stimme klang vernünftig und jovial. Ein sympathischer Mann. Seine weisse Tracht hatte gleich einen beruhigenden Eindruck auf mich gemacht.

"Aber ich sage Ihnen doch, wir sind keine Zigeuner!" versicherte Erika den Soldaten, die sich über unsere bunten Roben amüsierten.

"Sie sind halt verrückt," lachte einer der Burschen. "Des pauvres fous." (~~Je quoi veulez-vous?~~)

Aber der Alte im weissen Kittel lächelte uns zu. 'Macht euch nichts draus!' sagte sein Lächeln -- das verständnisvolle, ermutigende Lächeln eines alten Gelehrten und Soldaten, der viele Dinge in vielen Ländern mitangesehen und mitgemacht hat.'Wenn sie euch närrisch nennen -- was tut's? Offenbar seid ihr im Augenblick ein bisschen durcheinander. Dergleichen mag wohl passieren: man verirrt sich zuweilen auf der Suche nach einem Weg. Ihr habt euch weit vorgewagt, bis in die Nähe des Wahnsinns. Aber doch nicht zu weit! Ihr findet den Weg zurück. Und je schlimmer das Abenteuer der Verirrung war, desto mehr geniesst ihr dann das Abenteuer der wiederhergestellten Balance, der geretteten Identität.'

Achtes Kapitel

DIE SCHRIFT AN DER WAND
(1930-1933)

"Das ist ein furchtbarer Verlust..."

Man besprach die Nachricht vom Tode Gustav Stresemanns. Bruno Frank sagte: "Es ist der Anfang vom Ende!" -- wobei er drohend nickte. Ich sehe noch dies ominöse Nicken. Seine Stimme, bei aller Betrübtheit, behielt den markig warmen Ton, den man so an ihr mochte.

Wir wussten, er hatte recht. Ohne Frage, ein Abschnitt deutscher und europäischer Geschichte näherte sich seinem Ende -- ein Zwischenspiel trügerischen Wohlstandes, wohlgemeinter, aber insuffizienter Bemühungen, naiver Illusionen. Was nun kommen sollte -- voraussagen liess es sich nicht, versprach aber, eher katastrophal zu werden.

Unsere Welt war bedroht -- von wem? Wie lautete der Name dieser Gefahr? Wir weigerten uns noch immer zuzugeben, dass irgendeine politische Partei, eine Bande von Abenteurern und Fanatikern, die sich prahlerisch als "Nationalsozialisten" bezeichneten, dazu imstande sein sollten, den gesamten Bestand abendländischer Werte und Traditionen in Frage zu stellen. In unserer Bedrängnis und Ungewissheit durchsuchten wir die Geschichte nach Analogien, mit deren Hilfe die eigene Situation sich leichter verstehen und ertragen liesse. Bruno Frank gehörte zu den Ersten, die es unternahmen, die noch halb latente Krise erzählerisch zu deuten, ihren noch undeutlichen Sinn auf eine knappe künstlerische Formel zu bringen. In seiner "Politischen Novelle" finden wir die ungeheure Problematik einer Zeitenwende zur dramatisch-didaktischen Parabel simplifiziert. Zwei Staatsmänner

sind es hier -- ein französischer, ein deutscher --, die zu Repräsentanten der europäischen Tragödie werden. Wir sind Zeuge ihrer Begegnung, irgendwo am Mittelländischen Meer; wir lauschen ihrem Dialog, hinter dessen gelassener Diktion die Sorge um einen Kontinent, eine Zivilisation erschütternd spürbar wird. Der eine der beiden Unterhändler -- der deutsche -- ist schon vom Schicksal gezeichnet: wir sehen ihn schwanken, stürzen. Wird der Überlebende -- Aristide Briand -- stark und tapfer genug sein, dem Feind allein zu begegnen? Wird er das ihm anvertraute Erbe -- das Erbe Griechenlands und des Christentums -- verteidigen gegen den ewigen Widersacher unserer Gesittung, den andrängenden Barbaren, den Perser? -- Der Begriff der "Perser", im Zusammenhang dieser geistvoll-beziehungsreichen Geschichte, steht für alles, was mit unserer Konzeption der Menschenwürde essentiell unvereinbar -- alles, was dieser Konzeption aggressiv konträr ist. Die Werte und Gegensätze, um die bei Salamis gefochten wurde -- es sind die gleichen, um die es in dieser Politischen Novelle geht. Die Perser kommen...: Der Angst- und Kampfesruf der Hellenen hat nichts von seiner schicksalshaften Aktualität verloren.

Aber Geschichte ist Variation und Entwicklung des mythischen Modells -- nicht seine Wiederholung. Die Bedrohung, der die griechischen Staaten sich ausgesetzt fanden, erscheint beinahe harmlos im Vergleich mit jener, die wir nun zu ermessen und bestehen hatten. Denn diesmal war es kein äusserer Feind, der den Sturm auf die Akropolis wagte: die Gefahr kam von innen, in unserer Mitte wuchs die teuflische Saat. Wir standen entsetzt, gelähmt, angesichts dies unheilvollen Wucherns; ja, manche von uns erniedrigten sich -- geflissentlich oder nicht -- zu Handlangern und Antreibern der zerstörerischen Kräfte. Selbstgerechtigkeit und Schwäche, Streitsucht und Dummheit in unseren Reihen wurden zum mächtigsten Bundesgenossen des Feindes.

Das Gift kulturfeindlicher Reaktion korrumpierte nicht nur das politische

Leben, sondern begann auch schon, auf die Gesinnungen und Ideen der sogenannten "liberalen" Intelligenz zersetzend einzuwirken. Der Blut-und-Boden-Kult, die bösartige Akzentuierung biologischer Werte auf Kosten der geistigen, die Überschätzung des Instinktes und der Intuition samt der dazugehörigen Unterschätzung der Kritik, ~~das arrogante Achselzucken angesichts so veralteter Ideale wie Fortschritt und Freiheit~~ -- all diese Symptome der fascistischen Infektion liessen sich nicht nur in der rechtsradikalen, nationalistischen Presse konstatieren, sondern auch im ~~gemässigt~~ anspruchsvollen Jargon modischer Philosophen und Literaten. Alles, was sich auf den "Zeitgeist" verstand und sich mit ihm gut zu stellen wünschte, sah im Nationalsozialismus "das Kommende", the Wave of the Future -- wie eine amerikanische Fascistin den Hitler-Skandal später nennen sollte. Es war peinlich, das masochistische Schmunzeln zu sehen, mit dem jüdische Kritiker die Bekenntnisse nationalistischer Finsterlinge als "wertvolle Zeitdokumente" priesen. Die Autobiographie des Rathenau-Mörders Ernst von Salomon, zum Beispiel, machte Sensation im Feuilleton nicht-arischer Gazetten. Die "Frankfurter Zeitung", die der selige Hitler als "jüdische Hure" zu bezeichnen pflegte, lobte das Mordbuch über den grünen Klee; auch der fascistische Philosoph Ernst Jünger wurde dort bewundert (welche Dynamik! Was für Intuitionen!) -- während man Bruno Franks schöne und wichtige Briand-Novelle gelangweilt abtat. So sägten die linke-gerichteten Intellektuellen mit selbstgefälligem Kichern den dünnen Zweig ~~das dünne Zweigchen~~ ab, auf dem sie gerade noch sitzen durften -- und wer sich ins Fäustchen lachte, war der Doktor Göbbels.

Ich war kein Moralist, noch empfing ich Bestechungsgelder von einer Republik, die ihre Kasse für ostelbische Grossgrundbesitzer, rheinische Industrielle und das liebe Militär reservierte; aber diese immer ärger werdende Begriffsverwirrung im eigenen Lager fing doch nachgerade an,

mich erheblich zu irritieren. Die ordinäre Hast, mit der so viele meiner Kollegen den Anschluss ans "Kommende" -- nämlich an die kommende Barbarei -- suchten und fanden, erschien mir als unschicklich bis zum Degoutanten. So benahm man sich nicht, wenn man sich dem Geist verpflichtet fühlte -- wenn man Schriftsteller war. Ein französischer Literat, Julien Benda, hatte für diese skandalöse Perversion der Intellektuellen die Bezeichnung "la Trahison des Clercs" geprägt; im vor-Hitler'schen, Hitler-reifen Deutschland wäre eine so treffende Formulierung niemandem eingefallen. Ja, es ist schlimm und traurig genug, wenn der Böse die Laien, das unwissende Volk verführt; aber unendlich widriger ist der obszöne Flirt zwischen Erzfeind und Priester. Eben dies war es, was im Deutschland jener finalen Phase vor Ausbruch des Dritten Reiches leider nur zu häufig geschah. Die Priester, d.h. die Intellektuellen (nicht alle, aber die meisten!) biederten sich beim Antichrist an: nämlich beim Widersacher des Geistes, der Freiheit, der Gesittung.

Einer von ihnen, den ich besonders verehrte -- der Dichter Gottfried Benn -- ging so weit, die Idee des Fortschritts als "die grösste Vulgarität der menschlichen Geschichte" zu defamieren. Eine kuriose Äusserung, angesichts des triumphalen Anmarsches von Mächten, die zwar zuverlässig fortschrittsfeindlich, dabei aber doch nicht ohne eine gewisse Vulgarität erschienen. Benn ist ein grosser Poet: einige seiner dunkel suggestiven, tragisch kühnen Verse haben sich mir für immer eingeprägt, ihr Rhythmus bleibt mir im Blut wie das Echo früh-gehörter, früh-geliebter Zaubersprüche. Auch persönlich stand ich damals auf herzlichem Fusse mit dem äusserlich so korrekten und konventionellen Visionär, der es nicht unter seiner Dichterwürde fand, neben- oder hauptberuflich als Spezialist für Haut- und Geschlechtskrankheiten in einem Berliner Arbeiterviertel tätig zu sein. Dort besuchte ich ihn zuweilen. Der inspirierte Doktor (sein Blick war schläfrig und verhangen unter sehr schweren Lidern) bewirtete

mich, nach gutbürgerlichem Brauch, mit Kaffee und Streusselkuchen. Wir plauderten über Dichter. Manchmal verschwand er auf ein paar Minuten ins Nebenzimmer, wo es Patienten gab. "Dumme Geschichte," bemerkte er wohl nachher. "Verschleppter Tripper -- warum kommt sie nicht rechtzeitig, die hirnlose Person? " Dann wurde wieder über Literatur gesprochen. Wir verstanden uns, in literarischen Fragen. Er liebte Nietzsche (den er verhängnisvoller Weise wörtlich nahm), Hölderlin, Rimbaud. Er liebte Heinrich Mann, dessen sechzigsten Geburtstag er mit einer schönen Festrede beging. Aber die Übereinstimmung oder Gleichgestimmtheit hörte auf, sowie es um politische Probleme ging, die wir allerdings nur selten in unserer Unterhaltung berührten. Benn trieb die Flaubert'sche Verachtung bourgeoiser Bildungs- und Fortschrittsgläubigkeit auf jene bedenkliche Spitze, wo sie in bösartigen Nihilismus umschlägt. Wer das "Tragische" und das "Heroische" als die höchsten, ja, als die einzig gültigen Werte akzeptiert und glorifiziert, wird für die Ideale und Aspirationen der Demokratie nur eine höhnische Grimasse haben. Dr. Benn grimassierte, wenn er am ~~das Glück der arbeitenden Massen~~, die gerechte Verteilung der irdischen Güter, die Organisation des internationalen Friedens, die Mission des Völkerbundes dachte. All dies galt ihm als schales "Neunzehntes Jahrhundert", öde Humanitätsduselei, völlig untragisch und unheroisch. Der Nationalsozialismus hingegen -- das war etwas anderes! Nicht ganz sympathisch vielleicht, aber dynamisch, interessant, viel grausig-attraktiver Möglichkeiten! Der Nietzsche-trunkene Dermatologe war angenehm berührt von dem anti-humanistischen, anti-christlichen Radikalismus, der irrationalen Vehemenz der Hitler-Bewegung. Mit dem "Irrationalen" hatte er es überhaupt. Auch ich war einst verliebt gewesen in diesen Terminus, dessen Inhalt übrigens ebenso fliessend und unbestimmt bleibt, wie eben die Sphäre der naturhaft-amoralischen Impulse es im Gegensatz zur Sphäre des kritisch-moralischen Geistes ist. Aber wenn das "Irrationale" mir in

seinen zärtlich-träumerischen, erotisch verbindenden Erscheinungsformen behagt hatte, so erschreckte es mich in seinen aggressiv brutalen Manifestationen, besonders wo diese den Charakter zerstörerischer Massenhysterie anzunehmen drohten. Das heimliche oder sogar lächelnd zugegebene Wohlgefallen, mit dem ein mir sonst verwandter und bewunderungswürdiger Geist wie Benn dies grässliche Phänomen beobachtete und akzeptierte, konnte nicht umhin, mir auf die Nerven zu gehen. Ich fand mich genötigt, öffentlich gegen ihn Stellung zu nehmen, obwohl wir damals noch befreundet waren und ich noch nicht wissen -- aber vielleicht doch schon ahnen -- konnte, wie weit er seine zynisch-naive, unverantwortlich paradoxale trahison später, nach dem Umsturz von 1933, treiben würde.

Zu Polemiken kam es auch sonst. Der September des Jahres 1930 brachte den Triumph der Hitler-Partei bei den Reichstagswahlen; die Situation spitzte sich zu, aus der latenten Krise wurde die offene. Aber selbst angesichts so eclatanter Gefahr hörten die Intellektuellen, diese verräterischen Priester, nicht auf, dem Übel Vorschub zu leisten. In literarischen Salons diskutierte man mit frivoler Animiertheit den unvermeidlichen Sieg der "nationalen Revolution", von der man sich die günstigste Wirkung auf den Buchmarkt zu versprechen schien. Bei manchen war -- wie bei Benn -- diabolische Sympathie im Spiele; andere setzten ihren Stolz darein, auch noch dem Todfeind gegenüber "objektiv", "verständnisvoll", "gerecht" zu bleiben. Stefan Zweig gehörte zu diesem Typus.

Ich mochte ihn, schätzte ihn als Schriftsteller und Freund, war ihm dankbar für die ermutigende Anteilnahme, die er meiner Arbeit entgegenbrachte. Es gefiel mir an ihm, dass er so aufgeschlossen, so sensibel und tolerant, so "eminent pazifistisch" war (um mich eines Ausdruckes zu bedienen, den er einmal im Gespräch, mit wienerisch nasaler, sammetweicher Stimme auf sich selber anwandte). Aber auch aus Konzilianz und Gerechtigkeitsliebe kann man gefährlich irren -- wie Stefan Zweig es tat, als er

die Katastrophe der September-Wahlen in eine begrüssenswerte "Revolte der Jugend" umzudeuten suchte. Diese denn doch gar zu "eminent pazifistische" Auffassung reizte mich derart, dass ich ihr entgegenzutreten müssen glaubte. Es scheint mir nicht ohne ein gewisses Interesse, hier einige Stellen aus dem Offenen Brief wiederzugeben, den ich damals, 1930, unter dem Titel "Jugend und Radikalismus" an Stefan Zweig richtete und den ich später auch in meinem Essayband "Auf der Suche nach einem Weg" erscheinen liess:

"Es gibt auch ein Alles-Verstehen-Können, eine Bereitwilligkeit der Jugend gegenüber, die zu weit geht. Nicht alles, was Jugend tut, weist in die Zukunft. Ich spreche das aus, und ich bin selber jung. Ein grosser Teil meiner Altersgenossen -- und der noch Jüngeren -- hat sich mit einem Elan, der dem 'Vorwärts' vorbehalten sein sollte, für das 'Rückwärts' entschieden. Das dürfen wir unter keinen Umständen gutheissen. Unter gar keinen Umständen!

Sie tun es, wenn Sie den grauenerregenden Ausgang der deutschen Reichstagswahlen eine 'vielleicht unkluge, aber im Innersten natürliche und durchaus zu bejahende Revolte der Jugend gegen die hohe Politik' nennen. Ihr schöne Sympathie für das Jugendliche an sich lässt Sie, fürchte ich, übersehen, worin diese Revolte besteht. Was wollen die Nationalsozialisten? (Denn um sie handelt es sich in dieser Stunde, keineswegs um die Kommunisten!) Nach welcher Richtung radikalisieren sie sich? Darauf schliesslich käme es doch an. Radikalismus allein ist noch nichts Positives, und nun gar, wenn er sich so wenig hinreissend, sondern so rowdyhaft und phantasielos manifestiert, wie bei unseren Rittern vom Hakenkreuz. .... Es ist also so, Stefan Zweig, dass ich meine eigene Generation vor Ihnen preisgebe, oder wenigstens den Teil der Generation, den Sie gerade entschuldigen. Zwischen uns und denen ist keine Verbindung möglich; übrigens sind jene die Ersten, die irgendeine Verbindung mit Gummiknütteln ablehnen würden. Mit Psycho=

logie kann man alles verstehen, sogar Gummiknüttel. Ich wende sie aber nicht an, diese Psychologie. Ich will jene nicht verstehen, ich lehne sie ab. Ich zwinge mich zu der Behauptung -- obwohl sie gegen meine Ehre als Schriftsteller geht --, dass das Phänomen des hysterischen Neonationalismus mich nicht einmal interessiere. Ich halte es für nichts als gefährlich. Darin besteht mein Radikalismus.

Der Jahrgang 1902 konnte sagen: 'La guerre -- ce sont nos parents.' Wie, wenn der Jahrgang 1910 sagen müsste: 'La guerre -- ce sont nos frères...'? Dann wäre die Stunde da, wo wir uns bis ins Innerste zu schämen hätten, einer Generation angehört zu haben, deren Aktivitätsdrang, deren Radikalismus also, sich auf so schauerliche Weise verkehrt und ins Negative verwandelt hätte."

***

So weit, so gut. Fraglich bleibt, ob ich meinerseits berechtigt war, mich als politischen Experten und Repräsentanten der "guten Sache" aufzuspielen. Was tat ich selber zur Besserung und zum Schutze unserer so sehr schutz- und besserungsbedürftigen Demokratie? Wo war mein eigener Beitrag zur Rettung der gefährdeten Republik? Welcher kämpferischen Tat oder sozialen Leistung konnte ich mich rühmen?

Unbestreitbar, ich war gegen Hitler -- von Anfang an, unbedingt, ohne irgendwelche Vorbehalte psychologisch-pazifistischer oder diabolisch-paradoxer Art. Selbst meinem wachsamsten Todfeind würde es nicht gelingen, in all meinem Geschreibsel eine einzige Passage zu entdecken, die der Nazi-Philosophie, dem Nazi-Geschmack in irgendeinem Sinn entspräche oder Konzessionen machte. Die ganze Richtung passte mir nicht, war mir ein

Greul und Ekel, durchaus verhasst und wider die Natur. Das ist immerhin etwas -- ein Argument, welches sich denn doch für meinen moralischen Instinkt und meine politische Urteilsfähigkeit ins Feld führen lässt. Aber es ist nicht genug.

Ja, vielleicht verhält es sich sogar so, dass dieser völlige Mangel an Kontakt mit der Nazi-Mentalität es mir zunächst schwer oder unmöglich machte, eben diese Mentalität wirkungsvoll zu bekämpfen. Unser Hass wird wohl nur dort aktiv und militant, wo wir eine gewisse Affinität zum Gegner spüren. Man bekämpft nicht -- oder doch nicht mit vollem Einsatz --, was man durchaus verachtet. Lohnt es sich, den offenbaren Unsinn und frechen Aberwitz logisch zu widerlegen? Man begnügt sich mit einem angewiderten Achselzucken.

Diese Nazis -- ich verstand sie nicht. Ihre Journale -- "Stürmer", "Angriff", "Völkischer Beobachter" oder wie der Unflat sonst noch heissen mochte -- hätten ebensogut in chinesischer Sprache erscheinen können: ich kapierte kein Wort. Wovon war denn die Rede in den seltsamen Liedern, die der braune Pöbel auf den Gassen hören liess? Worum handelte es sich in ihren kuriosen Pamphleten und Manifesten? Irgendetwas musste sich doch verbergen hinter all diesem absurden Gerede über Juden, Zinsknechtschaft und Versailler Diktat -- irgendein geheimer Sinn, zugängig allein dem Eingeweihten. Dieser begriff vielleicht, was gemeint war, wenn mit wunderlicher Insistenz behauptet wurde, die Israeliten wollten Deutschland zerstören -- ein Verdacht, dessen Unhaltbarkeit (sich für jeden) ~~jedem~~ Vernünftigen von selbst verstand. Aber vielleicht wurde in die Mysterien der Nazi-Seele und des Nazi-Jargons nur eingeweiht, wer die Vernunft in sich überwunden, endgültig auf sie verzichtet hatte? War man noch nicht so weit, so konnte einem wohl etwas beklommen zumute werden angesichts von so viel Dummheit und Lüge.

Mir war beklommen zumut, aber nicht beklommen genug -- eben weil ich

nicht verstehen wollte, dass die Mehrzahl meiner Mitbürger das "sacrificio intellectu" längst gebracht und die störende Vernunft in sich ertötet hatten. Dergleichen hält man möglichst lang für ein Ding der Unmöglichkeit -- so lange nämlich, bis es sich leider doch als möglich erweisen wird. Mir wollte es nicht in den Kopf, dass die Deutschen Hitlern allen Ernstes für einen grossen Mann, ja, für den Messias halten könnten. Der und gross? Man brauchte ihn doch nur anzusehen!

Ich hatte wiederholt Gelegenheit, diese Physiognomie zu studieren -- einmal aus nächster Nähe, etwa eine halbe Stunde lang. Das war 1932, ungefähr ein Jahr vor der "Machtergreifung". Die "Carlton-Teestube" in München war damals eines seiner Stammlokale -- eine Tatsache, von der ich übrigens keinerlei Kenntnis hatte, als ich dort eines Nachmittags eintrat, um mir eine Tasse Kaffee zu genehmigen. Ich entschied mich für dies Lokal, weil das Café "Luitpold" -- gerade gegenüber, auf der anderen Seite der Brienner-Strasse -- neuerdings zum Treffpunkt der SA und SS geworden war: ein anständiger Mensch verkehrte dort nicht mehr. Der Führer, wie sich nun herausstellte, teilte meine Aversion gegen seine tapferen Mannen; auch er bevorzugte die Intimität des distingierten "Tea-Room's".

Da sass er, umgeben von ein paar bevorzugten Spiessgesellen, und liess sich seine Erdbeertörtchen schmecken. Ich nahm am Nebentisch Platz, kaum einen Meter entfernt. Er verschmauste noch ein Erdbeertörtchen mit Schlagrahm (die Kuchen waren gut im "Carlton"); dann ein drittes -- wenn es nicht schon das vierte war. Ich esse selbst recht gerne süsses Zeug; aber der Anblick seiner halb infantilen, halb raubtierhaften Gefrässigkeit verschlug mir den Appetit. Übrigens wollte ich, da der Zufall mich nun einmal hergeführt hatte, meine ganze Aufmerksamkeit auf das Schleckermäulchen am Nebentisch konzentrieren -- was mir kaum möglich gewesen wäre, hätte ich selbst geschleckt.

Zwei Fragen waren es vor allem, die mich beschäftigten, während dieser dreissig Minuten unheimlicher Nachbarschaft: Erstens, worin lag das Geheimnis seiner Wirkung, seiner Faszination? Und, zweitens, an wen erinnerte er mich, wem sah er ähnlich? Ohne Frage, er glich einem Mann, den ich nicht persönlich kannte, aber dessen Porträt ich oft gesehen hatte. Wer war es nur? Nicht Charlie Chaplin -- beileibe nicht! Chaplin hat das Schnurrbärtchen, aber doch nicht die Nase -- die fleischige, gemeine, ja, obszöne Nase, die mich sofort als das garstigste und am meisten charakteristische Detail der Hitler'schen Physiognomie beeindruckt hatte. Chaplin hat Charme, Anmut, Geist, Intensität -- Eigenschaften, von denen bei meinem Schlagrahmschmatzenden Nachbarn durchaus nichts zu bemerken war. Dieser erschien vielmehr von höchst unedler Substanz und Beschaffenheit -- ein bösartiger Spiesser mit hysterisch getrübtem Blick in der bleich gedunsenen Visage. Nichts, was auf Grösse oder auch nur auf Begabung schliessen lassen könnte!

Es war gewiss kein erfreuliches Gefühl, in der Nähe einer solchen Kreatur zu sitzen; und doch konnte ich mich nicht satt sehen an der widrigen Fresse. Besonders attraktiv hatte ich ihn zwar nie gefunden -- weder im Bilde, noch auf der illuminierten Tribüne; aber die Hässlichkeit, der ich mich nun gegenüber fand, übertraf doch all meine Erwartungen. Die Vulgarität seiner Züge beruhigte mich, tat mir wohl. Ich sah ihn an und dachte: 'Du wirst nicht siegen, Schicklgruber -- und wenn du dir die Seele aus dem Leibe brüllst. Du willst Deutschland beherrschen? Diktator willst du sein -- mit <u>der</u> Nase? Dass ich nicht kichere! Du bist derartig mies, dass du einem beinah leidtun könntest -- wenn deine Miesigkeit nicht eben von so besonders abstossender Natur wäre... Lass dir nur noch ein Erdbeertörtchen kommen, Schickgruber -- es ist wohl das fünfte? --: in ein paar Jahren kannst du dir's nicht mehr leisten; ein Bettler, ein Vergessner wirst du sein, in ein paar kurzen Jährlein. Du kommst nie zur Macht!'

Gab es keine blutige Gloriole um sein Haupt, mich zu warnen? Keine Schrift an der Wand der Carlton-Teestube? Nichts Beunruhigendes liess sich bemerken -- nur rosig diskretes Licht, gedämpfte Musik, gehäufte Bückereien und, inmitten dieses Schlagrahm-süssen Idylls, ein unsympathischer, aber gewiss harmloser kleiner Mann mit komischem Schnurrbärtchen und eigensinniger Stirn, der im Kreise gleichfalls unbedeutender Kumpane seine Tasse Schokolade schlürfte. Ich fing Brocken ihrer Unterhaltung auf. Sie diskutierten die Besetzung eines musikalischen Schwankes, der am selben Abend in den Münchener Kammerspielen zum ersten Mal in Szene gehen sollte. Eine unserer nächsten Freundinnen, die bedeutende Charakterspielerin Therese Giehse, hatte die tragende Rolle. Der Führer erklärte, dass er sich auf die Vorstellung freue -- erstens, weil Operetten überhaupt etwas Nettes seien ("... gesunder Humor... man lacht sich mal gründlich aus...");zweitens, und im Besonderen, der Giehse wegen, die er, der Führer, "einfach prima" fand. "Eine deutsche Künstlerin von echtem Schrot und Korn," stellte er herausfordernd fest, und verdüsterte sich, da einer der Genossen -- es war doch nicht etwa Streicher? -- schonend darauf hinwies, dass die Dame, seines Wissens, nicht rein "arisch" sei. "Irgendein Gewebfehler... rassisch nicht so ganz einwandfrei...," murmelte der taktlose Spiessgeselle -- woraufhin das Schnurrbärtchen, welches bisher mit etwas forcierter Behutsamkeit gesprochen hatte, bedrohlich die Stimme hob. "Bösartiger Klatsch!" entschied er stirnerunzelnd. "Als ob ich nicht den Unterschied sähe zwischen einem germanischen Naturtalent und [illegible] semitischer Mache!"

Ich hatte Mühe, nicht herauszuplatzen. Dass die Giehse nicht da war, um dies mitanzuhören! ~~Aber gemeinsam hätten wir wohl so gelacht, dass es zum Skandal gekommen wäre...~~

'Du kommst nie zur Macht, dummer Schicklgruber!' dachte ich wieder --

jetzt in bester Laune. Während ich die Kellnerin rief, um meine Konsumation zu bezahlen, fiel mir auch plötzlich ein, an wen der Kerl mich erinnerte. Haarmann, selbstverständlich -- wieso war ich darauf nicht schon längst gekommen? Freilich doch, er sah aus wie der Knabenmörder von Hannover, dessen Prozess unlängst Sensation gemacht hatte. Ob er -- der österreichische Operettenhabitué am Nebentisch -- ebenso tüchtig war wie sein norddeutscher Doppelgänger? Dieser homosexuelle Blaubart hatte es fertiggebracht, dreissig bis vierzig junge Buben in seine gastliche Stube zu locken, wo er ihnen im Liebesakt die Kehle durchbiss und aus den Leichen schmackhafte Wurstware machte. Eine stupende Leistung -- besonders, wenn man bedenkt, dass der emsige Kinderfreund in einem engen Mietshaus zwischen wachsamen Nachbarn logierte! Wo ein Wille ist, ist auch ein Weg: mit zäher Zielstrebigkeit setzt man noch das scheinbar Unmöglich durch... Die Ähnlichkeit zwischen den beiden Tatmenschen frappierte mich. Schnurrbart und Locke, der verhangene Blick, der zugleich wehleidige und rohe Mund, die sture Stirn, ja, sogar die anstössige Nase -- es war alles dasselbe!

'So was kommt nie zur Macht!' Ich war meiner Sache ganz sicher, da ich mich nun dem Ausgang zubewegte. 'Du bist eine Niete, Schicklgruber. Bei dir langt es höchstens zum Lustmord.'

Kein blutiger Schein? Keine Schrift? Kein warnendes Zeichen?

***

Eine Nation, die sich sonst viel auf ihre Dichter und Denker zugute getan hatte, akzeptierte eine Wanze als "Mann des Schicksals". Wie konnte es so weit kommen? Diese Deutschen -- ich verstand sie nicht.

Aber war ich nicht selber einer? Doch, ich war es wohl -- nicht nur der Sprache nach. Deutsche Kultur hatte mein Weltbild, mein geistiges Wesen geformt oder doch entscheidend beeinflusst. Ein Elternhaus wie das meine -- und was daraus hervorgegangen ist, wüsste nichts vom Deutschtum? Eine Kindheit im Zeichen deutscher Lieder und Märchen, eine Jugend mit Novalis,

Nietzsche, Hölderlin, George -- und man wäre deutschem Geiste fremd?

Vielleicht fühlte man sich ihm zu verwandt, zu nah verbunden -- diesem grossen und schönen Geist --, um seine Verfälschung und Entwürdigung mitmachen oder auch nur mitansehen zu können; vielleicht war man so innig beheimatet in der Sphäre europäisch-universalen Deutschtums, dass man zum Heimatlosen werden musste in dem Lande, wo der universale Gedanke nur noch als Welteroberungstraum lebendig blieb.

Ja, der gerade-erst-Erwachsene wusste schon, was Heimatlosigkeit ist -- und lebte doch noch im Lande seiner Geburt. Deutschland war mir fremd, ich war ein Fremder in Deutschland, noch ehe ich mich endgültig von ihm trennte. Bei aller Bewunderung für die grossen Taten des deutschen Genius, bei aller Sympathie für gewisse Züge und Möglichkeiten des deutschen Charakters -- ich brachte keine Begeisterung auf für die Nation, wie sie sich nun einmal entwickelt hatte und allem Anschein nach weiter entwickeln würde. Ich fühlte mich der Nation nicht zugehörig -- schon deshalb nicht, weil ich den Begriff des Nationalstaates überhaupt als überholt empfand und an die Notwendigkeit übernationaler ~~Regelungen~~ Zusammenschlüsse glaubte. Kein anderer Nationalismus aber erschien mir so unselig und dabei so lächerlich wie eben der deutsche -- mit seiner Meistersinger-Biederkeit und seiner Tristan-Schwüle, seinem säbelrasselnden Draufgängertum und seiner schluchzenden Sentimentalität, seinem ewig-unbefriedigten Anspruch, seinem überkompensierten Inferioritätskomplex, seiner primitiven Tücke und gerissenen Naivität, seinem Dünkel, seinem Verfolgungswahn, seiner ganzen quälenden, sterilen Problematik.

Hatten die Repräsentanten dieses Nationalismus -- die Nazis und ihre Freunde -- nicht recht, wenn sie Existenzen meiner Art "entwurzelt" nannten? Ich hatte keine Wurzeln, wollte keine haben, in dem Boden, den jene, charakteristischer Weise, so gerne in Zusammenhang mit Blut brachten: dem Blute nämlich, mit dem sie ihren geliebten Boden tränkeh wollten.

Die heimatliche Scholle hielt mich nicht; meistens zog ich den Asphalt ~~einer~~ fremder Grossstädte vor oder den hellen Sand einer südlichen Küste. Wie sollte ich die Tiefe der deutschen Problematik -- und die Grösse der deutschen Gefahr -- so recht verstehen lernen, wenn ich mich den grössten Teil des Jahres im Ausland herumtrieb? "Ausland", oder doch ausländisch infiziert, war übrigens auch, vom völkischen Gesichtspunkt, unser Milieu in München und Berlin. Der Kreis im Elternhaus -- mit einigen Ausnahmen, wie der durchaus bodenständige Joseph Ponten und der scharf patriotische, um nicht zu sagen chauvinistische Ernst Bertram --, Erikas und meine Freunde: lauter internationales Pack, Intelligenzbestien, Kulturbolschewisten, Entwurzelte, volksfremde Elemente!

Freilich beschränkte sich mein Verkehr keineswegs auf die intellektuelle oder mondäne Sphäre; im Gegenteil, der mehr populäre Typ hat immer grosse Attraktion für mich gehabt -- wenn auch nicht gerade aus Gründen vaterländischer Überzeugung und Schollen-gebundener Tugend. Unter den jungen Freunden von schlichter Herkunft, die ich damals in Deutschland hatte, gab es wohl manchen, der sich später als "Perser" entpuppen und am Morde der Kultur aktiven Anteil nehmen sollte. Merkte ich nichts? Ward mir nicht bang in ihrer scheinbar so harmlos munteren Nähe? Erkannte ich nicht das Zeichen künftiger Schuld auf ihrer glatten, hübschen, noch unschuldigen Stirn?

Ohne Frage, ein Bursche wie mein Freund Hans R. war ein potentieller "Perser", ungeachtet seiner angenehmen Mannieren und seiner erquickenden Lustigkeit. Ich mochte ihn gut leiden, meinen Freund Hans R. -- ebenso gut wie meinen Freund Willy X oder meinen Freund Otto Y: vielleicht sogar noch etwas besser. Er war, wie sie alle waren: faul, gefrässig, gutmütig, humorvoll, von einer sinnlichen Vitalität, die zunächst noch ohne brutale Züge schien. Dumm war er nicht, der Hans R. -- keineswegs ohne Mutterwitz; aber seine Unbildung schrie zum Himmel. Manchmal amüsierte ich mich damit, ihm

tückische Fragen zu stellen -- wie zum Beispiel: "Du weisst doch, dass Johann Wolfgang von Goethe der tapfere General war, der uns im Jahre 1870 zum Siege gegen die Chinesen führte?" Dann grinste mein Hans wohl: "Klar, Mensch!"

Er wusste schlechterdings gar nichts, ausser dem Gewicht der internationalen Boxer und den Gagen der Filmstars. Er kam aus jener Schicht des deutschen Kleinbürgertums, die durch die Inflation proletarisiert worden war; er hatte keinen Beruf, kein Heim, keine Ambition, keine Überzeugung. Man konnte ihn alles glauben machen, da er an gar nichts glaubte. Er war ein Nihilist, der alle philosophischen Systeme und moralischen Postulate verwarf, ohne sie zu kennen. Begriffe wie "Kultur", "Friede", "Freiheit", "Menschenwürde" waren ohne jede Bedeutung, jeden Inhalt für ihn. Er lebte in den Tag hinein. Um die eigene Zukunft schien er sich ebenso wenig Sorgen zu machen, wie um die Zukunft der Nation und der Menschheit.

War er glücklich? Kaum. Irgendwo -- und sei es auch in unbewusster Schicht -- verlangte es ihn doch wohl nach einem Gesetz, einem Glauben, der seinem Dasein Ziel und Inhalt geben würde. Warum machte ich nicht den Versuch, diesen gefährdeten, aber noch nicht verlorenen Bruder auf den rechten Weg zu bringen? Warum bemühte ich mich nicht um diese haltlose und richtungslose, aber doch gewiss nicht wertlose Seele? Ach, wie viel hat man versäumt! Wie viel Unterlassungssünden gibt es zu beichten, zu bereuen!... Da sich dem Jungen keine echte Führung bot, ging er dem grossen Schwindler auf den Leim.

Ich war betrübt -- aber nicht eigentlich überrascht --, ihn eines Tages in der kleidsam strammen Uniform der Hitler'schen ~~Leibstandarte~~ Privatarmee anzutreffen. Mein Gelächter mag etwas forciert geklungen haben, als ich ihn fragte: "Was ist los mit dir? Wohl total übergeschnappt?" -- Er zuckte mürrisch die Achseln: "Na ja, man muss doch leben." -- "Stimmt," sagte ich. "Aber warum in dieser Maskerade?"

Woraufhin Hans R., zu meiner Verblüffung, beinah feierlich wurde: "Lass man, du! Ist vielleicht ganz gut so. Die Nazis haben was weg. Wollen Deutschland raushelfen aus der Scheisse. Und überhaupt, wir werden die Herren sein -- verstehste?"

"Das werdet ihr nicht," versicherte ich ihm, nun meinerseits ernst. Und, nach einer Pause: "Glaubst du denn an all den Quatsch, Hans?"

Statt einer Antwort wiederholte er nur, zugleich ausweichend und drohend: "Die Herren werden wir sein. Wirst schon sehen!"

Ja, nun sah ich es: er liess mich fallen, war mir schon verloren -- mir und meiner Welt. Er hasste sie, diese Welt -- die Welt der Gesittung und der Menschenwürde, die Welt der "Demokratie", die ihm alles schuldig geblieben war. Herr zu werden, wo man ihn so lange zurückgesetzt und übersehen hatte! Und als "Herr" zerstören zu dürfen, was ihm so fremd und feindlich scheinen musste -- die Zivilisation!

"Dann ist also Schluss zwischen uns, Hans," sagte ich. (Ich hätte ihn retten können -- vielleicht. Hätte ich's doch versucht! Ach, über die Versäumnisse! Über die Trägheit des Herzens!) "Mach's gut."

Und er -- wobei er meinen Blick vermied --: "Mach's selber gut, Klaus! Und wenn du mal einen einflussreichen Freund brauchst in der Partei -- na, du kennst ja meine Adresse!"

.... War er unter den Rowdies, die den Saal stürmten, wo Erika ein Gedicht von Victor Hugo rezitierte? Ein Gedicht für Frieden und Versöhnung... Der unangenehme Zwischenfall ereignete sich während einer Versammlung, die von einer pazifistischen Frauenorganisation einberufen worden war. Erika trat als Schauspielerin auf -- nicht als politische Rednerin. Die Hauptattraktion des Abends war eine Delegierte von Paris; sie überbrachte mit warmer Eloquenz den Gruss der französischen Frauen, die ihren Gatten, Brüdern und Söhnen nie wieder erlauben wollten, gegen das deutsche Volk in den Krieg zu ziehen.

Die Nazi-Bande kam ein paar Minuten zu spät, um den gen erösen Appell der Pariserin zu stören; bei Erikas Auftritt aber waren die Eindringlinge pünktlich zur Stelle. Sie stand auf dem Podium -- schmal, aufrecht, die schöne Flamme im Blick. Zunächst schien sie das Handgemenge gar nicht zu bemerken, welches sich im Hintergrund zwischen Saaldienern und SA-Männern entwickelte. Aber wie konnten die Verse Victor Hugos sich behaupten gegen den Urwaldschrei der Barbaren? "Schluss!" brüllte der Urwald. "Hochver=rat! Schmach und Schande! Wir protestieren im Namen der Nation!"

Das Publikum, das für seine Plätze bezahlt hatte, protestierte seiner=seits -- ohne Erfolg, wie sich denken lässt. Die heroischen Braunhemden, Gummiknüttel und Revolver schwingend, drangen gegen die pazifistischen Damen vor. Es gab erhebliches Durcheinander, mit panischer Massenflucht zum Ausgang, zerbrochenem Mobiliar, Weinkrämpfen und allem Zubehör. Mir ward etwas bange angesichts der violenten Szene -- nicht so sehr um mich selbst (sonderbarerweise kam mir die Idee nicht, dass die Mordbuben mir persönlich etwas anhaben könnten), als vielmehr um Erika, die offenbar durchaus nicht realisierte, dass sie sich in akuter Gefahr befand. Anstatt sich vom Podium zurückzuziehen, wie die Vorsicht es geboten hätte, trat sie nach vorn, an die Rampe, um den Aufruhr zu ihren Füssen mit grimmig-amüsierter Neugier zu betrachten. Ich weiss nicht, noch stelle ich mir's gern vor, was ihr geschehen wäre, wenn die patriotischen Totschläger ~~zur Bühne vorgedrungen wären~~ das Podium erreicht hätten, ehe die Polizei endlich eingriff. Glück=licherweise erschienen im letzten Augenblick einige Schutzleute auf dem Plan, woraufhin die tapferen Antipazifisten sich mit erstaunlicher Ge=schwindigkeit aus dem Staube machten.

Nicht ohne ~~heitere~~ Verwunderung las ich am nächsten Morgen die folgende Schlagzeile im "Völkischen Beobachter": "Terroristische Polizei miss=handelt deutsche Jungen, die das 'Verbrechen' begehen, einer öffentlichen

Versammlung beizuwohnen."-- So also wird das gemacht! Früher begnügte man sich wohl damit, die Wahrheit ein wenig zu färben, zu retouchieren, sie im Interesse der eigenen Sache zurechtzubiegen; jetzt aber kehrt man sie einfach um, stellt sie glatt auf den Kopf, behauptet das Gegenteil von dem, was richtig ist. Es ist gar nicht schwer, nur Frechheit gehört dazu. "Jüdischer Hausierer beisst deutschen Schäferhund!" Warum sollte diese vielzitierte Pointe nicht wirklich aus einem Göbbels-Blatt stammen? Die Geschichte von der "terroristischen Polizei" war ebenso phantastisch.

Der Artikel, den der "Beobachter" unter einer so frappanten Überschrift präsentierte, strotzte von Beleidigungen gegen Erika, die als "plattfüssige Friedenshyäne" bezeichnet wurde. Das war zwar drollig, aber nicht ganz ungefährlich, wie sich nur zu bald erweisen sollte. Eine junge Schauspielerin, die sich im Deutschland des Jahres 1931 bei den Nazis unbeliebt machte, war beruflich geschädigt, beinah ruiniert. Der Intendant eines Provinztheaters, der Erika für einige Rollen im Rahmen einer sommerlichen Festspielsäson verpflichtet hatte, liess telegraphisch wissen, dass er den Vertrag zu seinem Bedauern annullieren müsse: "Friedenshyänen" seien auf seiner Bühne unerwünscht. Dies war nur die erste Reaktion; weitere liessen nicht auf sich warten. Das Bayrische Staatstheater, der Münchener Rundfunk, die Filmgesellschaft "Emelka" -- alle zeigten sich plötzlich abgeneigt, Erika weiterhin zu beschäftigen. Es war der Boykott; die politisch-Kompromittierte wurde fallengelassen.

"Wer hätte das gedacht?" Sie sagte es kopfschüttelnd -- verwundert mehr, als empört, "Und alles wegen des braven alten 'Père Hugo'! Da rezitiert man so ein harmloses Gedicht, und plötzlich ist man in der Patsche! Ich hatte ja keine Ahnung, worauf ich mich da einliess... Na, mir soll's recht sein! Wenn das Pack Streit will -- ich bin dabei. Eine Friedenshyäne mag ich immerhin sein; aber doch kein Feigling!"

Göbbels erklärte unserem Haus den Krieg: die Familie Mann war ihm ein Dorn im Auge. Erika ging ihm besonders auf die Nerven: Sie hatte die

sie leistete es sich

Fräulein Mann

~~Prinzessin~~, den "Beobachter" wegen Beleidigung zu verklagen. ~~Sie~~ habe keinen Kopf, hatte das Blatt behauptet -- nur "ein kopfähnliches Ge=bilde". Der Gerichtshof, vor dem sie erschien, fand an ihrem Kopf nichts auszusetzen. Das Hitlerblatt musste sich entschuldigen und auch noch Strafe zahlen -- was als unverzeihlicher Skandal empfunden wurde.

Was mich betrifft, so war ich beim erwachenden Deutschland auch nicht eben gut angeschrieben. Gewiss, es war nicht viel, war beschämend wenig, was ich gegen die Nazis tat; aber die Sticheleien, die ich gelegentlich in Vorträgen, Artikeln, Interviews anzubringen wusste, genügten doch, um jene in Harnisch zu bringen. "Warte nur, Bürschchen!" drohte man mir in der braunen Presse. "Es kommt der Tag, da du uns büssen wirst!"

Heinrich Mann war ein Gegner, den man ernst zu nehmen hatte. Seine Stimme liess sich nicht überhören: ihr eignete die Überzeugungskraft, die aus echter Passion, dem ganzen Einsatz des Gefühls, des Herzens kommt. Die Nazis hatte er, der Autor des "Untertan", durchschaut, dar=gestellt und abgetan, ehe sie sich noch als "Bewegung" konsolidierten. Der deutschen Republik war er der eifervollste Vorkämpfer und Verteidiger, aber auch der schärfste Kritiker gewesen. Nun musste er sie an eben jenen Irrtümern scheitern sehen, die er ihr immer wieder warnend vorgehalten. ~~hatte.~~ War der Zusammenbruch unvermeidlich? Nicht, wenn die Kräfte des Widerstands sich einigten! Eben dies forderte der politische Schrift=steller Heinrich Mann -- den Zusammenschluss der antifascistischen Par=teien, ~~die Bed~~ das Ende des Bruderzwistes zwischen Sozialdemokraten und Kommunisten, die Volksfront gegen Hitler. Die Appelle zur Rettung der Demokratie, die er in diesen Jahren -- den letzten also vor der Kata=strophe -- an die verblendete Nation ergehen liess, atmen ein Pathos, das umso tiefer rührt, da über seinem Glanz doch schon die Schatten der Wehmut, des Verzichtes liegen.

Aber selbst wenn er im Grunde wüsste oder ahnte, dass es vergeblich

ist -- ein Kämpfer wie Heinrich Mann hörte nicht auf zu streiten und zu hoffen. Bis zum letzten Augenblick, mit kühnem Eigensinn und zähem Enthusiasmus, wird er sich den Hass verdienen, mit dem ihn der verhasste Gegner ehrt.

Wenn es einen gab, den sie noch mehr hassten als Heinrich Mann, den konsequenten Republikaner, so war es sein Bruder, dem sie "Inkonsequenz" zum Vorwurf machten und der ihnen als Verräter galt. Seine politische Karriere hatte begonnen mit anti-politischen Betrachtungen über Kultur, Musik, Protestantismus, Schopenhauer und die "Sympathie mit dem Tode" -- weshalb nun von ihm gefordert wurde, dass er sich weiterhin zum deutschen Nationalismus bekenne. Tat er es nicht, so war er ein Renegat, ein käuflicher Opportunist.

Ja, er war "opportunistisch" genug, zweimal innerhalb von zwei Jahrzehnten die intellektuelle und politische Mode, die herrschende Weltanschauung herauszufordern. Denn der "Zivilisationsliterat", gegen den er im Jahre 1918 seine desperate Polemik richtete, war ja gerade damals der moralische Sieger, der tonangebende Typ. Und was war der "letzte Schrei" um 1930? Eben jene aggressive "Blut-und-Boden"-Mystik, jenes anti-humane "Übermenschentum", welches der Autor der "Betrachtungen" nun zum Gegenstand seiner Anklagen und Attacken machte. Was hatte er denn von dieser quälenden ~~und übrigens durchaus nicht ungefährlichen~~ Fehde? Sicherlich keinen Dank von Seiten der ~~Weimarer~~ Republik. Diese verhielt sich vollkommen gleichgültig gegenüber den Bemühungen ihrer literarischen Repräsentanten. Kein Schriftsteller konnte hoffen, Gold oder Ruhm zu ernten, indem er sich für die verkrachende deutsche Demokratie einsetzte. Es war ein undankbares Geschäft -- ganz abgesehen von den Gefahren, die es mit sich brachte. Ein "Schädling" und Feind der nationalen Sache, wie Thomas Mann, wurde nicht nur mit Invektiven überhäuft, sondern auch mit Drohungen. Patriotisch überhitzte Jünglinge machten ihn brieflich oder

telephonisch darauf aufmerksam, dass sie ihn umzulegen gedächten, falls man noch einen Muckser gegen die Nationale Erhebung von ihm zu hören bekommen sollte. Leider bestand kein Grund, solche Hinweise auf die leichte Achsel zu nehmen. Die Zahl der Opfer war schon erschreckend gross. Trotzdem musste weitergekämpft werden.

Die "Ansprache an die Deutschen", die mein Vater im Beethovensaal zu Berlin hielt -- am 17. Oktober 1930: fast genau einen Monat nach den verhängnisvollen Reichstagswahlen -- bedeutete einen dramatischen Höhepunkt dieses langen und bitteren Kampfes. Der Aufruhr im Saal brach los, als der Redner das deutsche Bürgertum mit dringlichem Ernst ermahnte, Frieden zu machen mit der organisierten Arbeiterschaft und die Idee der sozialistischen Demokratie endlich zu akzeptieren, auf dass die Schmach und Katastrophe des Dritten Reiches verhütet werde. An dieser Stelle erhob sich die gekränkte deutsche Ehre von ihrem Sitz und liess bellende Töne hören. Die deutsche Ehre trug eine blaue Brille (wie der selige General Ludendorff, als er nach verlorenem Krieg über die Grenze floh); aber man konnte doch gleich sehen, dass es Bronnen war. Erinnert man sich seiner? Arnold Bronnen -- ein kesser Junge, der sich zunächst als Autor expressionistisch gesteilter Pornographie einen Namen machte. In seiner "Septembernovelle" ging es hoch her -- eine Schnurre voll inspirierter Geilheit, dabei nicht einmal ganz talentlos. Mit dem Talent hörte es dann bald auf -- woraufhin der Wicht prompt seine nationale Gesinnung entdeckte. Seiner eigentlichen Sphäre und Spezialität brauchte er dabei nicht untreu zu werden: Pornographie lässt sich auch auf patriotisch frisieren -- wie Bronnen mit einem Horst-Wessel-Roman effektvoll demonstrierte. Die Zuhälter-Biographie sicherte ihm einen Ehrenplatz im Olymp der literarischen Nazi-Barden; aber dann kam ein Malheur dazwischen, dass unserem Bronnen fast die ganze Karriere verdorben hätte. Es stellte sich nämlich heraus, dass er in Wahr-

heit Bronner hiess und nicht-arisches Blut hatte. Da hiess es nun, ge= mogelt und geflunkert und die liebe Frau Mama kompromittiert -- viel besser, ein Bastard sein, als ein "Mischling"! Der kesse Arnold verstand es, sich irgendwie aus der peniblen Affäre zu ziehen; aber seine rassische Ehre blieb doch leicht befleckt. Man rehabilitiert sich, indem man doppelt laut brüllt -- im Beethovensaal, zum Beispiel, wo das Vaterland verun= glimpft wird. Man macht Fleissaufgaben, setzt sich die blaue Brille auf und provoziert einen Skandal im Auftrag des Dr. Göbbels. Hat noch jemand Zweifel an meiner germanischen Echtheit? Ich mag Bronner heissen, aber ich beschimpfe Thomas Mann als "Lumpen", "Volksfeind" und "November= verbrecher". Auf mich ist Verlass!

Dies waren unsere Feinde -- der Abschaum. Dies waren die künftigen Herren.

Konnten wir uns irgendwelche Illusionen machen über den Ausgang des Kampfes, dem wir ~~jetzt~~ nun unwiderruflich verschworen waren? Man wollte das Äusserste -- die Etablierung der Hitler-Diktatur -- nicht für möglich halten; man klammerte sich an ermutigende Zeichen -- wobei man schon be= scheiden genug geworden war, so fragwürdige "Erfolge" wie die Wiederwahl des senilen Hindenburg, Frühling 1932, als "ermutigend" zu empfinden. Aber im Ganzen war es doch eine Stimmung bitterer Bereitschaft und militan= ter Resignation, die in unserem Kreise und in unserem Hause herrschte. Meine Mutter, die während des Krieges auffallend klarsichtig gewesen war, bewies wieder ihren klaren und gesunden Realismus. Sehr deutlich erinnere ich mich der Gespräche, in denen wir die Härten und Abenteuer des Exils halb scherzhaft, halb mit bangem Schauder entizipierten. Wird es sehr schlimm sein? fragten wir einander -- und dann mochte wohl einer von uns hastig hinzufügen, als ob es gelte, irgendeinen möglichen Einwand im Voraus zurückzuweisen: "Denn wir würden doch natürlich nicht in Deutsch= land bleiben, wenn... ich meine, falls..." -- Wir verstanden alle.

Mein Tagebuch bestätigt, was mir in der Erinnerung so gegenwärtig bleibt -- die ahnungsvoll gedrücke Stimmung jener Tage. Um nur zwei Beispiele anzuführen: "25. Mai 1931. Ernste Unterhaltung über die Not= wendigkeit, Deutschland zu verlassen. Entsetzlicher Triumph des Wahn= sinns." -- Und, unter dem Datum des folgenden Tages: "Wieder langes Gespräch mit Mielein, unser künftiges Exil betreffend. Ist es in der Tat unvermeidlich?"

Das gleiche Gefühl der Beängstigung und Beklemmung findet sich auch in meinen literarischen Arbeiten aus dieser Zeit -- den letzten also, die ich in Deutschland vollenden und publizieren sollte. Es sind nicht meine politischen Polemiken und Glossen, an die ich ~~hier~~ vor allem denke -- sie haben oft den forciert zuversichtlichen oder salbungsvoll rhetorischen Ton, der mir jetzt peinlich ist; vielmehr spreche ich von Dingen, in denen sich mein Kummer in künstlerischer Verwandlung -- will sagen: gültiger und echter -- auszudrücken sucht. Ein Roman und ein Theater= stück, die ich damals (1930/32) schrieb, scheinen den Schmerz der Heimat= losigkeit poetisch zu antizipèren. Was immer die literarischen Meriten und Schwächen dieser Experimente sein mögen -- sie geben jedenfalls einen Begriff von der ~~welt~~ furchtbaren Einsamkeit, zu der ein europäisch-liberal-gesinnter deutscher Intellektueller sich im Deutschland der sterbenden Republik verurteilt fand. Ein Entwurzelter? Niemals war ich es so sehr wie damals, in einem schon fremd-gewordenen Vaterland, dessen vergiftete Atmosphäre meine Stimme erstickte, ihre jede Resonanz und Wirkung nahm.

Mit äusserem Erfolg oder Misserfolg hat dies wenig zu tun. Es ist wahr, mein letztes ~~Stück~~ dramatisches Unternehmen -- "Geschwister", nach dem schönen Roman "Les Enfants Terribles" von Jean Cocteau -- war ein geräuschvoller Durchfall: Erika, die bei der Münchener Uraufführung die Hauptrolle spielte, musste ihre ganze Energie und Autorität einsetzen, um den Ausbruch eines wilden Theaterskandals zu verhindern. Die Presse

meiner lieben Geburtsstadt erging sich in den üblichen Schimpftiraden. Nicht viel freundlicher klang, was die Kritiker in München, Berlin und anderen deutschen Kulturzentren über meinen Roman "Treffpunkt im Unend= lichen" (1932) zu sagen hatten. Aber dieser Mangel an populärer Anerken= nung wäre an sich doch wohl kaum genug gewesen, mich zu überraschen oder gar zu entmutigen. War ich es nicht gewohnt? Die beiden Produkte, die ich da einer politisch stark abgelenkten deutschen Öffentlichkeit vorlegte -- meine dramatische Version einer höchst subtilen französischen Prosa= dichtung und mein Versuch, die komplexe Problematik einer Gruppe von internationalen Bohemiens erzählerisch zu gestalten -- konnten wohl in der Tat nur einem engen Kreis von Reiz oder Interesse sein. Ausserhalb dieses Kreises erregten sie ein Befremden, welches -- wie Dinge nun einmal lagen -- beinah selbstverständlicher Weise hässlich-gehässige Formen annehmen musste. Als ob es mir etwas Neues gewesen wäre! Aber diesmal erschreckte es mich. Warum?

Die Gehässigkeit -- ich musste es wohl bemerken -- hatte sich ver= tieft, war böser, kälter, feindlicher geworden. Eine Gehässigkeit, die vernichten will -- erst quälem und dann töten -- , eine mörderische Gehässigkeit, ein Nazi-Hass: das war es nun, was mir aus den Spalten der Presse, der Miene des Theaterpublkikums entgegen grinste. Dies war nicht mehr von der komischen Seite zu nehmen, wie die Skandale meiner frühen Zeit. Es wurde ernst. [illegible]

Nicht, als ob man schon in einer "verzweifelten Situation", völlig auf dem Hund gewesen wäre! Im Gegenteil, es gab immer noch genug Betrieb, die Einnahmen liessen nichts zu wünschen übrig, sogar nach Erfolg sah es zuweilen aus. Man schrieb für die grossen Revuen -- "Uhu", "Dame", "Quer= schnitt", "Velhagen und Klasings Monatshefte" --; wohl auch gelegentlich

für eins der links-gerichteten Wochenblätter, "Weltbühne" und "Tage-Buch", oder für die literarisch ambitiöse Tagespresse: "Vossische Zeitung", "Berliner Tagesblatt", "Acht-Uhr-Abendblatt". Man plauderte am Radio, las in einem Konzertsaal oder einer Bücherstube aus Ungedrucktem vor, eine Filmidee wurde verkauft... Aber bei all diesen finanziell lohnenden und übrigens nicht unamüsanten Aktivitäten blieb das Gefühl der Hohlheit, der Vergeblichkeit. Inmitten der allgemeinen Auflösung wurde die eigene Betriebsamkeit zur macabren Farce. Man schwatzte, scherzte, warnte, predigte -- und es gab keine Antwort.

Oder gab es doch eine? Hinter der immer noch intakten Fassade unserer unheimlich leer-laufenden Existenz erschien das drohende Zeichen -- blut-rote Hieroglyphe am verfinsterten Horizont:

MENE, MENE, TEKEL, UPHARSIN...

Wer begreift die Mahnung des verhüllten Gottes?

Überhörst du sie oder missverstehst ihren Sinn, so wirst du fallen. Und fallen wirst du, wenn du den Spruch verstehst, hast aber nicht die Kraft, ihm zu folgen. Nur wer versteht und hat die Kraft zu folgen -- nur der bleibt verschont.

Verschont? Er wird leben müssen. Das Teil, das er gewählt hat, ist das schwerste.

***

Ich habe mehr Freunde durch Selbstmord verloren (womit hier auch die indirekten Formen der Selbstzerstörung gemeint sein mögen), als durch Krankheit, Verbrechen oder Unglücksfälle. In meinem engsten Kreise kam es mehrere Male zu Selbstmord-Epidemien. Die erste ereignete sich während der ~~letzten~~ unmittelbar vor Jahre Ausbruch des Dritten Reiches.

Ich weiss nicht, will es auch nicht untersuchen, was die schaurige Übung in Mode brachte. War es das Beispiel des Pariser Malers Pascin, den so viele uns gekannt hatten? Er machte es gründlich, im krass-pitto-

resken Stil -- indem er sich nämlich die Pulsadern aufschnitt und sich dann auch noch an der Türklinke erdrosselte: nicht aber, ohne vorher mit seinem Blute einen letzten Gruss an die Wand gemalt zu haben. "Ne m'oublie pas, ma chérie! Je t'adore!"

Die Schrift! Die blutige Schrift an der Wand...

Es muss ein tödlicher Bazillus in der Luft gewesen sein.

Zu den Mythen unserer Kindheit gehörte die schöne, hysterische Tante, Schauspielerin Carla Mann -- angeblich vom Herzschlag dahingerafft, aber man weiss ja, dass sie im Hause der Mama die Säure trank und in Todesqualen gurgeln musste. Nun folgte Tante Lula -- ~~jünger~~ älter als die verstorbene Schwester, aber jünger als die überlebenden Brüder, Heinrich und Thomas --: sie erhängte sich. Sie war stets sehr bürgerlich und fein gewesen, von zimperlich-gezierter Art, mit matten Augen und gespitztem Mündchen, dabei aber heimlich ausschweifend, mit einem melancholischen Penchant für Narkotika und gut-aussehende Herren des gehobenen Mittelstandes. Einerseits die forcierte Feinheit, andererseits die Gier nach Morphium und Umarmung -- es war zu viel, sie unterlag, griff zum erlösenden Stricke. Die Nachricht von ihrem Tod liess mich seinerzeit ziemlich unberührt; ich hatte mir nie viel aus ~~ihr~~ dieser Tante gemacht. Seither aber sind meine Gedanken oft voll Mitleid bei ihr gewesen.

Von Klerikern und Spritisten wird behauptet, dass Selbstmörder im Jenseits nichts zu lachen haben: nach weitverbreiteter Ansicht steht ihnen drüben Grässliches bevor. Dies scheint ungerecht, da doch schon ihr Erdenleben nicht völlig heiter war -- gar nicht zu reden von der Bitterkeit des vorzeitig herbeigezwungenen letzten Stündleins. Tante Lülchen starb gewiss keines leichten Todes. Möge sie die Qual, die sie sich hienieden auferlegt, nicht auch noch anderweitig büssen müssen. Könnte ich beten, ich betete für diese arme Seele.

Auch Tante Olga wünsche ich das Beste. Sie war einem Bruder meiner

Mutter anvermählt -- russischen Ursprungs, Malerin ihres Zeichens, übrigens sehr begabt, auch nicht ohne Charme und Drolligkeit, aber unselig heftigen Temperaments und schwierigen Charakters. Es ging schief mit ihr, sie sprang aus dem Fenster. Dies geschah zu Berlin, nicht lang vor der "Machtergreifung".

Die Tochter des Wiener Dichters Arthur Schnitzler tat es in Österreich -- oder war es in Venedig? Die Einzelheiten sind mir entfallen, ich weiss nur noch, dass sie wie aus einer Novelle des berühmten Vaters waren. Kam nicht ein italienischer Offizier vor und ein Strand, an dem geliebt und gestritten wurde? Dann fiel ein Schuss -- ganz wie bei Schnitzler. Aber er, der dergleichen so oft und so brilliant beschrieben hatte, schüttelte nun den Kopf: "Mein Kind, mein Kind... Dies ist das erste mal, das ich dir wirklich etwas übelnehme."

Es ist nicht leicht, das Kind eines Genies zu sein. Hugo von Hofmannsthals ältester Sohn, "der Franzl", schoss sich eine Kugel vor den Kopf. In der Nacht vor der Beerdigung hatte der Vater einen Angsttraum: Es handelte sich um einen schwarzen Zylinderhut -- den Hut eben, den er beim Begräbnis zu tragen dachte und nach dem er nun, im Traume, verzweifelt griff. Verzweifelt -- denn der Hut hing so hoch oben an der Wand, dass er sich nicht erreichen, nicht erwischen liess. Wie der Geängstete, Gequälte auch sprang und hopste und die Arme reckte -- der Hut entzog sich ihm. Es war ein schlimmer Traum.

Am nächsten Morgen, als der Dichter hinter dem Sarg des Sohnes schritt, geschah es, dass ihm der Zylinderhut entglitt und zur Erde fiel. Der Vater bückte sich, um ihn aufzuheben, konnte ihn aber nicht fassen; auch brachte er sich selber, das eigene Gewicht nicht mehr in die Höhe. Er stöhnte, taumelte, brach zusammen, starb. Ein Schlaganfall? Eine Tragödie im grossen Stil der Antike. Hugo von Hofmannsthal ward getötet von seinem Traume und von seinem Gram. Vielleicht starb er, weil er

hinter dem evasiven Hut etwas gesehen hatte -- ein Wahrzeichen, eine Schrift an der getäumten Wand...

MENE, MENE, TEKEL...

In Paris, an einem grauen Winternachmittag, trat ein junger Mann zu mir ins Zimmer -- ein Fremder, ich hatte ihn nie zuvor gesehen. Er erzählte mir, auf zugleich stockend befangene und naiv zutrauliche Art, dass er ein Maler sei, in der Schweiz gebürtig; er kenne wenig Menschen in Paris. Ob ich etwas dagegen hätte, wenn er ein halbes Stündchen bei mir bliebe?

Wir sprachen von Büchern und Bildern, und es erwies sich, dass wir mancherlei gemeinsam hatten -- künstlerische Vorlieben und Aversionen. Mir ist erinnerlich, dass unter den literarischen Novitäten, die er auf meinem Tische fand, eines seine besondere Aufmerksamkeit erregte -- "J'adore", das Erstlingswerk des jungen Jean Desbordes, den Cocteau damals "entdeckt" hatte und mit dem ich auch persönlich gut bekannt war. Der fremde Gast fragte mich nach dem Inhalt des Buches. Der Inhalt? Es handelte sich um Nichts, um Alles, um das Leben, welches hier in sämtlichen seinen Erscheinungsformen mit zarter Inbrunst und delikater Ekstase gepriesen wurde. "Jean Desbordes ist glücklich," sagte ich. "Er betet das Leben an."

"Ja, es kann anbetungswürdig sein -- das Leben," gab mein Besucher zu. "Vraiment adorable..." Und, mit seltsam entgleitendem Blick und einem scheuen, fast verschämten Lächeln: "Solange man die Kraft hat, es zu ertragen."

Er sah nicht aus, als ob es ihm an Kraft fehle. Er war hochgewachsen, schön, mit hellem Haar und schöner, heller Stirn. War er ein guter Maler? Ich hätte es gern gewusst. Er versprach, mir bei unserem nächsten Zusammentreffen einige seiner Arbeiten zu zeigen.

Ich erschien pünktlich zum Rendezvous, ein paar Tage später, im

"Café du Dôme"; aber er kam nicht. Das fand ich doch verdriesslich. Mir erst die Bude einzulaufen, und mich dann zu versetzen! Ein unzivilisierter Geselle offenbar, ein Bohemien ohne Disziplin und Mannieren. Wahrscheinlich hatte er sich in eine weisse Statue im Luxembourg-Garten verliebt oder in eine schwarze Prostituierte am Boulevard Clichy. "Tant pis pour lui, ou tant mieux..."

"Tant pis pour lui, ou tant mieux": er war tot. Am Tage nach seiner Visite bei mir hatte er sich erschossen -- am Tage, nachdem er zu mir gesagt hatte, dass das Leben "adorable" sein könne, solange man die Kraft habe, es zu ertragen.

"Leicht zerstörbar sind die Zärtlichen..."

Mein Freund Wolfgang Hellmert wählte dies Hölderlin-Wort als Motto für seine Novelle "Fall Vehme Holzdorf" -- die einzige grössere Arbeit übrigens, die er je zum Abschluss brachte. Er war nicht eben ehrgeizig, mein Freund Wolfgang -- nicht sehr darauf bedacht, sich in dieser Welt durchzusetzen, ~~sich Namen und Stellung zu machen.~~ Wozu auch? Eher stand ihm wohl der Sinn danach, sich möglichst bald aus dem Staub zu machen.

Unter denen, die mir am nächsten waren, kam diese Neigung nur zu häufig vor. Meine zwei liebsten Freunde, René und Ricki -- die sich übrigens nie begegnet sind -- liebten den Tod und fürchteten das Leben. Beide waren von der Angst besessen, wahnsinnig zu werden, wenn sie leben blieben. Gleichzeitig freilich schienen sie durchaus bereit und fähig, die Süsse dieses Lebens zu geniessen -- mit grösserer Hingabe und Dankbarkeit, als manch ein gesunder, im Diesseits solid verwurzelter Erdenbürger.

Ricki -- der von sich selber sagte, dass er nicht nur "bisexuell", sondern "hysterisch-panerotisch" sei -- war bezaubert von einer Schöpfung, in der er sich nicht zuhause fühlte. Blumen, Berge, Bücher, Kinder, Tiere, Segelschiffe, der Schnee, das Meer, Musik, Bilder, Frauen, der

Zirkus, das Theater, Wolkenkratzer -- alles entzückte, faszinierte ihn. Trotzdem sprach er vom Selbstmord -- manchmal wie von einer etwas anrüchigen Lustbarkeit, die er sich irgendwann einmal doch wohl gönnen werde; manchmal wie von einer fatalen Pflicht, welche sich leider nicht umgehen lässt. "Zu dumm, dass es sein muss!" sagte er wohl mit einem etwas schaurig zerstreuten Lächeln. "Gerade jetzt, wo ich das Häuschen und den Wolfram habe!"

Wolfram war ein langhaariger Terrier von niedriger Statur und langem Rücken -- ein seidiges Geschöpf, sehr liebenswert, mit innig klugem Goldblick. Um den Hals trug er ein silbern Glöckchen, das mit artigem Geläut auf sein Kommen vorbereitete. Hinter ihm kam Ricki,

Etwa jeden zweiten Tag fuhr er vom Ammersee, wo er das Häuschen hatte, nach München, um dort mit Freunden zu plaudern, eine Ausstellung, ein Kino zu besuchen, oder sich sonst zu zerstreuen. Er verschwendete viel Zeit auf diese Weise, aber das liess sich nun einmal nicht ändern: er behauptete, dass er einerseits auf dem Lande leben müsse, es aber andererseits dort nicht aushielte -- nicht auf die Dauer und ohne gelegentliche Unterbrechung. Nach einiger Zeit -- so gestand er uns -- werde die Einsamkeit, deren er doch bedürfe, ihm völlig unerträglich. Es hielt ihn nicht bei der Arbeit, im ländlichen Atelier. Er brauchte Ermutigung. "Sag mir, dass ich ein guter Maler bin!" forderte er mit scherzhafter Gier. "Von Rembrandt-Rang?" Und er lamentierte: "Ach, du <u>glaubst</u> es nicht!"

Aus Stolz und Diskretion stilisierte er gerade das ins Groteske, was ihn am tiefsten quälte -- die Angst vorm Wahnsinn, die Zweifel am eigenen Talent. Er litt an den Frauen, und riss Witze über seinen "Masochismus". Das Milieu, dem er entstammte -- die hochkultivierte jüdische Bourgeoisie -- war ihm verhasst: weshalb er sich selbst mit grimmiger Heiterkeit als "jüdisches Herrschaftskind" charakterisierte. Manchmal jammerte er vorm Spiegel: "Heute sehe ich wieder genau wie mein Bruder aus! Merkt ihr's

nicht, Kinder? Ach, natürlich merkt ihr's ganz genau! Scheusslich -- was? Sagt's ihm nur ins Gesicht, eurem Masoch, dass er scheusslich ist!" Woraufhin er dazu überging, uns mit boshaft inspirierten Imitationen seiner gesamten Verwandtschaft zu amüsieren, von der Grossmutter bis zum neugeborenen Leipziger Vetter, der schon in der Wiege sächsisch sprach. "Und ich bin einer von ihnen!" sagte er wohl am Schluss -- erschöpft von seinen unheimlichen Kapriolen. Er lachte mit uns, aber seine schönen, dunklen Augen waren voll Bitterkeit. "Und ich gehöre dazu!"

Für Politik hatte er nie viel Interesse gehabt; aber in diesen letzten Jahren mochte es ~~wohl gewesen~~ vorkommen, dass irgendeine besonders widrige oder beängstigende Zeitungsnachricht plötzlich einen Sturm verzweifelter Beredsamkeit bei ihm auslöste. "Es ist aus!" klagte er dann wohl, und warf die Arme mit der Geste alttestamentarischen Jammers. "Was machen wir uns denn noch vor? Wir haben verloren, es ist aus mit uns! Aus, aus, aus -- mit euch und mit mir, mit uns allen, einschliesslich Offi und Ofey und das sächsisch-sprechende Baby und [illegible] Hindenburg und Kardinal Faulhaber und W. E. Süskind und die Gewerkschaften! Die Nazis werden kommen und meinen kleinen Hund Wolfram schlachten und Erikas Wagen kaputtmachen und deine Bücher, Klaus, und meine Bilder auch!" -- Dann kopierte er Hitlern -- noch komischer als vorher die Grossmama und den Leipziger Säugling --, bis wir alle vor Lachen weinten, statt vor Kummer und Angst. Er stimmte mit ein in unsere Heiterkeit und bemerkte am Schluss wohl noch: "Dieser Trottel! Und weil so etwas Erfolg hat, sollte man Schluss machen? Eigentlich eine verrückte Idee!"

Wir wollten nicht, dass er Schluss mache. Er war unser liebster Freund, unser Bruder. Sein Verlust wäre der bitterste Verlust für uns gewesen -- der unersetzliche. Aus Egoismus und Liebe taten wir unser Bestes, ihn zu halten -- ihn abzuhalten von jener anrüchigen Lustbarkeit

und fatalen Pflicht, die er sich -- oder die sich ihm -- so hartnäckig in den Kopf gesetzt hatte.

Die Persien-Reise, die wir damals planten, war nur eine unserer Listen -- dazu bestimmt, den Ricki von seiner Todespuschel abzulenken. Es sollte eine Expedition in zwei Automobilen werden, durch den Balkan und Klein=asien zum weitentfernten, lockend exotischen und kolossalen Perserland. Annemarie S., das "Schweizerkind", würde mit von der Partie sein -- als Vierte, neben Erika, Ricki und mir. Es war eine grossartige Idee -- nicht wahr? Neue Eindrücke! Abenteuer! Weg vom deutschen Mief, der europäischen Enge!

Wir stürzten uns in Reisevorbereitungen. Tausend Dinge waren zu be=denken, zu erledigen: Visa, finanzielle Regelungen, Zeitungskontrakte, die Ausrüstung der Wagen. Ricki dachte an alles. Er kaufte Zeltbahnen und Thermosflaschen, Tropenhüte, wasserdichte Overalls, Landkarten, Sonnen=brillen, Verbandzeug ("Falls der Klaus einmal chauffiert und es ein Unglück gibt..."), sogar eine persische Grammatik. Besonders stolz war er auf ein Paar Schuhe, das er erhandelt hatte -- sehr feste, dabei schmucke braune Stiefel, die angeblich fünfzehn Jahre halten sollten. Er kaufte alle einschlägigen Bädecker-Bände, dicke wollene Socken, Tierkohle ("Man verdirbt sich dort leicht den Magen...") und sogar einen Revolver, zum Schutz gegen die persischen Räuber.

Er schien durchaus bei der Sache -- umsichtig, einfallsreich, enthusi=astisch. Manchmal freilich -- nicht sehr oft -- geschah es, dass er sich inmitten all der Betriebsamkeit plötzlich verdüsterte. Sein Gesichtsaus=druck in solchen Momenten war nicht so sehr traurig als böse und ver=trotzt -- ein <u>feindlicher</u> Ausdruck, als hasste er uns alle. Dergleichen war mir neu an dieser vertrauten Miene. Neu war auch das kurze Funkeln -- zugleich grell und verstohlen --, das es nun bisweilen in seinen Augen gab und das seinen schönen Blick beinah tückisch machte. Nicht ganz frei

von Tücke schienen übrigens auch gewisse scheinbar ganz sinnlose oder doch irrelevante Fragen und Vorschläge, die er gelegentlich mit ~~etwas~~ gespielter ~~forcierter~~ Nonchalance in die Debatte warf. So erkundigte er sich einmal -- wobei sein schlimmer Glitzerblick mich gehässig von der Seite streifte --, ob es mir Vergnügen machen würde, unvermutet eine grössere Summe Geldes einzuheimsen: "Zehntausend oder fünfzehntausend Mark -- einfach so, mir nichts dir nichts, aus blauem Himmel, ganz ohne Gegenleistung deinerseits! Das würde dir wohl passen, alter Perser -- was?"

Mir war bei all dem nicht recht wohl zumute. Auch wussten wir nicht recht, was für Gesichter machen, als er abrupt proponierte, dass wir die Reise ohne ihn beginnen sollten: "Ihr Zwei fahrt los mit eurem Schweizerkind -- und ich komme nach, so ungefähr in zehn Tagen. Man trifft sich in Prag oder in Bukarest -- einverstanden? Das gäbe mir Zeit, noch geschwind nach Frankfurt zu flitzen und meine Affären dort in Ordnung zu bringen." -- Aber da wir seinen Vorschlag überraschend und nicht recht akzeptabel fanden, liess er ihn gleich wieder fallen. "Eine dumme Idee -- habt ganz recht!" pflichtete er uns hastig bei. "Auf so was Idiotisches kann nur der Masoch kommen! Ich nehme alles zurück und behaupte das Gegenteil. Was ist übrigens deine Schuhnummer, Klaus?"

Was meine Schuhnummer denn zur Sache tue, erkundigte ich mich -- aufs neue seltsam berührt.

Er kicherte: "Nur so! Ich hoffe, deine Füsse sind nicht grösser als meine. Sonst drücken dich meine neuen Prachtstiefletten -- fünfzehn Jahre lang, stell dir doch vor!" --

Unsere Abreise war auf den 5. Mai 1932 festgesetzt. Am Tag vorher fuhren wir zu den Studios der "Emelka"-Filmgesellschaft, wo wir für die Wochenschau aufgenommen werden sollten. Wir trugen unsere neuen Overalls, mit Tropenhut, Sonnenbrille und allem Zubehör; unsere zwei

neuen Ford-Wagen -- frisch lackiert, stahlgrau mit roten Kotflügeln -- blitzten in der Sonne. Es war ein herrlicher Tag.

Ricki war bester Laune, in brillianter Form. Während die Kameraleute uns warten liessen, spendierte er Bier für die Arbeiter und das herumlungernde Statistenvolk. Alles amüsierte sich über seine Hans=wurstereien, war bezaubert von seinem Charme.

Es dauerte etwa eine Stunde, bis der Regisseur zur Aufnahme bereit war. Er placierte Annemarie und Erika auf den Führersitzen der beiden Fords, während Ricki und ich uns auf den Boden unter einen der Wagen zu legen hatten -- scheinbar damit beschäftigt, einen Schaden am Rad mit geübter Hand zu reparieren. Die technischen Vorbereitungen zogen sich hin; Beleuchtungsapparate und Kameras waren einzustellen; Ricki indessen hörte nicht auf zu jökeln und zu dalbern. Wie mir erinnerlich, liess er sich die Gelegenheit nicht entgehen, mich mit meiner manuellen Unge=schicklichkeit aufzuziehen -- ein stehender Scherz zwischen uns Beiden. "Na, das kann ja nett werden!" grinste er mir zu -- neben mir platt auf dem Bauche liegend. "Ehe du ein Rad reparierst, verdursten wir in der persischen Wüste!"

In diesem Augenblick wurde das Zeichen zur Aufnahme gegeben, worauf=hin seine Miene sich plötzlich aufs erschreckendste veränderte. Eben hatte sie noch gelacht, und nun erstarrte sie zu einer Grimasse von Gram und Grauen. Selbst das Haar, dessen dunkle Locke ihm in die seltsam niedrige Stirne hing, schien nun von böser, feindlicher Substanz -- schaurig gekräuselter Putz, Schlangenhaar über dem nächtigen Blick. Der Blick -- angstvoll geweitet, aufgerissen, blind -- ging ins Leere. Es war, als habe er auf eine furchtbare Sekunde die Maske fallen lassen, auf dass der Photograph festhalte und aufbewahre, was er vor uns aus Stolz und Trotz verbarg -- sein wahres Antlitz, das gezeichnete.

Als sei diese mimische Demstration nicht genug des Schreckens, be=

gleitete er sie auch noch mit einer akustischen. Ausgestreckt an seiner Seite, musste ich leider hören, dass er mit den Zähnen knirschte. Das Geräusch, das solcherart zustande kam, war leise, aber penetrant -- ein höchst grässlicher kleiner Lärm, schlimmer als jeder Aufschrei.

Gleich danach lachte er wieder. Der Zwischenfall -- eine echte Ricki-Caprice -- war bald vergessen.

Wir verbrachten den Rest des Tages zusammen; besonders nett war der Abend, in der Regina-Bar. Es war nach Mitternacht, als wir uns trennten. Ricki musste noch zum Ammersee fahren, um sein Gepäck zu holen. Es war verabredet, dass wir uns am nächsten Nachmittag gegen drei Uhr mit ihm treffen würden.

Am folgenden Morgen, während wir unsere Koffer packten, rief er zwei=mal aus Utting an: zuerst, um Erika zu raten, dass sie eine bestimmte Sorte Benzin tanken möge, die -- wie er mit seltsamer Insistenz be=hauptete -- unvergleichlich besser sei, als die sonst von uns bevor=zugte; dann, kurz nach elf Uhr, um ein unwichtiges Detail, die Route nach Prag betreffend, mit etwas hektischem Eifer zu erörtern.

Zum Mittagessen hatten wir Gäste -- unsere Freundin Annemarie S. und unsere Freundin Eva Herrmann, die deutsch-amerikanische Karikaturistin, mit dem lieblichen Gemmengesicht, der Ricki während der letzten Jahre eng verbunden gewesen war. Es war ein Sonntag und übrigens unser Ab=schiedsmahl -- weshalb es denn auch besonders fein zu essen gab. Man speiste mit Behagen. Gegenstand des animierten Tischgesprächs war natür=lich die Reise, die wir noch am gleichen Tage anzutreten dachten. Mir ist erinnerlich, dass Mielein mich mehrfach ermahnte, doch bitte ja nicht unvorsichtig zu fahren. "Lass den Ricki ans Steuer, sowie du anfängst müde zu werden oder wenn die Strasse nicht gut ist," sagte sie. "Du bist nun einmal kein sehr begabter Chauffeur. Der Ricki kann's viel

besser!"

Nach Tische sass man, wie üblich, ~~auf~~ im der Diele beisammen -- jeder mit seiner Zigarette (Mielein ist die Einzige von uns, die nicht raucht), dem Liqueurgläschen und dem schwarzen Kaffee. Das Telephon läutete im Nebenzimmer. Mielein und ich standen gleichzeitig auf, um an den Apparat zu gehen; es gab einen kleinen Wettlauf, ich hätte gewonnen, liess ihr aber höflich den Vortritt. Sie nahm den Hörer ab. Ich stand neben ihr.

"Hallo!" sagte sie -- noch etwas atemlos vom Lauf und noch lachend. "Hallo... Ja, hier Frau Mann... persönlich, ja, gewiss doch... Wer spricht?... Ich kann Ihren Namen nicht verstehen, spreche Sie doch lauter!... Wer?... Die Polizei?... Polizeiwache Utting am Ammersee...?"

Als wär es gestern gewesen, und ich kann's nicht vergessen... Das Gesicht meiner Mutter war plötzlich sehr ernst geworden -- ein graues Gesicht, als wäre ein Aschenregen darauf gefallen. Ich höre ihre Stimme -- es muss gestern gewesen sein! --: ein heiseres Flüstern, dabei respektvoll und korrekt, wie es sich gehört bei fernmündlichem Verkehr mit der Obrigkeit. "Ja, Herr Wachtmeister... ja, jetzt verstehe ich Sie... Der Arzt hat festgestellt... Ja, gewiss... Keine Briefe... ja... Dann muss ich es wohl die Mutter ~~benachrichtigen~~ mitteilen... Alle nötigen Schritte... Unkosten... natürlich... ich verstehe... Danke, Herr Wachtmeister... Guten Tag."

Er hatte sich gegen zwölf Uhr mittags eine Kugel ins Herz geschossen. Ehe er es tat, hatte er die Magd in den Garten geschickt, um dort etwas zu erledigen -- eine schlaue Massnahme; denn er wollte sie in der Nähe haben, falls er -- verwundet, aber nicht tot -- ihrer Hilfe bedürfte; andererseits sollte sie weit genug entfernt sein, um ihn nicht an der Erfüllung seiner fatalen Lustbarkeits-Pflicht durch tollpatschiges Dazwischentreten verhindern zu können. Als einzigen Abschiedsgruss hinterliess er einen Zettel, auf den er in seiner barock verschnörkelten

Schrift die folgenden Worte gemalt hatte:

"Sehr geehrter Herr Wachtmeister! Habe mich soeben erschossen. Bitte Frau Thomas Mann in München zu benachrichtigen. Ergebenst -- R. H."

.... Die Gesellschaft in der Diele hatte sich inzwischen in zwei plaudernde Gruppen geteilt: die eine sass am niedrigen Kaffeetisch, während die andere um das Grammophon herum stand, aus dem jetzt Fülle des Wohllauts kam: der "Rosenkavalier"-Walzer. Meine Mutter und ich mussten unser furchtbares Geheimnis noch einige Sekunden lang für uns behalten, bis jemand das Grammophon abstellte und es uns endlich gelang, die Aufmerksamkeit der ahnungslos Schwatzenden zu gewinnen. Aber wer kennte die schickliche Art, eine so unsagbare Nachricht mitzuteilen? Da bleibt nichts übrig, als stammelnd zu gestikulieren und die anderen erraten zu lassen, was man selbst nicht auszusprechen wagt. "Etwas Furchtbares ist geschehen... Der Ricki..."

Dies genügte. Jemand schrie auf: "Ist er tot?"

Albtraumhafte Szene! Es gibt Gesten und Reaktionen, die man als Clichés belächeln mag, wenn man sie im konventionellen Stil des sentimentalen Romans benannt und beschrieben findet: "Sie wurde weiss wie die Wand... Einer Ohnmacht nah, sank sie in einen Stuhl... Sie brach in Tränen aus..." Aber wie neu und unerhört, wie erschütternd wird diese traditionelle Pantomime des jammervollen Schocks, wenn sie sich in Wahrheit vor unseren Augen begibt -- ausgeführt von Menschen, die wir lieben und deren schockhaftes Weh übrigens auch das unsere ist. Ja, Annemaries Gesicht -- "son beau visage d'ange inconsolable" -- wurde weiss wie die Wand; Eva sank in einen der grossen Sessel am Kamin -- halb ohnmächtig, wie es schien --; und Erika -- ach, mit welch herzzerbrechender Vehemenz die Tränen aus ihr brachen!

"Was für ein Wahnsinn!" wimmerte sie -- und, immer wieder: "Was für ein Wahnsinn! Wahnsinn!" -- Ich sehe meinen Vater (gestern war es!),

wie er, über die Kauernde geneigt, ihr plötzlich verwildertes, zer=zaustes Haar liebkoste und ihr die wilden Tränen trocknete mit seinem grossen, nach Eau-de-Cologne duftenden Taschentuch. "Komm, komm, komm," sagte der Vater. "Du hast immer noch viele Freunde, und sie alle lieben dich!" -- Aber sie hörte nicht auf zu wimmern: "Was für ein Wahnsinn!" Sie sah so jung aus, wie sie da schluchzend hockte -- kleines Mädchen, vom Schmerz geschüttelt, mit widerspänstiger Mähne über dem tränennassen, roten, hilflos verzerrten, zuckenden Gesicht.

Ich stürzte nach oben -- ziellos, selbst dem Wahnsinn nah. Aber meine Stube im zweiten Stockwerk war leer -- nur die halbgepackten Koffer; kein Ricki. Hatte er mir gar nichts mehr zu sagen? Ich lauschte. Nichts... Auch in der Diele, wo ich alsbald wieder ankam, war es inzwischen sehr still geworden. Niemand schien sich hier gerührt zu haben, während ich oben war; alle standen oder sassen noch in eben der Pose, in der ich sie verlassen -- paralysiert, versteinert vom Schmerzensschock. Als einziger Laut blieb -- gedämpfter jetzt -- Erikas haltloses Weinen.

Die Starre hielt nicht an, sondern wich bald einer macabren Ge=schäftigkeit. Ach, wie emsig-gemütlich es zuging, während der nächsten Stunden und Tage! Der schwarze Kaffee, die Seufzer, die Zigaretten, die geselligen Tränen, der wehmütige Erinnerungsklatsch! Wir wir zu=sammensteckten, einander wärmend, tröstend, bemitleidend -- hatten wir ihn nicht alle liebgehabt? Waren wir nicht alle Beraubte? Ja, es tat wohl, oder linderte doch das Weh, in traulicher Kummergemeinschaft alles durchzusprechen -- wie es gekommen war, und hatte wohl auch gar nicht anders kommen können. So manche seiner rätselhaften Gesten und Äusser=ungen, aus der letzten Zeit wurden jetzt erst verständlich. Als er uns zum Beispiel den Vor=schlag machte, die Reise ohne ihn zu beginnen -- was hatte er denn da im Sinn gehabt? Doch nicht etwa das Zusammentreffen in Prag oder Bukarest,

von dem er [illegible] schwatzte! Sein schlaues Plänchen war vielmehr gewesen, uns erst einmal loszuwerden und sich dann in aller Musse umzubringen -- wobei er sich vielleicht noch eingeredet hatte, dass wir, erst einmal unterwegs, die Expedition wohl auch ohne seine Begleitung fortsetzen würden. Da diese List nicht glückte, entschloss er sich, uns bis zum bitteren Ende an der Nase herumzuführen.

Aber warum? Wer zwang ihn zu dieser Reise? Was bewog ihn dazu, eine Reiselust vorzutäuschen, die er nicht empfand? Oder hatte er, mit einem Teil seines Wesens, wirklich Lust auf Persien gehabt? [illegible] War der Enthusiasmus, mit dem er die Vorbereitungen betrieb, am Ende doch mehr, als nur ein Täuschungsmanöver? Es waren wohl zwei verschiedene Fahrten, die ihn gleichzeitig lockten und für die er sich gleichzeitig in Bereitschaft hielt. Die eine, die nach Teheran gehen sollte, hätte er mit uns, uns zuliebe, aus Liebe zu uns gemacht; auf die andere aber begibt man sich allein -- in einem Panzer von Einsamkeit, den keine Liebe mehr durchdringen kann.

Die Qual der Gespaltenheit -- er erlebte sie wohl in seinen letzten Tagen und Wochen. Seine Freude an den schönen braunen Schuhen war gewiss nicht gespielt. Fünfzehn Jahre sollten die Dinger halten... Aber wozu dann die [illegible] Frage nach meiner Schuhnummer? Jetzt begriff ich sie. Auch das Gerede über die zehntausend Mark, die mir "aus blauem Himmel" in den Schoss fallen sollten, enthüllte nun seinen ominösen Sinn. Ja, wenn Rickis kleines Vermögen an die sechs nächsten Freunde ging -- wie sein Testament es bestimmte --, so betrug mein Anteil ungefähr zehntausend Mark...

Am folgenden Tage fuhren Erika und ich nach Utting am Ammersee. Begleitung hatten wir uns verbeten; jeder Vierte -- sogar Eva oder Annemarie -- hätte Ricki und uns gestört. Der Morgen war schön; die vertraute Landschaft lag mit ihren bewaldeten Hügeln, sanften Wiesen, alten Bauern-

häusern atmete einen Frieden, an dessen Vollkommenheit ich nicht denken kann, ohne den Stich der Sehnsucht, ja, des Heimwehs dabei zu verspüren. Man ist ein Entwurzelter, und hat sie doch geliebt -- diese bayrische Landschaft. Bauernhäuser, Hügel, Wiesen, Herden, das Kruzifix am Weg, Brunnen und Apfelbaum; dahinter, im Silberdunst, die majestätisch zarte Silhouette des Hochgebirgs -- an diesem Vormittag erschien es liebenswerter denn je. Einer, dem solche Schönheit teuer gewesen war, hatte sie verloren: man liebte sie für ihn mit, liebte ihn in ihr -- und übrigens wusste man wohl auch oder ahnte doch, dass man selber dies gesegnet Land bald verlieren würde.

Da war der See; wir hielten vor Rickis Haus. Hier schien die Stille geisterhaft zu werden. Im unteren Teil des Gartens, nah dem Wasser, gediehen fahle Sumpfblüten und fettes Schilf. Der Grund war weich, morastig. Es roch nach Sumpfigem. Die kleine Villa, etwas erhöht gelegen, machte sich niedlich mit Efeu-bewachsener Fassade, grünen Fensterläden, roten Geranien im Topf. Dies also war die Idylle, zu deren nicht ganz geheurer Abgeschiedenheit er so oft vor uns geflohen war...Da wir näher traten, empfing uns ein silbrig Klingeln: das Glöckchen um Wolframs Hals.

Auf der Schwelle zögerten wir. ~~dann wiederum am Fuss der Treppe.~~ Ein Raunen wies uns den Weg: "Nur hinauf! Keine Angst, junge Dame! Es sieht ganz ordentlich oben aus. In der Schlafkammer liegt er -- aufgebahrt, wie sich's gehört!"

Wir hatten sie erst nicht bemerkt -- zwei massive, dunkle Gestalten, die zu beiden Seiten der Treppe standen. Es waren die Leichenwäscherinnen. Sie nickten und murmelten, wobei sie die Hände in frömmlerisch selbstgefälliger Pose über dem gewölbten Bauch gefaltet hielten.

Anstatt den beiden furchtbaren Alten zu antworten, fingen Erika und ich zu weinen an -- unvermittelt und übrigens genau gleichzeitig, wie auf

ein heimlich gegebenes Zeichen. Durch einen Schleier von Tränen sah ich, wie Erika sich der Treppe näherte, mit mühsamen kleinen Schritten, als ginge sie auf Nägeln oder auf glühendem Sand. Ich holte sie ein. Hand in Hand, zwei angstvolle Kinder, stiegen wir durch das fahle Zwielicht hinauf zum Schreckenszimmer, wo unser Bruder erschossen lag.

Die beiden Weiber nickten und murmelten hinter uns her -- freundlicher jetzt, wie mir schien. Offenbar, sie billigten unsere Tränen, unseren mühsamen Gang. Ein junger Herr und eine junge Dame, die im Automobil von der Stadt gekommen sind, um die Leiche ihres Vetters, Schulfreundes oder Kollegen in Augenschein zu nehmen, betrugen sich -- nach Ansicht der Wäscherinnen -- anständig-herkömmlicher Weise genau so, wie wir es eben taten. Ich wusste sehr wohl, dass unser Schluchzen auf die zwei Alten einen famosen Eindruck machte -- der Gedanke war zugleich feinlich und schmeichelhaft.

Endlich hatten wir den engen Korridor am Ende der Treppe erreicht. Erika öffnete die Türe -- und da war es, überraschend hell im Sonnenlicht, nüchtern und schaurig: der Tatort, die Stätte des Verbrechens, die Todeszelle, Schauplatz der Agonie, des brechenden Blicks, des finalen Röchelns.

Aber wer war diese Puppe, dort drüben, auf dem Bett? Sie erschien niedlich, dabei aber auch fürchterlich -- eine fremde, kostbare kleine Sache aus wächsern sprödem Stoff. Welcher Hochmut in diesem unbekannten Gesicht, den mit leicht nach oben gezogenen Mundwinkeln! Es lächelte, dies Gesicht -- diskret, aber unverkennbar. Welch ein Lächeln! Dies konnte nicht Ricki sein.

Weder Erika noch ich hatten einen Toten gesehen, seit jenem legendären Gang zum Tölzer Friedhof. Jetzt entsannen wir uns der eisig makellosen, Stirn des ertrunkenen Bäckergesellen: in Rickis unmus=sprechlich entfremdeter Miene nahmen wir dieselbe feindliche Verklärung

wahr. Die Toten gleichen einander. Aber der Mund des Bäckers war barmherzig mit weisser Binde bedeckt. Es gab kein Lächeln zu sehen...

"Wie klein er ist!" brachte Erika schliesslich hervor -- mehr überrascht, als entsetzt.

Ich nickte. Ja, er war beinah unglaublich klein -- geschrumpft, vertrocknet, schon zur Mumie geworden. Und ich begriff, dass sterben einfach austrocknen bedeutet. Der wesentliche Unterschied zwischen dem lebendigen Fleisch und dem toten ist keineswegs der zwischen Bewegung und Stille. Ein lebendiger Mensch kann völlig reglos sein -- und warum sollte ein Toter nicht unter besonderen Umständen nicken, wandeln oder sogar hüpfen können? Aber der Tote ist trocken, ganz ohne Saft und Schleim. Kein speichelnder Mund mehr, kein tränenvoller Blick, keine blutende Wunde, kein Samenerguss, keine tropfende Nase --: alles hübsch ausgedorrt, entfeuchtet, gereinigt.

"Wie sauber seine Hände sind!" hörte ich Erika neben mir flüstern. "Schau doch -- die Fingernägel! So säuberlich hab' ich sie nie gesehen."

Dann stiess sie einen unterdrückten kleinen Schrei aus und deutete auf die Wand hinter dem Bett: "Was ist das...?" -- Die Wand war mit Blut bespritzt. Er hatte die letzten Spuren seines feuchten, vergänglichen Lebens wie ein Tapetenmuster auf die kreidige Fläche getupft.

Wir standen nah beisammen, einander geklammert -- vom Grauen wie gelähmt. Meine eigenen Worte klangen mir sinnlos, fast anstössig und blasphemisch: "Er muss eine Schlagader getroffen haben... das Herz vielleicht... Er hat es wohl nicht mehr gespürt."

Die Blutschrift an der Wand starrte uns an -- eine letzte Botschaft, deren Sinn wir nicht erfassen konnten.

***

MENE, MENE, TEKEL...

Worauf bezog sie sich -- die geisterhafte Formel? Auf die schmähliche

Farce etwa gar, die sich in unserer heruntergekommenen Heimat demnächst abspielen sollte? Der kecke Staatsstreich, den ein gewisser von Papen -- Herrenreiter und Intrigant grossen Stils -- im Sommer 1932 gegen die preussische Regierung unternahm, hatte sein Gutes: er demonstrierte das politische und moralische Fiasko, die Abdankung, den selbst-verschuldeten Zusammenbruch der deutschen Linken. Die legale Macht, an deren Spitze Sozialisten standen, ergab sich einem unverschämten Baron und ein paar wortbrüchigen Polizisten. Warum? "Widerstand hätte zu Blutvergiessen führen können." Dies geben die Rausgeschmissenen zu bedenken -- Braun und Severing, Totengräber der deutschen Demokratie.

Als Antwort kommt ein Hohngelächter aus entrückter Sphäre. "Was für ein Komiker Sie sind, Herr Severing -- mit Ihrer Vorsicht! Und Sie, Herr Braun -- wie sehr sehr drollig ist Ihr Zartgefühl! Widerstand hätte zu Blutvergiessen führen können? Zugegeben, meine Exzellenzen! Aber nun passen Sie mal auf, wozu erst Ihre vornehme Zurückhaltung führen wird! Ein nettes, fettes Blutbad, Exzellenzen -- darauf läuft es hinaus, dank Ihrer exquisiten Politik! In Strömen wird es fliessen -- das teure Blut, der ganz besondere Saft! Die Chronik kommenden Unheils ist schon aufgeschrieben -- an die Wand geschrieben mit blutig roter Tinte. Wer Augen hat, der sehe! Haben Sie keine Augen, Herr Severing? Sind Sie blind, Herr Braun? Kann keiner von Ihnen lesen?"

Der Held von Tannenberg, Heros der deutschen Republik (ja, auch wir hatten seiner Wiederwahl applaudiert!) rühmte sich öffentlich seines Analphabetentums. "Seit meiner Kadettenzeit kein Buch angefasst," knurrte der alte Krieger. Wie konnte er für den versteckten Sinn magischer Bluthieroglyphen und Tapetenmuster irgendwelches Verständnis haben? Er war stumpfen Geistes, unser kr rriger Feldmarschall, und robusten Gewissens. Mit echt germanischer Nibelungentreue verriet er den frommen Kanzler, dem er seine Macht verdankte: Brüning flog. Gegen seinen

Nachfolger, den vergleichsweise liberalen General von Schleicher, setzten alsbald die muntersten Intrigen ein. Herrenreiter von Papen -- immer voll witziger Einfälle -- und der skrupellose Sohn des Präsidenten, Major seines Zeichens, überzeugten ihren senilen Chef von der Gefährlichkeit des neuen Kanzlers. Er war ein Bolschewist, wenn man den Herren Papen und Hindenburg Jr. glauben durfte -- darauf aus, den preussischen Grossgrundbesitz im Allgemeinen und die Familie Hindenburg im Besonderen mit Hilfe des sogenannten "Osthilfeskandals" zu ruinieren. Der senile Chef hatte immer noch genug Verstand, um sein schönes Gut Neudeck keinesfalls verlieren zu wollen. "Schleicher fliegt!" Es musste sein, um der Latifundien willen -- so viel hatte der Herr von Gut Neudeck nun kapiert. ~~Was ernptet ihm?~~ Und was nun? Papen hatte seinen Vorschlag bereit: Ein Kabinet der "Nationalen Einheit" -- mit Hitler an der Spitze!

Der böhmische Gefreite? Es war etwas starker Tobak für den alten Herrn. Aber von Papen hatte nun einmal sein Ohr -- das grosse, behaarte, ~~etwas~~ ziemlich schwerhörige, dumme alte Ohr des alten Recken. Raunte der Intrigant: "Dero Unterschrift, Exzellenz -- es muss wieder mal sein. Dieser Hitler -- gewiss, unangenehmer Patron, Plebejer, nicht von Stand, böhmischer Gefreiter... Andererseits, gesunde nationale Grundsätze, grosse Anhängerschaft, kann kolossal nützlich sein -- als Werkzeug! Exzellenz verstehen doch? Eigentliche Macht bleibt bei konservativen Kräften -- wie ich Exzellenz ausdrücklich versichern kann. Die Deutschnationalen regieren -- der Generalstab, die Industrie. Hitler ist nur Aushängeschild, Fassade. Wollen Exzellenz doch bitte endlich unterschreiben! Eine reine Formalität..."

Da sitzt er nun, der ~~korrupte, hab[illegible] alte Gutsbesitzer~~ verkalkte Heros, und starrt auf das Dokument -- ein weisses Stück Papier, mit schwarzen Zeichen bedeckt. "Kann nicht mehr lesen," murrt der Hochbetagte. "Verdammtes

geschriebenes Zeug -- hat mich immer geärgert. Ist nichts fürs Soldaten=herz. Böhmischer Gefreiter -- scheussliche Sache, das. Aber was täte man nicht fürs Vaterland, hurra. Gut Neudeck -- hurra! -- muss erhalten bleiben. Preussengott wird wohl nichts dagegen haben... obwohl, natür=lich, andererseits... Wie heisst der Bursche? Schicklgruber? Schweinerei! Schon gut, schon gut -- ich unterschreibe... Wo ist die Feder, Baron?"

Glücklich die Toten, denen die ruchlose Komödie erspart geblieben! Aus der sicheren Distance entrückter Sphären betrachtet mag der ganze Zwischenfall sich komisch ausgenommen haben; dem Augenzeugen und Zeit=genossen verging das Lachen vor solchem Übermass des Lächerlichen. Wie die Repräsentanten der kapitalistischen Demokratie sich foppen liessen von dem verhinderten Lustmörder aus der österreichischen Provinz! Wie sich das tummelte und spekulierte und Geschäfte mit dem Teufel machen wollte! Vom "Foreign Office" in London bis zur Kanzlei des Heiligen Vaters in Rom, von Detroit bis zur Ruhr, von den ostelbischen "Klit=schen" bis zu den aristokratischen Salons des Faubourg St. Germain -- überall wird die Etablierung der deutschen Diktatur mit heiterem Wohl=wollen aufgenommen. Sogar in Moskau ist man hoffnungsvoll. Was den Sozialdemokraten schadet, muss gut für die Kommunisten sein -- und übrigens kann die Weltrevolution am Chaos nur profitieren...

Niemand versteht die apokalyptischen Zeichen; der Kontinent amüsiert sich über die eigene Tragödie, man lacht sich buchstäblich zu Tode. Schwerindustrielle, Kardinäle, Banquiers, Generalstabsoffiziere, Aussen=minister, Philosophen konservativ-idealistischer und marxistisch-material=istischer Observanz -- sie alle halten die gellende Herausforderung des Horst-Wessel-Liedes für einen Ulk, die Schrift an der Wand für ein Witzblatt.

MENE, MENE...? Wie humoristisch!

TEKEL...? Comme c'est rigolo!

UPHARSIN...? How funny!

Schmunzelnd, kichernd, brüllend vor Lachen taumeln sie in den Abgrund.

***

Am 30. Januar 1933 verliess ich Berlin früh am Morgen, wie von böser Ahnung fortgetrieben. Die Strassen waren noch ziemlich menschenleer, als ich zum Anhalter Bahnhof fuhr. Meinerseits verschlafen und übrigens schlecht gelaunt, hatte ich kaum einen Blick für die morgendlich schläfrige Stadt. Es wäre mein letzter Blick auf Berlin gewesen -- der Abschied. Ich verliess Berlin, ohne Abschied genommen zu haben.

Mein Ziel war München, aber ich musste die Fahrt in Leipzig unterbrechen. Dort erwartete mich Erich Ebermeyer, mit dem gemeinsam ich damals eine Dramatisierung des Romans "Vol de Nuit" von [redacted] Saint-Exupéry vorbereitete (eine Arbeit, die [redacted] -- so viel ich weiss -- später ohne mich zum Abschluss gebracht wurde).

Erich sah blass und beunruhigt aus, als er mich am Bahnhof begrüsste. "Was ist los?" fragte er ihn.

Er schien überrascht. "Weisst du es nicht? Der alte Herr hat ihn ernannt -- vor einer Stunde."

"Der alte Herr?... Wen?"

"Hitler. Er ist Kanzler."

***

Und dies ist die Bedeutung der Schrift, die da geschrieben steht an der Wand, und steht in Blut geschrieben -- MENE, MENE, TEKEL, UPHARSIN:

Gezählt sind die Tage deiner Herrschaft. Du bist gewogen und zu leicht befunden. Dein Reich zerfällt, den Medern und Persern wird dein Reich gegeben.

Die Perser! Die Perser kommen...

†

Neuntes Kapitel

EXIL
(1933-1936)

Das Exil begann in München. Preussen und andere Teile des Reichs standen schon unter dem Nazi-Terror; aber Bayern trotzte noch -- freilich nicht mehr lange... Immerhin, es bleibt bemerkenswert, dass der süddeutsche Katholizismus die totale "Gleichschaltung" ein wenig verzögerte. Im Februar 1933 -- kurz nach dem Reichstagsbrand und schon vor diesem Ereignis -- gab es menchen politisch oder rassisch Kompromittierten, der vorsichtshalber seinen Wohnsitz von den Ufern der Spree nach der Isarstadt verlegte. Leute, die man in Berlin schon eingesperrt und misshandelt hätte, erfreuten sich in München noch vollkommener Freiheit: sie durften im Englischen Garten spazieren gehen oder sich auf Maskenbällen amüsieren, ja, es blieb ihnen sogar unbenommen, den Nazi-feinlichen Scherzen der "Pfeffermühle" Beifall zu klatschen.

Die "Pfeffermühle" war Erikas Gründung -- ein literarisches Cabaretprogramm mit stark politischem Einschlag; ein anmutig spielerischer, dabei aber bitterernster, leidenschaftlicher Protest gegen die braune Schmach. Die Texte der meisten Nummern -- Chansons, Rezitationen, Sketsche -- waren von Erika (einige auch von mir); Erika war Conférencier, Direktor, Organisator; Erika sang, agierte, engagierte, inspirierte -- kurz, war die Seele des ~~Unternehmens~~ Ganzen.

Nein, die "Pfeffermühle" hatte eine Doppelseele -- die andere Hälfte hiess Therese Giehse. Sie gehörte dazu, von Anfang an -- und mit welcher Intensität, welch unbedingtem Einsatz! Der gefeierte Star der Münchener Kammerspiele -- eine schauspielerische Persönlichkeit von ~~unverwüstlicher~~ starker Vitalität und ~~Kunst~~ bedeutenden Können -- stellte dem noch unbewährten und übrigens politisch bedenklichen ~~Tingltangl~~ Tingl-Tangl die ganze Fülle ihrer Erfahrung und

ihres Talents zur Verfügung. Ohne sie wäre die "Pfeffermühle" nicht das geworden, was sie Jahre lang war -- das erfolgreichste und wirkungsvollste theatralische Unternehmen der deutschen Emigration.

Aber wir sind noch in München. Die "Pfeffermühle" hatte ihre erste Vorstellung am 1. Januar 1933 in einem sehr intimen, sehr hübschen kleinen Theater, welches passenderweise "Bonbonnière" hiess. Das Abenteuer (denn ein Abenteuer war es, im Deutschland von 1933 ein solches Cabaret zu eröffnen!) stand unter einem glücklichen Stern. Die Truppe, die sich um Erika und Therese zusammengefunden hatte, bestand fast ausschliesslich aus jungen Menschen -- sehr begabte darunter. Dem Komponisten und Pianisten Magnus Henning waren Melodien eingefallen, deren Anmut selbst aggressiven Texten die Bitterkeit, das Provokante nahm. Das Publikum war charmiert; sogar die Presse verhielt sich relativ wohlwollend. Die "Pfeffermühle" zog! Die "Pfeffermühle" ging! Man freute sich an ihrer gewagten Schärfe, ihrem kompromisslosen Witz. Das kleine Theater am "Platzl" war jeden Abend ausverkauft.

... Diese letzten Münchener Wochen scheinen in meiner Erinnerung voll einer gewissen verzweifelten Lustigkeit. Man genoss den Fasching, oder tat doch so. Man war noch einmal so recht gemütlich beisammen -- der alte Kreis, die vertraute Clique: Otto Falckenberg von den Kammerspielen, der bald danach all seine "nicht-arischen" Schauspieler entlassen sollte; unser Freund Fritz Strich, der hervorragende Germanist und Kulturkritiker, der damals schon einen Ruf in die Schweiz angenommen hatte; Bruno Frank mit seiner Frau, unserer lieben Liesl; der baltische Zeichner Rolf von Hörschelmann -- ein kleiner, aber munterer Herr von bemerkenswerter geistiger Lebendigkeit; die schöne, wenn auch schon etwas üppige, gastlich-gesprächige, zerstreut-talentierte Christa Hatvany-Winsloe; W. E. Süskind und Bert Fischel, unsere Jugendgespielen -- das traf sich alles, nicht ganz ohne beklemmende Vorgefühle, aber doch in animierter Stimmung.

Zwischen einem Tango und einem Walzer erzählte man sich die letzten Schreckensnachrichten aus Berlin. Wir tanzten im Regina-Palast-Hotel, während in der Hauptstadt das Reichstagsgebäude in Flammen stand. Wir tanzten im Hotel "Vier Jahreszeiten", während die Brandstifter Unschuldige des Verbrechens bezichtigten, das sie begangen hatten. Ich weiss nicht mehr, wo wir tanzten, als der Anarchist Erich Mühsam, der Pazifist Carl von Ossietzky und der Kommunist Ernst Thälmann von der Gestapo verhaftet wurden. Aber unvergesslich bleibt mir der Pfeffermühlenball in unserem Hause, Poschingerstrasse 1 -- eine der letzten karnevalistischen Veranstaltungen, weshalb es denn auch besonders hoch herging. Einige der feinsten Güste erschienen freilich mit erheblicher Verspätung; man verzieh es ihnen -- erstens, weil immer noch Fasching war; und zweitens, weil sie eine gute Entschuldigung vorzubringen wussten. Die Herren kamen soeben von einer ausführlichen Konferenz mit dem Prinzen Rupprecht von Wittelsbach, den eine monarchistisch-seperatistische Gruppe damals auf den bayrischen Thron zu bringen hoffte. Es wäre ein famoser Streich gewesen -- peinlich für Hitler, ergötzlich fürs Bayernvolk. Aber Königliche Hoheit hatten keine Lust zu solchem Wagnis, wie die verspäteten Verschwörer uns auf dem Maskenball zuraunten. In Pfeffermühlenkreisen hörte man es mit Bedauern; indessen wurde weitergetanzt, bis zum Aschermittwoch ... (erwies sich bald als)

Die zierliche "Bonbonnière" ~~wurde~~ zu klein für die populäre "Mühle"; Erika sah sich nach einem grösseren Theater um. Sie fand eines in Schwabing; die Wiedereröffnung im grösseren Rahmen wurde auf den 1. April anberaumt. ~~Das~~ So hatte die Frau Direktor einen Monat Zeit, sich zu erholen und ein neues Programm zu dichten. Dabei sollte ich helfen. Zusammen fuhren wir in die Schweiz -- nach Lenzerheide, wo wir bei Freunden logierten. Wir verbrachten unsere Tage teils mit Skifahren, teils mit ~~dem Ep~~ der Herstellung von ~~einem~~ drollig-polemischen Chansons und Szenen. Wir waren guter Dinge -- draussen, in der wunderbar frischen, aromatischen Luft, und bei der Arbeit.

Aber sowie man das Radio andrehte oder einen Blick in die Zeitung tat, wurde einem flau.

Was war los in Deutschland? Hatten die "Eingeweihten", die "Realisten" uns nicht immer wieder versichert, dass Kanzler Hitler nicht eigentlich "an der Macht" sei, sondern vielmehr von Schwerindustrie und Generalstab dirigiert werde? Sie irren sich oft, diese "Realisten" -- was sie aber nicht hindert, ihre Ansichten mit imposanter Bestimmtheit vorzutragen. "Immer mit der Ruhe!" rieten sie uns -- und fügten wohl hinzu, es werde nicht so heiss gegessen, wie gekocht. Schicklgruber sei nicht ernst zu nehmen -- ein Strohmann, eine Puppe. Ernst zu nehmen seien vielmehr die I.G. Farben, das Haus Krupp, das Haus Thyssen, Geheimrat Hugenberg -- Männer und Institutionen, die für Ruhe und Ordnung sorgen würden. Antisemitische Exzesse (besonders, wenn auch reiche Juden betroffen wurden), S.A.-Terror, Brechung der Zinsknechtschaft, Massenhysterie -- all dies war gar nicht im Sinn der Industriellen, auch von Papen mochte es im Grunde nicht, und so würde es unterbleiben. Schliesslich gab es ja auch immer noch den "alten Herrn"! Wenn den "Realisten" sonst gar nichts mehr einfiel, beriefen sie sich auf Hindenburg. "Eine Diktatur? Ausgeschlossen! Der alte Herr würde Hitler nie berufen haben, wenn er nicht gewisse Garantien hätte..."

Glaubten wir den "Realisten"? Wohl kaum -- oder doch nicht ohne Vorbehalte. Aber ob nun in Berlin die Deutschnationalen am Ruder waren oder die Nazis -- in Bayern amtierte ja immer noch eine brave katholische Regierung. Einmischung in "bayrische Belange" würde nicht geduldet werden -- der Ministerpräsident Held hatte es wiederholt versprochen. In München also würde man wohl noch seines Lebens sicher sein. Übrigens war es höchste Zeit, mit den Proben für das April-Programm der "Pfeffermühle" zu beginnen.

Glaubten wir den "Realisten"?
Nach den März-Wahlen war dies
kaum noch möglich. Wir mussten,
mussten wissen, dass nun alles
verloren war — auch in Bayern,
wo eine dickschädelig klerikale
Regierung bisher das Äusserste
verhindert hatte. Nun würde
es auch in Bayern keine Opposition
mehr geben — und also
auch keine "Pfeffermühle". Trotz-
dem fuhren wir zurück — sei
es, aus einer gewissen desperaten
Neugier, sei es, weil wir
uns doch Illusionen machten ....



Am gleichen Tage, an dem wir in München eintrafen, wurde auch Hitlers "Gauleiter" dort empfangen -- ein gewisser Ritter von Epp, er hatte sich schon früher im Dienste des Fascismus hervorgetan. Die bayrische Regierung liess ihn nicht an der Grenze verhaften -- es war vielleicht ursprünglich ihre Absicht gewesen, kam aber nicht dazu. Vielmehr war es der Ministerpräsident Held, der bald verhaftet wurde; dem Ritter von Epp aber huldigte eine begeisterte Bevölkerung. München war besiegt, ~~Schliesslich befand man sich ja in der "Hauptstadt der Bewegung". Nun war sie~~ war gleichgeschaltet -- wir spürten es, rochen es, sowie wir am Hauptbahnhof aus unserem Schweizer Zug stiegen.

Hans, der Familienchauffeur, erwartete uns wie gewöhnlich am Bahnhofsplatz mit dem Familien-Buick. Aber seine Haltung, sein Ausdruck war sonderbar verändert. Er sah blass und verstört aus -- ein grosser, starker Bursche, und nun zitterte er! Ja, es war eine ganz auffallend zittrige Hand, mit der er uns den Wagenschlag öffnete; auch seine Stimme bebte. "Seien's vorsichtig!" flüsterte er bewegt. "Alle Zwei -- aber besonders Sie, Fräulein Erika! Sie sind hinter Ihnen her -- vom Braunen Haus die, Sie wissen schon! Gehen's nicht auf die Strasse, Fräulein Erika! Lassen Sie's keinen wissen, dass Sie in der Stadt sind, Herr Klaus! Wenn die Sie erwischen..." -- Seine Gebärde liess keinen Zweifel darüber, was uns in diesem Fall geschehen würde.

Erst später sollten wir erfahren, warum unser treuer Hans an jenem Tag so nervös war -- und woher er so viel wusste. Er war ein doppelter Verräter mit doppelt schlechtem Gewissen -- der stämmige Biedermann mit seinem blonden Schopf und dem sinnigen blauen Blick. Seit mehreren Jahren schon arbeitete er als Spitzel für das Braune Haus, wo er über alles, was bei uns geschah, regelmässig Bericht erstattete. Diesmal aber, im entscheidenden Augenblick, hatte er seine Pflicht vergessen und uns gewarnt -- aus Gründen der Menschlichkeit, wie wohl anzunehmen ist. Wir

taten ihm wohl leid. Er wusste ja, was "die" uns antun würden, wenn sie uns erwischten...

Es waren Stunden voll Bangigkeit und hektischem Betrieb -- diese letzten Stunden in der Poschingerstrasse, in München, in Deutschland. Eingedenk der Warnung des schurkischen, aber doch auch wieder barmherzigen Chauffeurs hielten wir uns in unseren Zimmern versteckt -- nicht einmal die Köchin und das Stubenmädchen sollten von unserer Ankunft erfahren. Aber das Telephon funktionierte, und so meldeten wir zunächst einmal ein Ferngespräch nach Arosa an, wo der Zauberer und Mielein sich von den Anstrengungen einer Vortragstournée erholten. In Brüssel, Amsterdam, Paris und anderen Städten hatte der Vater sich über "Leiden und Grösse Richard Wagners" hören lassen, woran sich programmgemäss der Feriensaufenthalt in den Schweizer Bergen schloss. Nun wollte er, wiederum programmgemäss, nachhause kommen; wir hielten es für geraten, ihn von diesem Vorsatz abzubringen.

Hierbei empfahl sich eine diskrete Ausdrucksweise: es war möglich oder sogar wahrscheinlich, dass unsere Telephongespräche abgehört wurden. Wir hüteten uns also, auf die politische Lage direkt anzuspielen, sondern sprachen vom Wetter. Dieses sei miserabel in München und Umgebung, behaupteten wir; ~~es empfahle sich~~, noch eine Weile fernzubleiben. Leider zeigte unser Vater sich abgeneigt, auf diese Art der Argumentation einzugehen. So schlimm werde es wohl nicht sein mit den Frühlingsstürmen, meinte er -- und übrigens sähe es auch in Arosa nach Regen aus. Ein Hinweis auf die ~~Unordnung~~ Zustände in unserem Hause ("Es wird gestöbert! Scheussliches Durcheinander!") schien ~~keinerlei~~ ebenso wenig Eindruck auf ihn zu machen. Er blieb störrisch, wollte nicht verstehen: "Die Unordnung stört mich nicht. Ich will nachhaus. Wir reisen übermorgen." -- "Es geht nicht, du darfst nicht kommen." Schliesslich sprachen wir es aus, mit verzweifelter Direktheit. "Bleibe in der Schweiz! Du würest hier nicht sicher." -- Da hatte er verstanden.

Einige unserer Freunde waren schon verhaftet, wie man uns in vorsichtig gewählten Ausdrücken wissen liess; andere hatten sich aus dem Staube gemacht. Auch wir fühlten uns kaum geneigt, einen Zusammenstoss mit den neuen Herren zu riskieren. Lange würde der Spuk ja wohl nicht dauern -- so versicherten wir einander ohne rechte Überzeugung. Ein paar Wochen, ein paar Monate vielleicht -- dann mussten die Deutschen zur Besinnung kommen und sich des schmachvollen Regimes entledigen. Aber bis dahin und für den Augenblick war man wohl im Ausland besser aufgehoben. -- "Ich nehme nur einen Handkoffer mit," entschied Erika. Auch ich packte nur das Nötigste -- zwei Anzüge, etwas Wäsche, ein paar Bücher und Manuskripte.

Erika reiste noch am Abend unseres Ankunftstages -- in die Schweiz zurück, wo sie sich mit den erschreckten Eltern treffen wollte. Ich fuhr vierundzwanzig Stunden später, nach Paris.

Vierundzwanzig Stunden -- allein im leeren Haus, allein in der schon fremd, schon feindlichen gewordenen Stadt! Ich war sehr traurig -- viel trauriger, meinte ich damals, als es dem Anlass entsprach. Das Haus -- unser "Kinderhaus" -- wurde mir beängstigend, bedrückend. Was hatte ich hier noch zu suchen? Jeden Augenblick konnten die Häscher kommen. Wäre es nur endlich Zeit zur Abfahrt! Aber die Minuten schlichen, die Stunden wollten kein Ende nehmen. Rastlos wanderte ich durch die öden Stuben. Wie still es war! So still hatte ich das Haus nie gekannt. Die vertrauten Dinge -- Bilder, Schränke, lange Bücherreihen, der blinde Homer, die Lübecker Kandelaber -- starrten mich schweigend an. Solches Grauen erlebt man in schlimmen Träumen.

Die Einsamkeit wurde unerträglich; ich rief nach dem Chauffeur; zusammen tranken wir mehrere Gläser von Zauberers bestem französischen Cognac. Dergleichen war noch nie vorgekommen; aber sowohl Hans als ich fanden, dass es nicht mehr drauf ankam. Wir stiessen an, wobei sein Blick feucht wurde; auch das Zittern der Hand liess sich wieder bemerken. Mit

bebender, dabei markiger Stimme wünschte er mir gute Reise und "eine glückliche Zukunft im Ausland". Es gab wiederholtes Händeschütteln -- erst im Hause, dann auf dem Bahnhofsplatz, schliesslich durch das offene Fenster meines Schlafwagenabteils. Ich fühlte mich nicht mehr so traurig, weil eine Stimme da war, die zu mir sprach, und eine Hand, die ich schütteln durfte.

Der letzte Mensch, den ich in der Heimat sah -- der Letzte, der mich tröstete, war ein gutmütiger Lump und blauäugiger Doppelverräter.

Ich verliess Deutschland am 13. März 1933.

***

Zwei Zwischenfälle sind es vor allem, die mir aus diesen ersten Wochen der Verbannung im Gedächtnis bleiben -- beide scheinbar zufällig und unbedeutend, aber doch lehrreich und charakteristisch.

Der erste Zwischenfall geschah in einem Pariser Restaurant, wo ich mit deutschen Freunden -- Emigranten natürlich -- bei der Mahlzeit sass. Einer aus unserem Kreise hatte die erste Nummer einer neuen Zeitschrift mitgebracht -- eine jener gutgemeinten, aber etwas billig-sensationell aufgemachten Publikationen, mittels derer exilierte deutsche Intellektuelle damals den Hitlerstaat vom Ausland her zu "entlarven" hofften. Die Revue, an der wir uns gerade ergötzten, zeigte ein enormes Hakenkreuz auf der Titelseite -- wahrscheinlich troff es von Blut und hatte als Mittelstück eine grinsende Teufelsfratze. Aber diese Details entgingen der Aufmerksamkeit einer amerikanischen Dame, die am Nebentisch Platz genommen hatte; auch bemerkte sie nicht, dass mehrere meiner Begleiter von ausgesprochen "nicht-arischem" Typus waren. Sie sah nur das Hakenkreuz -- und hörte, dass wir deutsch miteinander sprachen. So erhob sie sich denn -- eine stattlich wohlerhaltene Person mittleren Alters mit Zwicker und Federhütchen --, schritt auf uns zu und durchbohrte uns mit furchtbarem Blick.

"You should be ashamed of yourselves," sprach die Dame. Und, auf deutsch, mit rührend schlechtem Akzent: "Schämen sollten Sie sich! Dies ist Ihre Schande! ~~Nicht auch noch stolz sein auf Schande!~~" Wobei sie mit erzürnter Gebärde auf das Hakenkreuz wies. Wandte sich und ging ab -- nicht aber, ohne vorher ~~mit grossem Aplomb~~ vor uns ausgespuckt zu haben. Es war das erste und Übrigens bis jetzt das letzte Mal in meinem Leben, dass ich eine "lady" mit dem Aplomb und der geübten Technik eines zornigen Müllkutschers spucken sah.

Da sassen wir nun, offenen Mundes. Keiner von uns hatte die Geistes=gegenwart oder den Mut gehabt, die ergrimmte Dame aufzuklären, ihren absurden Vorwurf zurückzuweisen. Sollten wir in Zukunft unseren Emi=granten-Status durch das Tragen von besonderen Insignien betonen? Viel=leicht empfahlen sich Armbinden mit der Aufschrift: "Ich bin gegen Hitler!" oder: "Ich habe mit dem Dritten Reich nichts zu tun!" -- Aber wir liessen diese Idee bald fallen. Die Armbinden hätten uns in der Welt unmöglich gemacht.

Denn die ehrbare Matrone von der anderen Seite des Atlantischen Ozeans war eine Ausnahme, wie wir nur zu bald herausbekommen sollten. Die meisten Leute schauten uns schief an -- nicht weil wir Deutsche waren, sondern weil wir Deutschland verlassen hatten. So etwas tut man nicht, nach Ansicht der meisten Leute. Ein anständiger Mensch hält zu seinem Vaterland, gleichgültig wer dort regiert. Wer sich gegen die legitime Macht stellt, wird suspekt -- ein Querulant, wenn nicht gar ein Rebell. Und repräsentierte Hitler nicht die legitime Macht? Er tat es, nach Ansicht der Meisten.

Und dies war der zweite lehrreiche Schock, dessen ich mich erinnere -- kein "Zwischenfall" eigentlich, keine dramatische Szene; nur ein ziviles Gespräch auf einer Café-Terrasse.

Mein Gesprächspartner war ein Schweizer Freund, der mich in Paris be=suchte. Ein angenehmer, kultivierter Mensch: ich freue mich seiner Gesell=

schaft. Aber mit der Harmonie zwischen uns war es zu Ende, sowie auf Politisches die Rede kam. Mein Gast fand, dass ich von den Nazis zu viel Wesens mache. "Eine Regierung wie eine andere auch," bemerkte er mit einem Achselzucken. Und dann lachte er. Hatte ich etwas Komisches ge= sagt? "Es ist keine Regierung wie eine andre auch, mein Lieber -- es ist Teufelsdreck, der grösste Skandal der Epoche." Dies waren meine Worte ge= wesen: dem Eidgenossen kamen sie drollig vor. Seine Heiterkeit wuchs noch, als ich hinzufügte: "Keinen Fuss setze ich in dies Land, solange die Nazis dort herrschen."

"Das kann doch dein Ernst nicht sein!" rief der gutgelaunte junge Mann aus der freien Schweiz -- immer noch amüsiert, dabei aber nicht ohne wirkliche Besorgtheit. "Man gibt doch nicht seine Heimat auf -- Karriere, Freunde, Häuslichkeit und alles --, nur weil einem die Nase eines gewissen Hitler nicht gefällt! Also, ich muss schon sagen, ich finde das einfach dumm!" ~~Ich will nicht unhöflich sein, aber als alter Freund darf ich doch offen sprechen. Nach meinem Dafürhalten bist du im Begriff, eine kolossale Dummheit zu machen.~~"

Ich kann sein Gelächter nicht vergessen; auch nicht den halb belustigten, halb missbilligenden und selbst empörten Ausdruck, mit dem er wiederholte: "So ~~eine Dummheit!~~ etwas Dummes Wie kann man nur etwas so Dummes tun!"

Er verstand nicht, worum es ging. Er hatte keine Ahnung.

Auch von den in Deutschland verbliebenen Freunden erschienen viele selt= sam ahnungslos. Die Briefe, die man unsereinem damals noch aus der Heimat zu schreiben wagte, klangen teils zänkisch, teils erstaunt und vorwurfs= voll. Manche liessen es nicht bei privater Botschaft sein Bewenden haben, sondern kanzelten uns öffentlich ab -- Gottfried Benn, zum Beispiel: Die zürnende Epistel, die er an mich richtete, ward in der "Deutschen Allge= meinen Zeitung" abgedruckt und dann auch noch am Rundfunk vorgetragen.

Der inspirierte Lyriker, der intellektuelle Nihilist und Fortschritts=feind fand schöne Worte zum Lobe des "Neuen Staates"; für mich aber und alle anderen "Verräter" setzte es rhetorische Hiebe von der schärfsten Art. Ein kurioses Dokument! Ohne Frage, der Geist, von dem es stammte, war nicht mehr in guter Form, schon etwas angeknackst, in Zersetzung begriffen. Schade um Gottfried Benn!

Schade um W. E. Süskind! Übrigens drückte dieser sich viel höflicher aus -- nicht so gesteilt und apodiktisch. Auch war er taktvoll genug, seinen Brief nicht einrücken zu lassen; unter vier Augen gleichsam, in zierlich klarer Handschrift redete er mir ins Gewissen. Hatte ich all meine Neugier, meine Aufgeschlossenheit, meinen Humor verloren? So fragte der Jugendfreund. Seit wann war ich ein politischer Doktrinär, ein starrer Apostel republikanischer Tugend, ein Cato? "Komm zurück!" Es war der Jugendfreund, der mich rief. Er lockte: "Es ist interessant jetzt bei uns -- interessanter als je zuvor! Man diskutiert, experimentiert, es gibt Bewegung, es ist etwas los -- warum schliesst Du Dich aus? Komm zurück! Dir wird nichts zuleid geschehen. Wäre es hier so arg wie Du glaubst -- würde ich bleiben? Riete ich Dir zu kommen? Du solltest mehr Vertrauen zu mir haben. Wenn ich Dich zur Rückkehr auffordere, so muss Dir das zu denken geben. Sei nicht eigensinnig! Komm!"

Er verstand nicht, worum es ging. Keine Ahnung!

Ich antwortete ihm mit ein paar kurzen Zeilen: "Danke für Deinen Rat, den ich leider nicht befolgen kann. Ich komme nicht zurück, solange Hitler da ist -- Du magst es für Eigensinn halten..."

Sollte ich ihm erklären, warum der Gedanke an Rückkehr sich für mich verbot? Es wäre zu schwierig gewesen -- oder zu einfach. Angst spielte wohl nur eine sekundäre Rolle in dem Gefühlskomplex, der meine Position bestimmte. Zu den "rassisch Verfolgten" konnte ich mich nicht rechnen --

ganz abgesehen davon, dass der organisierte Antisemitismus um diese Zeit noch nicht in voller Stärke eingesetzt hatte. Selbst die sogenannten "Nürnberger Gesetze", die mehr als drei Jahre später erfunden wurden, hätten mir, wenn ich nicht irre, den Status eines "aufnordungspflichtigen Mischlings" oder "Ariers zweiter Klasse" zuerkannt. Meine "rassische Erbmasse" war zwar keineswegs einwandfrei, aber doch nicht verderbt genug, um mich im Dritten Reich völlig unmöglich zu machen.

Und meine politische Vergangenheit? Das hätte sich richten lassen. Man konnte bereuen, Abbitte tun, zu Kreuze kriechen -- dergleichen ist vorgekommen. Die Nazis waren nicht unversöhnlich. Sie übten Grossmut -- wo es vorteilhaft für sie schien. K. M. , nicht ganz unbekannter Sprössling des bekannten Th. M., als Renegat! Das hätte unserem Göbbels so gepasst. Noch lieber wäre ihm eine "Konversion" der ganzen Familie gewesen. Mit welch breitem Grinsen würde der diabolische Reklamechef uns empfangen haben!

Waren wir also "freiwillige" Emigranten?

Doch nicht ganz. Wir <u>konnten</u> nicht zurück. Der Ekel hätte uns getötet -- der Ekel an der eigenen Erbärmlichkeit und an dem widrigen Treiben um uns herum. Die Luft im Dritten Reich war, für gewisse Lungen, nicht zu atmen. In der Heimat drohte Erstickungstod. Ein guter -- ein wahrhaft zwingender Grund, sich fernzuhalten!

Hitler verbreitete Gestank, <u>war</u> Gestank. Wo er sich aufhielt, wallten üble Dünste; wo er regierte, wurde der Staat zur Kloake. Hitler -- ein Schicksal? Hitler -- ein Problem? Eine Pest war er, die man meidet. Freilich auch eine Gefahr, die man bekämpft.

Hätte ich -- hätten <u>wir</u> ihn wirkungsvoller bekämpft, wenn wir daheim geblieben oder in die Heimat zurückgekehrt wären? Diese Frage stellten wir uns wohl selbst, gleich zu Anfang und dann immer wieder. Später sollte sie ~~uns auch von anderen vorge~~

uns auch von anderen vorgelegt werden -- von jenen nämlich, die den grossen Übelgeruch an Ort und Stelle mitgemacht. Unter ihnen gab es echte Kämpfer; gerade mit diesen suchten wir Emigranten den Kontakt zu wahren, auch helfen konnten wir ihnen wohl zuweilen. Andere behaupteten nachher, gekämpft zu haben; sie zählten sich zur "inneren Emigration", zu einer diskreten Widerstandsbewegung. Angenommen sogar, diese "Stillen im Lande" hätten sich auf ihre verschmitzte Art wirklich so verdient gemacht, wie sie uns jetzt erzählen -- die Frage bleibt, ob unsere Gegenwart, unser Beistand ihnen in den Jahren des Gestankes nützlich und willkommen gewesen wäre. (Ich sage "wir", und meine nicht nur die Mitglieder meines Hauses, sondern auch viele nicht-jüdische Schicksalsgenossen, die sich damals mit uns fragen mussten, wohin sie gehörten,) ~~wo ihr Platz sei~~ Ganz abgesehen davon, dass wir von Temperamentes wegen nicht ganz zu den "Stillen" passten -- unser schlechter Ruf hätte die heimliche "résistance" kompromittiert. Zu exponiert, um in der Masse zu verschwinden; politisch zu sehr abgestempelt, um feine Indifferenz vorzutäuschen, hätten wir in Nazi-Deutschland nur zwischen sinnlosem Martyrium

und opportunistischem Verrat die Wahl gehabt. Das Konzentrationslager oder die Gleichschaltung -- keine dritte Möglichkeit schien sich uns "drinnen" zu bieten. "Draussen" gab es Einiges zu tun -- auch im Dienst und Interesse jenes "besseren Deutschland", an das wir den Glauben nicht verlieren wollten.

Die Frage, ob unser Platz im Dritten Reich gewesen wäre -- ich habe sie mir gestellt und ich habe sie mir beantwortet. Die Antwort lautet: Nein.

Man hat oft geirrt im Leben, man hat mancherlei zu bereuen. Dies Eine hat man richtig gemacht -- aus Instinkt mehr, denn aus "Über=zeugung" --: Warum sollte man nicht dafür dankbar sein?

Die Emigration war nicht gut. Das Dritte Reich war schlimmer.

***

Die Emigration war nicht gut. In dieser Welt der Nationalstaaten und des Nationalismus ist ein Mann ohne Nation, ein Staatenloser übel dran. Er hat Unannehmlichkeiten; die Behörden des Gastlandes behandeln ihn mit Misstrauen; er wird schikaniert. Auch Verdienstmöglichkeiten bieten sich nicht leicht. Wer sollte sich des Verbannten annehmen? Welche Instanz verteidigte sein Recht? ~~Der Verbannte ist schutzlos, allein -- ein Paria.~~ Er hat "nichts hinter sich", ~~um es redensartlich auszu=drücken~~ -- keine Organisation, keine Macht, keine Gruppe. Wer zu keiner Gruppe gehört, ist schutzlos in dieser Welt des Kollektivs, der Masse. Wer zu keiner Gemeinschaft gehört, ist allein.

Oder bildete unsere Emigration so etwas wie eine ~~Gruppe oder gar eine~~ Gemeinschaft? Doch wohl kaum. Denn unter den Exilierten gab es ja nur relativ Wenige, die aus Gründen der Gesinnung -- oder des "Instinktes" -- Deutschland verlassen hatten: nur Wenige also, die wir eigentlich als unsere Schicksals- und Kampfgenossen betrachten durften. Bei der Mehr=zahl handelte es sich um völlig unpolitische (oder politisch doch ganz

unaktive) Opfer des Hitler'schen Rassenwahns --jüdische Geschäftsleute, Anwälte, Ärzte, Gelehrte, Journalisten, die ohne Frage recht gern in Deutschland geblieben wären, wenn die Verhältnisse es gestattet hätten. Diese Feststellung hat nichts Herabsetzendes, enthält keinerlei Vorwurf. Gewiss, es gab unter den deutschen Juden ebenso viele militante Anti=fascisten wie unter den sogenannten "Ariern" -- ja, der kämpferische Typ mag sogar im "nicht-arischen" Lager prozentual häufiger gewesen sein. Aber die Majorität des deutschen Judentums, und also auch die Majorität "unserer" Emigration, bestand eben doch aus braven Bürgern, die sich in erster Linie als "gute Deutsche", erst in zweiter als Juden und zu aller=letzt, oder überhaupt nicht, als Antifascisten empfanden. Gegen Mussolini hatten sie nichts gehabt -- Emil Ludwig und Theodor Wolff sprachen für viele ihrer Stammesbrüder, als sie dem "Duce" publizistisch Weihrauch streuten. Mussolini war nicht antisemitisch. Hitler war es leider. Wäre ers nicht gewesen -- warum hätte der Ladenbesitzer Isidor Cohn schärfer, schneller gegen ihn reagieren sollen als sein Nachbar, der Ladenbesitzer Fritz Schulze? Gerade wer die Rassentheorie ablehnt, wird zugeben müssen, dass 85 -- oder mindestens 75 -- Prozent der deutschen Israeliten von einem nicht-antisemitischen Nationalsozialismus wahrscheinlich ebenso begeistert gewesen wären, wie 90 -- oder mindestens 80 -- Prozent der übrigen Deutschen es zunächst von einem antisemitischen waren.

Dieser Punkt ist relevant und wichtig, da es hier darum geht, den Charakter der Emigration zu beschreiben -- einer Emigration, die keine Gemeinschaft war. Sie konnte keine sein: es fehlte ihr an gemeinsamen Zielen, an einem Programm, an Repräsentation.

Freilich gab es unter den Emigranten eine politisch aktive und organ=isierte Minorität -- nicht nur eine, sondern mehrere. Die Vertreter der geschlagenen deutschen Parteien -- weit davon entfernt, sich wenig=stens jetzt zur Einheitsfront gegen Hitler zusammenzuschliessen -- ~~wurden~~

befehdeten einander im Exil mit noch grösserer Erbitterung als zuvor. Besonders der alte Hader zwischen Sozialdemokraten und Kommunisten setzte sich munter fort, während die Monarchisten ihre eigenen Intrigen spannen und die Katholiken weise Zurückhaltung übten: schliesslich gab es ein Konkordat zwischen dem Heiligen Stuhl und der derzeitigen deutschen Regierung... Übrigens blieben die professionellen Politiker auch darin der Tradition von Weimar treu, dass sie den Kontakt mit unabhängigen Intellektuellen mieden oder jedenfalls nicht suchten. Die Beziehungen zwischen Schriftstellern und Parteifunktionären blieben in der Ver=bannung ebenso kühl, wie sie es daheim gewesen waren.

Die deutschen Schriftsteller -- es darf mit Genugtuung konstatiert werden -- haben sich im Jahre 1933 besser bewährt als irgendeine andere Berufsklasse. Während der letzten Jahre vor Ausbruch des Dritten Reiches hatte es wohl den Anschein gehabt, als ob manche unter ihnen bereit wären, sich mit dem Abscheulichen abzufinden oder dieses gar zu be=günstigen -- und in der Tat hat es ja an Abtrünnigen nicht ganz ge=fehlt: Einige glaubten vielleicht allen Ernstes, im Nationalsozialismus das Neue, Revolutionäre zu erkennen und bewundern zu müssen (wie der verblendete Gottfried Benn es tat); andere -- wie Gerhart Hauptmann, Fallada, Carossa -- versuchten, sich dem neuen Regime durch feige Kom=promisse akzeptabel zu machen. Aber die Zahl derer, die sich düpieren oder korrumpieren liessen, ist doch vergleichsweise gering -- verglichen nämlich mit der erschreckend umfangreichen Liste gleichgeschalteter Philosophen, Historiker, Juristen, Ärzte, Musiker, Schauspieler, Maler, Pädagogen. Die weitaus meisten Autoren von literarischem Rang und angesehenem Namen stellten sich sofort und aufs entschiedenste gegen die Diktatur, an deren zutiefst geistfeindlichem Charakter für keinen Klarsichtigen der geringste Zweifel bestehen konnte. Ein

Massen-Exodus der Dichter setzte ein; noch nie zuvor in der Geschichte hat eine Nation innerhalb weniger ~~Wochen~~ Monate so viele ihrer literarischen Repräsentanten eingebüsst. Nicht allein die "rassisch Kompromittierten" suchten das Weite; mit ihnen entfernten sich Viele von einwandfrei nichtjüdischem Blut -- Fritz von Unruh und Leonhard Frank, Berthold Brecht und Oskar Maria Graf, René Schickele und Annette Kolb, (Ludwig Renn und A.M. Frey) Werner Hegemann und Georg Kaiser, Erich-Maria Remarque und Johannes R. Becher, Irmgard Keun und Gustav Regler, Hans-Henny Jahnn und Bodo Uhse, Heinrich und Thomas Mann: um nur diese zu nennen.

Die literarische Emigration konnte sich sehen lassen; in ihren Reihen gab es Ruhm, Talent, ~~Entschlossenheit, auch Solidarität~~ kämpferischen Elan. Während die Parteifunktionäre sich zankten, hielten die Schriftsteller zusammen, auch wenn ihre politischen Ansichten voneinander abwichen. Besonders während der ersten Jahre des Exils, von 1933 bis 1936, war dies Gefühl der Zusammengehörigkeit ~~sehr~~ stark und echt. Ja, die verbannten Literaten bildeten wohl so etwas wie eine homogene Elite, eine ~~sprachgewordene~~ wirkliche Gemeinschaft innerhalb der diffusen und amorphen Gesamtemigration.

Man wusste, was man wollte; die Forderung des Tages erschien klar vorgezeichnet. Der deutsche Schriftsteller im Exil sah seine Funktion als eine doppelte: Einerseits ging es darum, die Welt vor dem Dritten Reich zu warnen und über den wahren Charakter des Regimes aufzuklären, gleichzeitig aber ~~die Verbindung~~ mit dem "anderen", "besseren" Deutschland -- dem illegalen, heimlich opponierenden also -- ~~aufrecht zu erhalten~~ in Kontakt zu bleiben und die Widerstandsbewegung in der Heimat mit literarischem Material zu versehen; andererseits galt es, die grosse Tradition des deutschen Geistes und der deutschen Sprache -- eine Tradition, für die es im Lande ihrer Herkunft keinen Platz mehr gab -- in der Fremde lebendig zu erhalten und durch den eigenen schöpferischen Beitrag weiter zu entwickeln.

Es war nicht leicht, diese beiden Verpflichtungen -- die politische und die kulturelle -- miteinander zu vereinigen; gleichzeitig den Elan zum Kampf und die Konzentration zur produktiven Arbeit aufzubringen. Eine ungewöhnliche, geistig gewagte, in jedem Sinn extreme Situation forderte die ungewöhnliche Anstrengung, den extremen Einsatz der Kräfte. Die Literaturgeschichte der Zukunft (wenn uns eine Zukunft beschieden ist, die sich noch für dergleichen interessiert!) wird feststellen, dass die exilierten deutschen Schriftsteller Bedeutendes geleistet haben. Fast allen gelang es, ihr Niveau zu halten; manche wuchsen über sich selbst hinaus und gaben gerade jetzt, in der Verbannung, ihr Bestes. Die Emigrationsverlage, die sich damals in Amsterdam, Paris, Prag und anderen europäischen Zentren etablierten, haben eine Produktion von imposanter Fülle und Qualität aufzuweisen. Die literarische Ernte des Exils wurde durch ihren Reichtum zum eindrucksvollsten Protest gegen das Barbaren-Regime, das so viel Talent und Fleiss aus dem Lande getrieben hatte.

Nicht weniger notwendig und wesentlich als dieser indirekte Protest erschien vielen von uns der direkte -- das politische Manifest, die enthüllende Analyse, der satirische oder informative Kommentar zum deutschen Drama, das immer wieder neu zu variierende, neu zu begründende J'accuse gegen den Hitler-Staat. Deutsche Antifascisten im Ausland durften nicht müde werden, den noch freien, noch nicht gleichgeschalteten oder angeschlossenen Nationen immer wieder zu versichern: "Ihr seid in Gefahr. Hitler ist gefährlich. Hitler ist der Krieg. Glaubt nicht an seine angebliche Friedensliebe! Er lügt. Schliesst keine Verträge mit ihm! Er wird sie nicht halten. Lasst euch nicht von ihm einschüchtern! Er ist nicht so stark wie er tut -- noch nicht! Erlaubt ihm nicht, stärker zu werden! Jetzt würde eine Geste, ein starkes Wort von eurer Seite genügen, um ihn zu stürzen. In ein paar Jahren wird der Preis höher sein, schliesslich müsst ihr es euch Millionen Menschenleben kosten lassen. Worauf wartet ihr?

stürzt ihn jetzt, solange es billig ist! Zeigt ihm euren Abscheu! Macht ihn unmöglich! Brecht die diplomatischen Beziehungen mit ihm ab! Boykotiert ihn! Isoliert ihn! Erledigt ihn!"

Fehlte es unserem Ruf an Überzeugungskraft? Er überzeugte nicht; er verhallte. Die noch unabhängigen Nationen, bei denen wir Emigranten zunächst Unterschlupf fanden, nahmen unsere Kassandra-Schreie mit "realistischer" Skepsis auf. Gewisse Vorkommnisse im Dritten Reich -- Bücherverbrennungen, antisemitische Demonstrationen, das Massacre vom 30. Juni 1934 -- mochten einen etwas peinlich berühren; indessen waren das nur kleine Schönheitsfehler, die man einer sonst erfolgreichen und in vieler Hinsicht sympathischen Regierung gern verzieh. Hitler war gegen den Kommunismus -- was genügte, ihn in feinsten europäischen Kreisen beliebt zu machen. Wenn er Eroberungspläne hatte, so waren sie doch wohl ausschliesslich gegen den Osten gerichtet -- will sagen, gegen die Sowjetunion. Umso besser! Den feinsten Kreisen konnte das nur recht sein. Für die Warnungen einiger fortgelaufener Literaten hatte man ein moquantes Lächeln oder ein ungeduldiges Achselzucken.

Natürlich gab es in unseren Gastländern Menschen von klarem Verstand und sauberer Gesinnung, die unser Grauen vor der Nazi-Pest durchaus teilten. Aber diese Redlichen waren meist selbst ohne Einfluss und übrigens, gerade aus ihrer Redlichkeit und Rechtlichkeit heraus, oft geneigt, den eigenen Standpunkt und die eigene Argumentation durch gewisse moralische Vorbehalte zu schwächen. Nicht, als ob sie Hitlers Schandtaten hätten verteidigen oder beschönigen wollen! Aber sie hielten es doch für angebracht, uns an Versailles zu erinnern -- der ungerechte Friede, der das deutsche Volk angeblich in die Verzweiflung und damit in die Arme des Demagogen trieb. Ohne Versailles kein Hitler! Und so schlimm dieser auch sein mochte -- empfahl es sich nicht trotzdem, in Frieden mit ihm zu

leben? Die Redlichen waren Pazifisten. Auch die meisten der emigrierten Schriftsteller, von denen hier die Rede ist, durften diesen Namen für sich in Anspruch nehmen; ~~wurde ihr Pazifismus war es ja, der sie zu unversöhnlichen Feinden des deutschen Militarismus werden liess.~~ Umso tiefer ihr Abscheu vor den deutschen Gewaltherren und Gewaltanbetern.

Die kompromisslose Haltung dieser Schriftsteller befremdete, stiess vielfach ab. Man warf ihnen Einseitigkeit, Übertreibung vor; der Hass -- so hiess es wohl -- mache sie blind; die Schärfe ihres Urteils wurde als typisches Symptom der "Emigrationspsychose" erklärt und abgetan. Wäre das deutsche Regime wirklich so völlig schlecht, wie wir es schilderten -- könnte es sich dann halten? So fragten die Realisten, um alsbald zu dem Schluss zu kommen: Die Tatsache, dass das Regime sich hält und sogar floriert, widerlegt die Greulpropaganda der Exilierten. Das deutsche Volk stöhnt nicht unter dem Hitler-Terror; im Gegenteil, die meisten Leute dort scheinen recht vergnügt, es herrscht Wohlstand, die Arbeitslosigkeit hat aufgehört. Ob die Emigranten es nun zugeben oder nicht -- die Diktatur ist populär bei den Massen, das deutsche Volk steht hinter seinem Führer.

Wir gaben es nicht zu. "Hitler ist nicht Deutschland!" Die Exilierten bestanden darauf, wiederholten es immer wieder. Hitler ist nicht Deutschland! Das "eigentliche" Deutschland, das "bessere", war gegen den Tyrannen -- wie wir der Welt eigensinnig versicherten. Die deutsche Opposition nahm in unseren Artikeln und Manifesten gewaltige Dimensionen an: es waren Millionen (wir bestanden darauf), die im Kampf gegen das verhasste System Leben und Freiheit riskierten. Wir flunkerten nicht; wir <u>glaubten.</u> Unser echter, wenngleich naiver Glaube an die Stärke und den Heroismus der inner-deutschen Widerstandsbewegung gab uns den moralischen Halt, den Auftrieb, dessen wir in unserer Isoliertheit und Hilflosigkeit so dringend bedurften.

Ja, wir waren tief davon überzeugt, dass wir im Namen aller "besseren Deutschen" sprachen -- eben jener Märtyrer und Helden, die der Terror in der Heimat zum Schweigen brachte. Der Jammerlaut, der in den Konzentrationslagern erstickte, die geflüsterte Kritik, der unterdrückte Schrei, die Angst, die Frage, die wachsende Beklommenheit des besseren deutschen Menschen -- all dies suchten wir zu artikulieren und zur Kenntnis einer lethargisch-ignoranten Welt zu bringen. Erwarteten wir ein Echo? Es wurde uns gewährt -- in Form von wüster Schmähung. Die Göbbels-Presse schleuderte ihre übrigens recht phantasielosen Flüche und Invektive gegen das "Emigrantenpack"-- was immerhin eine Art von Resonanz bedeutete. Offenbar, unsere Bemühungen waren nicht ganz vergeblich. Wir irritierten die Herren, man bemerkte uns; die Tatsache, dass es irgendwo in der Welt noch Deutsche gab, die den Mund aufzumachen wagten, wurde vom Berliner Ministerium für Propaganda und Volksaufklärung als unerträglicher Skandal empfunden. Wie stellte man ihn ab? Man konnte unsere Zeitschriften und Bücher, unsere Vorträge und Theaterstücke "draussen" nicht verbieten. Aber man konnte uns die Bürgerrechte nehmen, uns ausstossen aus der ~~Nation, dem Staatsverband.~~ Volksgemeinschaft. Waren wir erst keine Deutschen mehr, so wurde unser Protest etwas weniger skandalös. So verfiel man auf die drollige "Ausbürgerungs"-Idee. Männer und Frauen, die ihrer Geburt nach Deutsche waren, auch bis vor Kurzem in Deutschland gelebt und sich dort nützlich gemacht hatten, verloren durch einen Federstrich ihre Nationalität.

Der Verlust liess sich tragen, zumal man ihn nur für vorläufig hielt. Mit Nazi-Deutschland wollte man ohnedies nichts zu tun haben; nach dem Sturz des Regimes aber hatte das lächerliche Hitler-Dekret keinerlei Geltung mehr. Man kehrte zurück, war Bürger -- "ausgebürgert" oder nicht. Dieser Stunde hofften wir entgegen; glaubten wohl auch, sie stünde nah bevor. Der Aufstand des Volkes gegen die Unterdrücker, die deutsche Revolution -- lange konnte sie doch nicht mehr auf sich warten lassen.

Aber selbst wenn sie durch den Gestapo-Terror eine Weile verzögert würde, schliesslich brach sie doch los -- wir rechneten fest damit. "Es kommt der Tag!" Einer unserer geistigen Führer hatte es uns versprochen -- Heinrich Mann.

Sein Name erschien auf der ersten Ausbürgerungsliste -- eine verdiente Ehre! Er hatte der deutschen Reaktion schon seit langem viel zu schaffen gemacht; jetzt aber tat er sich durch besondere Kampflust hervor. Noch nie war sein polemischer Stil so brilliant gewesen: er ~~spottete mit dem Witz eines Voltaire, schalt und mahnte mit dem Pathos eines Victor Hugo,~~ bewährte im Zorn, im Abscheu solche Leidenschaft, dass aus der aktuellen Glosse, dem politischen Pamphlet beinah etwas wie Dichtung wurde. In den Aufsätzen ~~und Satiren~~, die unter dem Titel "Der Hass" schon 1933 als Buch erschienen, gibt es Akzente, die über das Journalistisch-Agitatorische hinaus ins Lyrisch-Inspirierte, fast ins Magisch-Seherische gehen. Kein Wunder, dass die feinfühligen Nazis einen Gegner von solchem Rang zu schätzen wussten und ihn als einen der Ersten in ihre "Légion d'Honneur" aufnahmen.

Unsere Familie wurde überhaupt ausgezeichnet: auf jeder der ersten vier Ausbürgerungslisten war das Haus Mann vertreten. Nach dem berühmten Ohm kam ich an die Reihe. Am 6. November 1934 erfuhr ich durch die Presse, dass ich kein Deutscher mehr war -- was mich kaum überraschen konnte. Eine Reihe von anderen nicht ganz unbekannten ~~Deutschen~~ Kompatrioten wurden zusammen mit mir in Acht und Bann getan -- ich erinnere mich, dass der Dichter Leonhard Frank, der Regisseur Erwin Piscator und der politische Schriftsteller Otto Strasser darunter waren. Besonders machte man uns zum Vorwurf, dass wir einen Aufruf unterzeichnet hatten, in dem der Bevölkerung des Saargebietes ~~dazu~~ geraten wurde, bei dem damals bevorstehenden Plebiszit gegen Hitler-Deutschland zu stimmen. Das war "Hochverrat" -- wozu, in den meisten Fällen, noch andere "staatsfeinliche" Aktionen kamen.

Was mich betrifft, so gab ich mir redlich Mühe, den Herren des Dritten Reiches möglichst auf die Nerven zu gehen. Nicht genug damit, dass meine ketzerischen Verlautbarungen in der gesamten Emigrantenpresse und in anderen freiheitlich gesinnten europäischen Blättern erschienen -- ich gründete auch noch meine eigene Zeitschrift, eine literarische (aber doch nicht rein literarische!) Revue namens "Die Sammlung", die ab September 1933 beim Querido-Verlag zu Amsterdam monatlich herauskam. André Gide, Aldous Huxley und Heinrich Mann übernahmen das Patronat; zu den Mitarbeitern gehörten fast alle exilierten deutschen Dichter und Literaten, ausserdem aber auch eine ziemlich stattliche Reihe nicht-deutscher Autoren von internationalem Prestige -- Romain Rolland, Jean-Richard Bloch und Philippe Soupault, René Crevel und Jean Cocteau, Carlo Sforza, Benedetto Croce und Ignazio Silone, Wickham Steed, Stephen Spender und Christopher Isherwood, Ernest Hemingway und Schalom Asch, Ilya Ehrenburg und Boris Pasternack, der Schwede Pär Lagerkvist und der Holländer Menno ter Braak. Mein Ehrgeiz war, die Talente der Emigration beim europäischen Publikum einzuführen, gleichzeitig aber die Emigranten mit den geistigen Strömungen in ihren Gastländern vertraut zu machen. Dazu kam, als essentielles Element meines redaktionellen Programms, das Politisch-Polemische. "Die Sammlung" war schöngeistig, dabei aber militant -- eine Publikation von Niveau, aber nicht ohne Tendenz. Die Tendenz war gegen die Nazis. Diese ärgerten sich denn auch und sannen auf Rache. Die Strafe, auf die sie in ihrer Unbeholfenheit verfielen, -- die Ausbürgerung eben -- tat nicht weh. Im Gegenteil, ich fühlte mich geschmeichelt.

Erika kam auf die dritte Liste -- auch nicht schlecht, aber es gab mir doch einen Vorsprung. Sie hätte es ~~aber~~ verdient, schon früher dranzukommen -- die Nazis waren manchmal launenhaft. Am 1. ~~Januar 1934~~ Oktober 1933 wurde "Die Pfeffermühle" in Zürich wieder eröffnet -- gepfefferter denn je, amüsanter denn je, mit prachtvoller Therese Giehse, einfallsreichem

Magnus Henning und allem Zubehör. Erika war in grosser Form -- als Text=dichterin, Chansonette und Conférencière. Noch dort, wo sie bitter sein musste, noch in der Anklage, im Protest gewann sie durch den Reiz ihres Lächelns, der Stimme und Gebärde. Ihr moralisch-politischer Appell wirkte, weil er aus dem Herzen kam und mit künstlerischer Phantasie präsentiert wurde. Dieses ungewöhnliche Cabaretprogramm hatte nicht nur (sittlichen Ernst und geistige Aktualität, ~~Gesinnung~~, sondern auch Charme, Rhythmus, Laune; ~~Originalitäten~~ Eigenschaften, ohne die keine Gesinnung -- sei sie noch so schön -- sich bei einem Theater=publikum durchsetzt.

"Die Pfeffermühle" setzte sich durch: sie gefiel -- die Züricher zeigten sich noch empfänglicher und dankbarer als die Münchener, ein Jahr vorher. Es folgte eine Tournée durch die Schweiz, woran sich Gastspiele in der Tschechoslowakei, Holland, Belgien, Luxemburg schlossen. Im nächsten Herbst: ein neues Programm in Zürich, danach wieder die internationale Tour. So ging das weiter; in der Zeit vom Januar 1933 bis zum Sommer 1936 hatte "Die Pfeffermühle" über tausend Vorstellungen. Und da sollte man sich in Berlin nicht fuchsen!

Das tat man denn auch, nicht zu knapp. Erst wurde die Ausbürgerung verhängt -- eine Geste, die in diesem Fall besonders sinnlos schien; denn Erika war, durch ihre Heirat mit dem englischen Dichter W. H. Auden, Untertanin seiner Britischen Majestät.

Störender als der nichtige Bannfluch waren die "spontanen Demonstra=tionen", die von den Nazis und ihren Schweizer Freunden, den "Fronten", gegen "Die Pfeffermühle" inszeniert wurden. Im Züricher "Kursaal", wo die Truppe damals gastierte, kam es zu einem Skandal, mit dem verglichen die Zwischenfälle anlässlich von Erikas Victor-Hugo-Rezitation, Zauberers "Deutscher Ansprache" und meiner "Geschwister"-Premiere heiteres Kinder=spiel waren. Die Schweizer Fascisten, von ihren deutschen Meistern ab=gerichtet und ausgerüstet, begnügten sich nicht mit den üblichen Stink=

bomben und Trillerpfeifen; es wurde mit scharfer Munition geschossen; auch hiess es, eine Zeitbombe sei irgendwo unter der Bühne versteckt. Bis zum Ende des Gastspiels gab es ein Polizeiaufgebot zur Protektion der "Pfeffermühle". Denn die Vorstellungen gingen weiter -- nicht nur Erika legte Wert darauf, sondern auch die Zürcher Behörden. Aus Prestigegründen war man abgeneigt, den Radaumachern nachzugeben -- ohne diese andererseits gar zu sehr provozieren zu wollen. Wie verhielt man sich in einem solchen Dilemma? Der Stadtrat und andere Instanzen befassten sich mit dem Fall, der in der Presse plötzlich aus dem Feuilleton in den politischen Teil aufgerückt war. "Die Pfeffermühle" war eine "cause celèbre" -- was ihr aber nichts half: Sie bekam in Zürich keine Spielerlaubnis mehr, und auch in anderen Schweizer Städten gab es bald Schwierigkeiten. Man hatte die zugereisten Komödianten gegen die Einheimischen Rowdies geschützt, aber auf eine Wiederholung solcher Peinlichkeiten wollte man es doch lieber nicht ankommen lassen. "Mehr Takt!" mahnte ein einflussreiches Schweizer Blatt -- wobei der Leitartikler nicht etwa die Demonstranten im Auge hatte, sondern nur das anstössige Cabaret. "Die Pfeffermühle" hatte ausgemahlen -- mindestens in der Schweiz, wo die meisten Städte, dem Züricher Beispiel folgend, die Spielerlaubnis versagten. Die Rowdies hatten gesiegt. --

Während Heinrich Mann, Erika und ich längst offiziell geächtet und verstossen waren, blieb die Situation meines Vaters noch für eine Weile unentschieden, jedenfalls im technisch-legalen Sinn. Er hatte sich, seit der "Machtübernahme", noch nicht öffentlich über das deutsche Regime geäussert; aber man wusste, dass es ihm greulich war. Er rechnete sich zunächst noch nicht unbedingt zu den Emigranten, dachte aber nicht daran, nach Nazi-Deutschland zurückzukehren. (Nach ein paar Monaten im Tessin und einem längeren Aufenthalt in Südfrankreich liess er sich, 1934, in Küsnacht am Zürichsee nieder.) Seine Bücher waren in Deutschland noch nicht offiziell verboten; aber schon im Jahre 1933 hätte niemand es sich

einfallen lassen, in einem deutschen Buchladen mit nicht-gesenkter Stimme nach einem Werk von Thomas Mann zu verlangen. Ein unerwünschter, verdächtiger Autor, wenn auch noch nicht ~~ein~~ völlig defamierter!

Er war noch nicht ausgebürgert, aber sein abgelaufener deutscher Reisepass wurde ihm nicht verlängert. Er könne einen neuen Pass bekommen -- so lautete der amtliche Bescheid --: in Deutschland nämlich! So versuchte man, ihn zurück zu locken. Gleichzeitig aber konfiszierte man sein Hab und Gut -- die Bankguthaben, das Münchener Haus mit Bibliothek, Mobiliar, Automobilen und was es sonst noch zu klauen gab; die gleichgeschaltete Presse machte ihn fast täglich zum Objekt absurder Verleumdungen und Gehässigkeiten; die "Repräsentanten deutscher Geistigkeit", vom Komponisten Richard Strauss bis zum Karikaturisten Olaf Gulbransson, taten sich zusammen, um den Vortrag "Leiden und Grösse Richard Wagners", den die meisten der Herren zugegebenermassen nicht gelesen hatten, als eine "Verunglimpfung des germanischen Genies" anzuklagen.

Zurückkehren -- in eine solche Heimat? Er konnte es nicht erwägen. Aber die Trennung war bitter -- viel bitterer für ihn, den in deutscher Art und Tradition so tief Verwurzelten, als für seine international akklimatisierten Kinder. Die Vorstellung, von seinem deutschen Publikum endgültig -- oder doch bis auf Weiteres -- abgeschnitten zu sein, quälte und kränkte ihn; er versuchte, das Unvermeidliche so lange wie irgend möglich hinaus zu zögern. Erika und ich drängten -- ein Fehler wahrscheinlich; das bedächtige Tempo gehört wohl essentiell zu seiner geistig-moralischen Persönlichkeit.

Er musste sich Zeit lassen -- ein Jahr, zwei Jahre; schliesslich war er so weit. Im Feuilleton einer Schweizer Zeitung wurde die Emigrantenliteratur herabgesetzt -- wobei der Kritiker feststellte, dass Thomas Mann dieser Kategorie nicht zuzurechnen sei. Thomas Mann reagierte mit einem unzweideutigen Bekenntnis zur Emigration. Daraufhin das übliche

wutgeheul in der Nazi-Presse -- von solcher Violenz dieses Mal, dass die schreckhafte Philosophische Fakultät der Bonner Universität sich schlotternd des Doktortitels erinnerte, den sie dem Beschimpften einst "honoris causa" verliehen, -- eine leichtfertig-generöse Geste, die von den Bonner Denkern jetzt schleunigst korrigiert wurde. Der Herr Dekan teilte brieflich mit, dass jener Ehrentitel nicht mehr gelte, der Doktorhut als entzogen zu betrachten sei -- und erhielt eine Antwort, die er sich nicht hinter den Spiegel steckte.

Der "Bonner Brief", der in fünf Erdteilen gierig gelesen wurde und sogar in Deutschland heimliche Verbreitung fand, war die Kriegserklärung, der definitive Bruch. Die Nazis zogen die Konsequenz: der Autor der "Buddenbrooks" war, laut Hitler'scher Verfügung, kein Deutscher mehr. Mit ihm wurden sein Eheweib, Katharina Mann geb. Pringsheim, und seine vier jüngeren Kinder -- Angelus Gottfried Thomas ("Golo"), Monika, Elisabeth und Michael Thomas -- der deutschen Staatsbürgerschaft verlustig erklärt.

Die Emigration war nicht gut, aber man gewöhnt sich an alles — an die Unbequemlichkeiten, die Enge, ganz gut auch.

Das Exil war wie ein fremdes, leeres Haus, in dem man sich allmählich einrichtete. Nicht, als ob es jemals gemütlich geworden wäre. Dieses Haus war fremd. Aber man gewöhnte sich an die Unbequemlichkeiten, selbst an die Gefahren. Einige Emigranten waren von den Nazis entführt oder ermordet worden -- der Philosoph Theodor Lessing, zum Beispiel, und der Schriftsteller Berthold Jacob. Dergleichen konnte jedem von uns geschehen. Es empfahl sich, auf der Hut zu sein.

Man war es. Alles, was mit Deutschland zu tun hatte, aus Deutschland kam, nach Deutschland roch, wurde unheimlich, beängstigend. Das Gebäude, in dem sich ein deutsches Reisebureau oder gar ein deutsches Konsulat befand, betrat man nicht gern: Es gab dort vielleicht geheime Falltüren, die sich plötzlich vor einem auftaten -- und man war gefangen.

Um diesen Mercedes mit der deutschen Nummer machte man lieber einen scheuen Bogen. Wagte man sich zu nah heran, so öffnete sich wohl der Wagenschlag, ein Arm kam zum Vorschein, eine klammernde Faust -- schon hatte man die Äthermaske vorm Gesicht, und wenn man wieder zu sich kam, war man in Deutschland: in der Hölle also.

Deutschland war die Hölle, das unbetretbare Gebiet, die verfluchte Zone. Manchmal träumte man, dass man in Deutschland sei -- es war grauenhaft. Früher hatte man sich wohl im Traume nackt auf einen belebten Boulevard verirrt oder war in grossem Kostüm auf eine Bühne getreten, um eine Rolle zu spielen, von der man kein Wort wusste -- lauter Situationen von unleugbarer Peinlichkeit. Aber der neue Alb, der Emigranten-Angsttraum, war unvergleichlich ärger.

Es fing harmlos an. Man schlenderte eine Strasse entlang, deren Aussehen bekannt anmutete -- zu bekannt, wie einem allmählich klar wurde: bekannt auf eine bedrohliche, schaurig-intime Art. Es war eine deutsche Strasse, man befand sich in München oder in Berlin: daher die Bangigkeit, die wachsende Beklemmung. Wie komme ich hierher? Was habe ich hier zu suchen? Und wie komme ich fort von hier? Während man sich dies fragte, versuchte man, möglichst unbekümmert zu erscheinen -- ein sorgloser Passant, der das heitere Treiben auf dem Kurfürstendamm oder der Theatinerstrasse geniesst. Aber was nützt die nonchalante Pose? Du bist erkannt, immer drohender werden die Blicke, mit denen die Vorübergehenden dich mustern. Plötzlich erinnerst du dich, dass du eine der verbotenen Zeitschriften sichtbar unter dem Arm trägst -- ein Exemplar der "Neuen Weltbühne" oder des "Neuen Tage-Buch". Du möchtest dich der kompromittierenden Druckschrift entledigen, sie unbemerkt zu Boden gleiten oder doch mindestens in deiner Tasche verschwinden lassen; aber es ist zu spät: du bist erkannt. Gibt es kein Entrinnen? Nein; denn nicht nur die Menschen sind gegen dich -- auch die Häuser, das Pflaster, der feindlich

verhüllte Himmel. Magst du immerhin rennen! Die Strasse ist lang, du erreichst ihr Ende nicht, und selbst wenn du bis zum Ende der Strasse kämest, die Häscher griffen dich -- sie sind überall. Du rennst trotzdem -- blind vor Angst, in keuchender Panik, ziellos, hoffnungslos. ~~Du rennst, obwohl dein Fuss am glühend-breiigen Pflaster klebt und obwohl eine sich immer dichter stauende Menge deinen erbärmlichen Fluchtversuch mit bösem Grinsen beobachtet.~~ Die infernalische Strasse lässt dich rennen, zappeln, springen, da sie weiss, dass du ihrem tödlichen Zugriff doch nicht entrinnen wirst. Du rennst zwischen Mauern, Fahnen, Menschenmassen, die sich immer näher an dich drängen, immer gefährlicher um dich schliessen; du rennst -- bis du schweissgebadet erwachst.

Dieser sehr schlimme Traum kam häufig vor in Emigrantenkreisen. Es gab Zeiten, in denen ich diesen sehr schlimmen Traum beinahe jede Nacht träumen musste.

Deutschland -- entfremdete, entstellte, grässlich gewordene Heimat, die wir nur im Albtraum schauen durften! Die Reichsgrenzen wurden zu einem feurigen Ring, hinter dem es nur Vernichtung gab. Uns ward beklommen zumute, wenn wir uns der schrecklichen Grenze zu nahe wussten -- in Salzburg etwa oder in Basel. Die Reise von Zürich nach Amsterdam, die ich damals sehr häufig machte, war keineswegs unbedenklich. Der Schlafwagen, der mich durch Frankreich, Luxemburg, Belgien nach Holland befördern sollte, konnte umrangiert werden -- sei es aus Zufall, sei es nach teuflischem Plan. Plötzlich wäre man jenseits des Feuer-Rings, mitten drin im Grässlichen. Man blickt aus dem Fenster, und liest: "Köln, Hauptbahnhof"... Solche Vorstellungen verursachten physisches Unbehagen.

Indessen verhielt es sich nicht etwa so, dass die Emigranten dauernd in Angst und Schrecken lebten -- so darf man sich das nicht denken. Wer die Emigration nicht selber mitgemacht hat, könnte überhaupt geneigt sein, die dramatischen und romantischen Aspekte dieser Existenzform zu

überschätzen. Als Junge war ich fasziniert von den russischen Flüchtlingen, die damals in Berlin massenhaft auftraten. Wie interessant es sein musste, kein Vaterland mehr zu haben, unbehaust durch die Welt zu schweifen, Hass und Heimweh im Herzen! Welch ein Abenteuer, Emigrant zu sein! Nun war ich selber einer, ohne mich über diese Tatsache ständig aufzuregen oder sie als abenteuerlich zu empfinden.

Man ist nicht pausenlos in kämpferischer Laune, auch das Heimweh macht sich nur gelegentlich bemerkbar, und man bringt nicht den ganzen Tag damit zu, die Tyrannen zu hassen --: kurz, man ist nicht immer Emigrant "im Hauptberuf". Man vergisst zuweilen, dass man sich im Exil befindet. Sogar in der Verbannung kommen heitere Stunden vor, die übrigens auch in der Heimat selten waren.

Geldsorgen? Die ist man gewöhnt. Man ist nie Kapitalist gewesen, hat sich vielmehr immer plagen müssen. Irgendwie schafft man es, im Exil wie zuhause.

Neu ist das Pass-Problem -- nun doch eine sehr ernste Sache. Ohne Pass kann der Mensch nicht leben: das scheinbar unbedeutende Dokument ist in Wahrheit beinah ebenso kostbar wie der Schatten, dessen Wert der arme Peter Schlemil erst so recht begriff, als er sich seiner leichtfertiger Weise entäussert hatte. Transitvisen, Arbeits- und Aufenthaltserlaubnisse, "cartes d'identité", "titres de voyage" -- diese Dinge spielten eine durchaus dominierende und recht quälende Rolle in den Gedanken und Gesprächen deutscher Auswanderer. Aber schliesslich fand sich meist irgendein Ausweg. In meinem Falle war es die freundliche Regierung der Niederlande, die rettend eingriff. Mir wurde ein holländischer "Fremdenpass" zur Verfügung gestellt, der dem Staatenlosen einige Bewegungsfreiheit gab. Später machte die Generosität des Präsidenten Benesch uns alle -- meine Eltern, Heinrich Mann, meine Geschwister (mit Ausnahme der britischen Erika) -- zu Bürgern der Tschecho=slowakei.

Man lebte in Amsterdam, in Zürich, in Paris, ohne diese schönen Städte als "Exil" zu empfinden. Paris war einem schon seit langem eine Art von "deuxième patrie"; in Amsterdam gab es Freunde und Arbeit; in Zürich gab es Freunde und das Elternhaus.

Die Villa in Küsnacht bei Zürich konnte es an Stattlichkeit mit dem verlorenen Münchener Heim freilich nicht aufnehmen, war aber auf ihre bescheidenere Art ebenso hübsch und freundlich. Übrigens waren es von den sechs Geschwistern nur zwei -- die beiden Jüngsten --, die jetzt ständig im "Kinderhaus" logierten. Sie gingen zur Schule in Zürich, später besuchten sie das Konservatorium: Michael wollte Geiger werden, Elisabeth Pianistin. Beide waren Kinder gewesen, als wir Deutschland verliessen; von Heimweh konnte bei ihnen keine Rede sein. Medi (Elisabeth) sprach schon mit leicht schweizerischem Akzent, sah auch aus wie ein schweizer Mädchen -- zugleich ernsthaft-gediegen und ein bisschen burschikos, mit klarer, intelligenter Stirn, freundlichem Blick, ungeschminkten Lippen, sportlichem Kostüm: man kennt den Typ, er gehört zu den erfreulichsten. Bibi (Michael) zeigte sich weniger empfänglich für den ortsüblichen ~~alemannischen~~ Dialekt (auch Golo und ich hatten ja nie die bayrische Mundart beherrscht, in der Erika ein Meister war), verliebte sich aber in eine veritable Schweizerin -- was wahrscheinlich die männliche Art ist, sich dem Gastland zu assimilieren.

Neben den zwei "Kleinen", die so gar klein nicht mehr waren, gab es im gastlichen "Kinderhaus" fast immer den einen oder den anderen von uns Älteren, allerdings nur besuchsweise und vorübergehend. Erika stellte sich zwischen anstrengenden "Pfeffermühlen"-Tournéen für kurze Rast in Küsnacht ein. Monika kam aus Florenz, wo sie damals lebte und wo sie übrigens die Bekanntschaft des jungen ungarischen Kunsthistorikers Jenö Lanyi machte, der später ihr Mann werden sollte. Golo, Doktor der Philosophie und Geschichte, dem in Deutschland eine bedeutende akademische

Karriere sicher gewesen wäre, betätigte sich als Dozent in Frankreich -- zunächst an der "Ecole Normale" zu St. Cloud bei Paris, später an der Universität Rennes --; die Ferien aber verbrachte der junge Gelehrte bei den gastlichen Eltern.

Es ging gesellig zu in der Küsnachter Villa -- fast ebenso animiert wie einst in der Poschingerstrasse. Von den alten Münchener Freunden liessen sich freilich nur noch jene sehen, die, wie wir, die Beziehungen zu Nazi-Deutschland abgebrochen hatten; wer dort noch leben und verdienen wollte, mied unser verrufenes Haus.

Die Einzigen, oder beinah Einzigen, die sich damals noch aus München zu uns wagten, waren Offi und Ofey, die erstaunlichen Urgreise. Sie liessen es sich nicht nehmen, zwei bis drei Mal jährlich auf Logierbesuch zu uns zu kommen -- verhutzelt, aber von eiserner Vitalität und bemerkenswertem Eigensinn. Das schöne Palais in der Arcis-Strasse, das fast ein halbes Jahrhundert lang ihr Heim gewesen war, hatten sie zwar plötzlich verlassen müssen: es war in der Nähe des Braunen Hauses gelegen und sollte nun niedergerissen werden, um einem neuen Parteigebäude Platz zu machen. Die "Arcissi", Symbol und Zentrum legendärer Erinnerungen, von den Kindheits-Mythen eine der kostbarsten und geliebtesten, war dahin -- dem Ehrgeiz eines unbegabten, aber mächtigen Architekten aufgeopfert...

Offi und Ofey fanden dies bedauerlich, waren aber durchaus abgeneigt, sich von solchen Kleinigkeiten in ihren Entschlüssen beeinflussen zu lassen. Überhaupt liessen sie sich nicht leicht beeinflussen, am wenigstens von uns. Wir beschworen sie, sich zur Emigration zu entschliessen und nach Zürich zu ziehen, wo sie -- immer noch wohlhabend, wie sie es damals waren -- den angenehmsten Lebensabend hätten haben können. Aber nein, Ofey wollte nicht, auch Offi war dagegen. Emigrieren? Warum? Zu welchem Zweck? Die Urgreise fanden es eine Kateridee. Sie waren der Ansicht, dass die jüngeren Generationen den Ernst der Hitler-Gefahr geradezu lächerlich

übertrieben. Was die Urgreise betraf, so waren sie entschlossen, den ganzen Nationalsozialismus glatt zu ignorieren. Anstatt nach Zürich zu ziehen, mieteten sie eine Wohnung im München, nicht weit vom ihrem alten Haus. zu München. Von dort machten sie sich ganz ungeniert zu ihren regelmässigen Visiten nach Küsnacht auf.

Es war reizend, sie im Hause zu haben. Die "Arcissi" gab es also nicht mehr, aber solange Offi und Ofey so unverwüstlich vorhanden waren, blieb von den Mythen der Kindheit doch noch etwas lebendig und gegenwärtig. Ofey knürzte, Offi perlte. Sie war immer noch schön, mit silberweisser Rokokofrisur, anmutig beweglichem Mund und ausdrucksstarkem Blick. Eine echte Persönlichkeit, unsere Offi! Welch ein Temperament! Und ihr Widerspruchsgeist hatte mit den Jahren eher noch zugenommen. Wenn jemand von uns auf irgendein grässliches Ereignis in Deutschland anzuspielen wagte, fragte Offi streng: "Warst du dabei?" -- was man verneinen musste. Sie lächelte triumphierend: "Na also!" Und die Sache war abgetan.

Offi und Ofey, die zähen Ahnen, demonstrierten und garantierten die Kontinuität unseres Familienlebens und des Lebens überhaupt, bei sonst gründlich veränderten Verhältnissen. Übrigens gab es auch noch andere Institutionen, auf deren Dauerhaftigkeit man sich verlassen konnte -- das väterliche Arbeitszimmer zum Beispiel. Im Küsnachter Haus befand es sich im ersten Stock, während es in der Poschingerstrasse zu ebener Erde gelegen war; aber sonst hatte sich nicht viel geändert. Durch irgendeine Kriegslist war es gelungen, den Schreibtisch mit einigem Zubehör aus dem gestohlenen Münchener Haus in die Schweiz zu schaffen. Da waren sie denn wieder, die vertrauten Gegenstände im vertrauten, pedantisch festgelegten Arrangement -- Schreibmappe, Briefbeschwerer, Tintenfass, das Savonarola-Profil, Mieleins Jugendbild -- von Kaulbach angefertigt --, die ägyptische Büste. Auch die Atmosphäre im Raum war die gleiche geblieben -- die alte aromatische Mischung aus Zigarrenrauch, Eau-de-Cologne und dem Geruch

ledergebundener Bücher.

Nach dem Abendessen versammelt man sich in dieser zugleich traulichen und feierlich ernsten Stube -- im Exil wie zuhause. Es sind vielleicht Güste da -- der gleichfalls schon seit Urzeiten und Kindertagen gekannte, gern-gemochte Hans Reisiger (er wird nicht mehr lange bei uns verkehren wollen, aber jetzt tut er's noch) oder unsere behaglich-dynamische Giehse oder Annemarie, das lieblich pagenhafte "Schweizerkind". Es könnte aber auch Annette Kolb sein, die überraschend eingetroffen ist, aus Paris oder Basel kommend -- nun sitzt sie ~~plaudernd~~ in der Sofaecke, das rassig-lange Gesicht animiert unter dem unvermeidlichen schwarzen Hütchen, und plaudert auf angenehm zerstreute Art in ihrem höchst persönlich geprägten, oberbayrisch-pariserischen Jargon. Oder ist der Gast ~~des heutigen Abends~~ an diesem Abend Erich von Kahler, Kulturphilosoph und Dichter, treuer Freund des Vaters und der Familie? Der gebürtige Prager, lange Zeit bei München gesshaft, wohnt jetzt in Zürich und kommt oft zu uns. Ferdinand Lion ~~ist gleichfalls recht wahrscheinlich~~ (kame auch in Frage) -- ein sensitiver Zuhörer und Kritiker, man hat ihn gern dabei, obwohl seine reinzoll originelle Geistigkeit nicht ganz eines etwas irritierenden Einschlages ins Elbisch-Kapriziöse entbehrt. Und wenn's nicht Lion ist, dann stelle ich mir Franz Beidler vor, den politisch, literarisch und literaturpolitisch sehr tätigen Enkel Richard Wagners, dem er übrigens zum Lachen und Verwundern ähnlich sieht --: Franz Beidler also wäre auch willkommen. Mit ihm sind am Ende gar die lieben Oprechts erschienen, Emil und Emmy, das Verleger-paar, deren Züricher Heim zum lebendigsten Treffpunkt der literarischen Emigration geworden ist... Kurz, es gibt Besuch, man hat den schwarzen Kaffee drunten im grossen Wohnraum getrunken und lässt sich jetzt im Arbeitszimmer nieder. Mielein verteilt noch geschwind Aschenbecher, während der Zauberer sich schon im Lehnstuhl räuspert -- Brille auf der Nase, Manuskript in der Hand. Dann wird es stille im Zimmer, und die Er-

zählung beginnt.

Sie beginnt nicht, sie geht weiter. Der Erzähler fährt fort, wo er sich das vorige Mal unterbrochen hatte. Das vorige Mal -- war das in München oder in Lugano oder in Sanary bei Toulon? Gleichviel, die Geschichte nimmt ihren Gang, läuft ab, entwickelt sich nach eigenem Gesetz -- die geduldig ausgesponnene, farbig-genaue Geschichte und Gotteserfindung von Joseph und seinen Brüdern. Wie lange wir den anmutigen Rahel-Spross nun schon kennen! Seine schöne und hübsche Gestalt ist uns ebenso vertraut wie die sonore Stimme, die Vater-Stimme, die den Reiz dieser Zeit-entrückten, mythisch distanzierten Jugend mit sehr sorgfältig gewählten Adjektiven zu beschwören, uns nahe zu bringen und gegenwärtig zu machen weiss.

Ja, der immer noch junge, wenn auch nicht mehr so ganz knabenhafte Joseph, dem wir nicht ohne Rührung am Zürichsee wiederbegegnen, ist noch der gleiche, der einst -- wie lange ists her? -- dem würdig-sinnenden Jaakob das bunte Kleid abschwatzte und die Brüder mit seinen taktlosen Träumen enmuyierte. Inzwischen freilich ist dem Verwöhnten allerlei zugestossen, sein Schicksal war nicht leichter als das unsere: das Exil -- auch ihm blieb es nicht erspart. Erst musste er in die Grube, dann in die Fremde; dort aber bewährte sich sein Stern, oder vielmehr, seine gewinnenden Eigenschaften helfen ihm aus der Patsche.

Für ein Emigranten-Auditorium war es ermutigend zu hören, wie geschwind der ~~verbannte Joseph~~ zunächst scheinbar völlig ruinierte Joseph sich von seinem tiefen Fall erholte und in exotischem Milieu Karriere machte. Seine Eloquenz, sein Witz und Charme, seine angeborene Artigkeit erwiesen sich als ebenso wirkungsvoll, ebenso unwiderstehlich im Hause des ägyptischen Grossen wie daheim, im väterlichen Zelt. Selbst die Herrin, Gattin des Potiphar, -- weit davon entfernt, über den Hergelaufenen die Nase zu rümpfen -- verfällt diesem äusserst angenehmen

Lächeln, dieser kindlich-schlauen Beredsamkeit, dem schönen Dunkel der Rahel-Augen. Die mondäne Priesterin und asketisch stolze "grande dame" wirbt um den spröden Sklaven. Wie sie brennt! Wie sie leidet! Wie sie sich verzehrt in bittersüsser Ekstase! Der Erzähler im Küsnachter Arbeitszimmer macht es mit treffend ausgesuchten und geschickt aneinander gereihten Worten so recht anschaulich, durch was für Höllen, was für Verzückungen die Heimgesuchte, Verzauberte geht. Aus ist's mit ihrer vornehmen Selbst-Disziplin, der priesterlich eleganten Haltung! Sie streift ihre Würde ab wie eine lästige Maske. Die Liebe bricht ihren Stolz, verdirbt ihren Teint, lässt sie vettelhaft werden -- die unmögliche, unerfüllbare, un=statthafte Liebe zum fremden Sklaven, der übrigens ein Aufgesparter und Unberührbarer ist. Potiphars Weib überlässt sich ihrer absurden Leiden=schaft mit dem gleichen masochistischen Radikalismus, mit dem sich einst der alternde Romancier Gustav Aschenbach am venezianischen Lido Emotionen sehr verwandter Art überliess. Nun entwürdigt, erniedrigt sich die aristokratische Ägypterin, wie damals der Cholera- und Eros-infizierte Prosaist. Um ihrer tragischen, grotesken Liebe willen riskiert sie alles -- Rang, Ansehen, Heim, Vermögen. Die unmögliche Liebe ist ihr Fluch, ihr Himmel, ihr Fieber, ihr Exil.

***

Dergleichen wird immer wieder durchgemacht, auch in der Verbannung. Von der Liebe könnte ich viel erzählen, tue es aber nicht -- oder doch immer nur sehr nebenbei, andeutungsweise, ohne mich auf das schöne und trübe Thema je so recht einzulassen. Warum diese Diskretion? Aus Scham? Aus Vorsicht? Vielleicht. Wahrscheinlicher ist, dass ich mir gerade diesen Gegenstand für künstlerische Gestaltung aufhebe und vorbehalte.

Hier ziehe ich es vor, von der Freundschaft zu sprechen -- ein Ge=fühls- und Erlebniskomplex, der, nach meiner Erfahrung, sich mit der Sphäre des Erotischen oder gar Sexuellen nur sehr selten berührt. Freilich,

es gibt Grenzfälle, Übergänge: im Begehren kann der Freundschaftskeim enthalten sein, aus Kameradschaft wird Zärtlichkeit; aber im Allgemeinen scheint es mir ratsam, zwischen Eros und Sympathie, zwischen geschlechtlich-emotioneller Attraktion und moralisch-intellektueller Affinität sauber zu unterscheiden. Liebe ist fast immer einseitig; Freundschaft gibt es nur bei reziproker Neigung. Man liebt, was dem eigenen Wesen fremd und entgegengesetzt ist; man befreundet sich dem Verwandten. Liebe ist Wagnis, Gefahr; Freundschaft ist Sicherheit. Die sexuelle Fixierung, die Sucht nach einem bestimmten menschlichen Körper, einem bestimmten Mund, einer bestimmten Umarmung bereitet Schmerz von solcher Grausamkeit, dass wir ihn ohne den Trost der Freundschaft kaum ertrügen.

Mein Leben war reich an Freundschaft; in dieser fragmentarischen Chronik müssen viele der Namen fehlen, die mir teuer waren oder es noch sind. Die Trennung von Deutschland freilich brachte das Ende herzlicher Kontakte, die man gern für dauerhaft gehalten hätte; aber die Mehrzahl der wirklichen Freunde war mit uns in die Emigration gegangen, und übrigens bildeten sich draussen bald neue Kameradschaften -- darunter einige von grosser Wärme und Fruchtbarkeit.

Die schönste menschliche Beziehung, die ich diesen ersten Jahren des Exils verdanke, ist die zu dem Verleger Fritz Landshoff -- seit 1933 ist er mein brüderlicher Freund. Bündnisse solcher Art werden meist nur zwischen sehr jungen Menschen geschlossen; umso grösser der Glücksfall einer relativ späten Begegnung. Nicht, als ob ich damals alt gewesen wäre! Mit siebenundzwanzig mag man fast noch als Jüngling passieren. Aber ich war doch schon ein ziemlich erfahrener, umgetriebener Jüngling; ich hatte früh angefangen -- mit allem, auch mit der Freundschaft. Den besten Freund hatte ich soeben eingebüsst; nach Rickis Tod durfte ich kaum noch hoffen, solche Gleichgestimmtheit und eine solche Treue ~~bei irgendeinem anderen zu finden~~. jemals wiederzufinden. Nun gab es dies noch einmal;

und wieder, wie im Falle Rickis, war es eine Freundschaft zu dritt. Erika gehörte dazu. In meinem Leben hat wohl nur das, woran sie Anteil nimmt, so recht eigentlich Bestand und Wirklichkeit.

Landshoff, der in Berlin ein Direktor des Kiepenheuer-Verlages gewesen war, gründete 1933 in Amsterdam den Querido-Verlag -- die deutsche Abteilung einer alteingesessenen holländischen "Uitgeversmij". Der Chef der Firma, Emanuel Querido -- ein Niederländer von portugiesisch-jüdischer Abstammung -- war ein weisshaariger Mann von kleiner Statur und grossem Temperament, humorig-patriarchalisch, mit blitzblauen Kapitänsaugen in einem verwitterten, lustig-klugen Gesicht. Der alte Sozialdemokrat hasste den Fascismus in jeder Form, besonders aber in der deutschen; gerade deshalb war ihm die Betreuung der antifascistischen deutschen Literatur eine Herzenssache. Seine sehr gescheite, übrigens auch sehr attraktive Mitarbeiterin, Alice van Nahuys, nahm sich, zusammen mit Landshoff, der Leitung des neuen deutschsprachigen Verlages an. Die meisten emigrierten Autoren von Bedeutung erschienen bei Querido -- Jakob Wassermann, Heinrich Mann, Ernst Toller, Lion Feuchtwanger, Anna Seghers, Arnold Zweig, Vicki Baum, Erich-Maria Remarque, Emil Ludwig, Bruno Frank, Leonhard Frank, X Ludwig Marcuse, Joseph Roth, Valeriu Marcu, um nur diese zu nennen. Was mich betrifft, so druckte der Verlag nicht nur meine Bücher, sondern auch meine Revue, "Die Sammlung", bei deren Herausgabe mir Landshoffs ~~erfahrener~~ organisatorische Erfahrenheit ~~und sein organisatorisches Talent~~ (und literarischer Geschmack) zugute kamen.

Man verlegte deutsche Bücher und eine deutsche Zeitschrift in Amsterdam -- nicht aus ganz freier Wahl, sondern weil es sich zuhause nicht mehr machen liess: dort regierte das Scheusal. Dieser unangenehmen Tatsache blieb man eingedenk -- was einen aber keineswegs daran hinderte, die neue, nicht ganz freiwillig gewählte Umgebung in vieler Hinsicht äusserst angenehm zu finden. Eine schöne Stadt, Amsterdam -- ob nun ein Emigrant sie

sich dieser Schönheit freut oder ein Vergnügungsreisender. Auch der Ver=bannte bewundert die nobel-schlichte Architektur der alten Patrizier=häuser, spürt den etwas verwunschenen Reiz der Grachten mit ihren vene=zianischen Gerüchen und Perspektiven. Das stehende Gewässer dieser pit=toresken Kanäle hat mich stets auf unheimliche Art fasziniert. Ratten, so hat man mir wohl berichtet, hausen massenhaft in seiner öligen Tiefe. Es ist giftiges Wasser, Todeswasser; fiele man hinein und schluckte reichlich davon, man stürbe an malerisch-grässlichen Beulen, wie ein Aussätziger im Mittelalter.Die Grachten entlang ziehen arme, aber rüstige Männer mit fahrbaren Drehorgeln -- Instrumente von gewaltigen Dimensionen, oft mit barocker Üppigkeit ausgestattet -- und lassen traurige Weisen hören. Sie halten dem Passanten mit fordernder Gebärde die Klapper=büchse hin und empfangen die Münze wie einen Tribut, der ihnen rechtens zusteht. Die engen Gassen wimmeln von Radfahrern, deren lautlos-hurtiges Dahingleiten in der Dämmerung geisterhaft wirken mag. Überall gibt es Porträts der königlichen Frauen -- Königin-Mutter, Königin, Kronprin=zessin; überall gibt es Tulpen. Die Mädchen aber, die in gewissen Stadt=gegenden gastlich am Fenster sitzen und den Vorübergehenden mit derbem Scherzwort locken, bevorzugen künstliche Blumen -- Gott weiss, warum. Stattlichen Rubensfiguren gleich, ~~sitzen~~ tronen sie im Lehnstuhl neben der Vase mit den papierenen Rosen und der traulichen Lampe. Sogar das "Laster" -- wenn man es denn so nennen will -- präsentiert sich in Amsterdam mit sinnig-altertümlicher Gemütlichkeit.

Altertümlich-gemütlich war auch die Pension, wo Landshoff und ich bescheidene, aber nicht unkomfortable Unterkunft gefunden hatten. Die Tage vergingen mit Arbeit. Wollte man Erholung, so ~~ging~~ spazierte man ~~sich~~ im grosszügig angelegten, erfreulich soignierten Vondel-Park oder verbrachte eine andächtige Stunde im "Rijksmuseum" vor den erfrischend wirklichen, dabei ergreifend inspirierten Landschaften, Porträts, religiösen Szenen,

Stilleben, Allegorien und häuslich-heiteren Genrebildern der grossen Niederländer. Abends gab es gute Musik im "Concertgebouw". Der grosse Kapellmeister und seltsame Charakter Willem Mengelberg, der sich später aus politischen Gründen in Misskredit bringen sollte, dirigierte damals noch das Amsterdamer Orechester, das unter seiner Führung weltberühmt ~~wurde~~ geworden.

Man sass auf der Terrasse des Hotel "Américain" und trank "oude Genever", wozu man sich appetitliche Würfelchen aus holländischem Käse oder einen frischen Hering schmecken liess. Vielleicht gastierte "Die Pfeffermühle" gerade in Amsterdam, wo sie sich besonderer Beliebtheit erfreute; dann hatten wir wohl Erika und die Giehse an unserem Tisch. Wahrscheinlich war auch Landauer mit von der Partie -- der feine, grundanständige und grundgescheite, witzig-melancholische Walter Landauer, der mit Landshoff gemeinsam den Kiepenheuer-Verlag in Berlin geleitet hatte und jetzt dem die deutsche Abteilung des Verlages Allert de Lange zu Amsterdam unter~~stand~~ stand. Zwischen seinem Unternehmen und Querido bestand eine Art von freundschaftlicher Rivalität -- wobei das Beiwort stärker zu akzentuieren ist als das Substantiv. Die literarische Emigration war produktiv genug, um zwei Verlage mit erstklassigem Material zu versorgen.

Hermann Kesten gehörte zu den Autoren des Allert-de-Lange-Verlages, für den er übrigens auch als Lektor und Berater tätig war. Er lebte in Paris, kam aber häufig nach Amsterdam -- immer anregend, amüsant, von unersättlicher intellektueller Neugierde und echter moralischer Leidenschaft, skeptisch bis zum Zynismus und idealistisch bis zum Naiven, reich an paradoxem Witz und eifervollem Glauben, verklatscht und generös, loyal und boshaft, ein grimmiger Humorist und hochgesinnter Verteidiger der Menschenrechte, ein guter Schüler Voltaires, einer aus der geistigen Familie des grossen Heinrich Heine, ein guter Schriftsteller, ein guter

Kämpfer und ein guter Freund.

Auch sonst fehlte es nicht an Besuchern; viele der Autoren, die einem der zwei Verlage -- Querido oder De Lange -- nahestanden, liessen sich gelegentlich in Holland sehen. Ernst Toller kam -- eine Persönlichkeit von sehr rührenden und liebenswerten Eigenschaften; hilfsbereit und kameradschaftlich bei aller Ich-Erfülltheit, aufrichtig bei aller Neigung zum Rhetorischen, dankbaren Herzens und oft heiteren Sinnes bei übrigens gefährlich sensitiver psychischer Disposition und einer ominösen Tendenz zum Manisch-Depressiven. Leonhard Frank stellte sich ein, die ernste, schöne, holzgeschnittene Miene zugleich abweisend und gewinnend mit dem sonderbar durchdringenden, eisblauen Blick und dem zerstreuten, fremden, dabei wissend-wohlwollenden Lächeln. Egon Erwin Kisch, "der rasende Reporter", machte zwischen irgendwelchen abenteuerlichen Fahrten für ein paar Tage in Amsterdam Station -- vibrierend von nervöser Vitalität, geplagt von nie ganz erfüllten, vielleicht unerfüllbaren Ambitionen, aggressiv, humorvoll, enthusiastisch, ein echter Weltfreund und Weltverbesserer, fast ein Romantiker -- mit marxistisch-materialistischen Grundsätzen.

Die Visiten des österreichischen Dichters Joseph Roth brachten mancherlei Aufregung. Er bestand auf exorbitanten Vorschüssen -- sei es von Querido, sei es von De Lange: es kam ihm nicht darauf an -- und befremdete die Herren von der Presse durch bizarre politische Theorien, die er mit grosser Beredsamkeit und Insistenz vertrat. Die Rettung Europas -- Joseph Roth zufolge -- konnte nur vom Hause Habsburg kommen, eine andere Hoffnung gab es nicht. Sässe erst wieder die gesalbte Majestät in der Wiener Hofburg, so würde noch alles gut: das Regiment des "Antichrist" wäre vorüber. Während der Dichter dergleichen auseinandersetzte, konsumierte er erstaunliche Mengen äusserst konzentrierten Alkohols -- in meiner Erinnerung waren es meist Getränke von ungewöhnlich dunkler, bräunlich-

trüber Färbung und geradezu diabolischer Intensität, die unser Freund aus kleinen Gläsern schlürfte. Glasigen Blicks, aber sonst in würdig-zusammengenommener Haltung, hielt er Cercle in den Caféhäusern von Paris, Wien, Amsterdam und anderen Metropolen. Wo er sich such gerade aufhalten mochte, immer wurde sein Tisch zum Zentrum. Dem Autor des "Hiob" und des "Radetzkymarsch", der übrigens keineswegs die Rolle des "Meisters" spielte, eignete jene Kreis-bildende Attraktion, die manchmal zu den natürlichen Eigenschaften und Manifestationen des Talents gehört. Kollegen und Bewunderer umgaben ihn, während er mit einer nicht ganz geheuren, vielleicht verzweifelt scherzhaft gemeinten Begeisterung vom kaiserlichen Gedanken schwärmte und dabei ein dunkles Gläschen nach dem anderen kippte. Die Mischungen, an denen er sich erlabte, sahen wie Medizinen aus, waren aber furchtbar unbekömmlich: Der Dichter Roth beging langsamen Selbstmord, trank sich mählich zu Tod, inmitten der Bewunderer und Kollegen.

Etwas bedenklich stand es auch um einen anderen Poeten, der uns zuweilen in Amsterdam besuchte -- Ödön von Horvath, der ungarische Dramatiker und Romancier. Zwar trank er nicht so viel, sprach auch kaum je vom Kaiser; indessen fehlte es seiner Konversation doch nicht ganz an alarmierenden Zügen. Horvath -- eine der [illegible] und merkwürdigsten dichterischen Begabungen seiner Generation -- plauderte für sein Leben gern über seltsame Unglücksfälle, groteske Krankheiten und [illegible] Heimsuchungen aller Art. Auch Gespenster, Hellseher, Wahrträume, Halluzinationen, Ahnungen, das Zweite Gesicht und andere spukhafte Phänomene spielten eine Rolle in seinem Gespräch, welches übrigens durchaus nicht in bangen Flüstertönen, sondern mit jovialer, oft recht lauter Heiterkeit geführt wurde. Horvath hatte nichts vom Hysteriker oder vom pedantisch-düsteren Liebhaber des Okkulten; ~~im Gegenteil war es eine eher~~ robuste Gesundheit und Genussfähigkeit, ~~die für seine sehr sympathische, ganz ungewöhnlich nette Person charakteristisch schien.~~ Er wusste

aber viel von der Angst -- von jenem tiefen, lähmenden Unbehagen, welches Freud als ein zentrales Element unserer Kultur erkannt hat und dessen Überhandnehmen vielleicht das eigentlich entscheidende, verhängnisvolle Ereignis der Epoche bedeutet. -- "Vor den Nazis habe ich keine so sehr grosse Angst," stellte Horvath fest. "Es gibt Ärgere Dinge -- nämlich die, vor denen man Angst hat, ohne zu wissen, warum. Ich fürchte mich zum Beispiel vor der Strasse. Strassen können einem übelwollen, können einen vernichten. Strassen machen mir Angst."

Nach einem Aufenthalt in Amsterdam reiste er nach Paris, wo er mit einer Filmgesellschaft zu verhandeln hatte. Vor der Abfahrt aber ging er noch zu einer Wahrsagerin: ~~die sollte ihm sagen~~ von ihr wollte er wissen, ob der einträgliche Filmabschluss zustande kommen würde. Das eingeweihte Frauenzimmer drückte sich vieldeutig aus, nach alter Orakel-Art: "Sie werden, mein Herr, in Paris das grösste Abenteuer Ihres Lebens haben!"

Er verhandelte in einem Bureau an den Champs Elysées; die Sache schien zu klappen, Horvath glaubte den Kontrakt schon in der Tasche zu haben. So viel Geld! Was für ein Abenteuer! Das grösste seines Lebens --ganz wie die Hexe es vorausgesagt... In animierter Stimmung machte er sich auf den Nachhauseweg. Während er die Champs Elysées hinunterschlenderte, gab es einen kleinen Sturm -- nicht einen Orkan gerade, aber doch ein ziemlich heftiges Wehen. Die steife Brise riss einen der vielen Zweige von einem der vielen Bäume, die am Rand des schönen Boulevards stehen. Es war der Baum, in dessen Schatten der Dichter gerade schritt. Der Zweig fiel ihm ins Genick -- ein schwerer Ast, er traf den Hals wie ein Beil. Der Poet, der keine Angst vor den Nazis hatte, ward von einem friedliebenden Pariser Baum guillotiniert.

Man starb schnell ~~in der Fremde~~ daheim -- geschwinder, plötzlicher als ~~daheim~~. In dieser Chronik wird noch von einer Reihe jäher Todesfälle zu berichten sein, wobei es sich meist um Emigranten handeln ~~wird~~. Die dünkte

grosse Selbstmord- und Herzschlag-Epidemie sollte freilich erst etwas später so recht in Schwung kommen; aber schon während dieser ersten Jahre des Exils wurde eifrig gestorben. Der berühmte Strafverteidiger und ziemlich erfolgreiche Dramatiker Max Alsberg, mit dem ich gut bekannt gewesen war, hatte von der Emigration sehr bald genug: er brachte sich schon 1933 um. Der Nächste war Kurt Tucholsky: er tat es in Schweden -- nicht ohne vorher seiner Verzweiflung in Briefen von grausiger Aufrichtigkeit und unbarmherziger Schärfe Ausdruck gegeben zu haben. Jakob Wassermann starb eines natürlichen Todes, der ihm aber nicht so sehr unwillkommen gewesen sein dürfte. Der gewaltig fleissige alte Geschichtenerzähler und innig bemühte Denker -- er hatte sich seinen Weg als Deutscher und Jude gar sauer werden lassen. Gegen Ende erschien seine Miene, die niemals heiter gewesen war, zerfurcht, zerwühlt von Gram und Müdigkeit. Er wollte seine Ruhe.

Mir am schmerzlichsten war der Verlust von zwei Freunden, deren Namen der Öffentlichkeit nicht viel bedeuten mögen, die ich aber in diesen Seiten schon vorgestellt und eingeführt habe; nun muss ich sie abtreten lassen: meine liebe Gert und meinen lieben Wolfgang. Das Mädchen Gert -- man erinnert sich? -- gehörte zu meinen Intimen, seit den weitentfernten, schon fast mythisch verklärten Berschule-Tagen. Damals war sie von so drollig-kolossaler Gestalt, dass wir sie "das Elefantenbaby" nannten; später fiel sie vom Fleische, infolge übertrieben reichlichen Morphium-Genusses. Sie ~~spritzte sich das Zeug in rauhen Mengen ein -- was auf die~~ zerstörte sich — wohl nicht ganz ohne Absicht oder doch mit einer Unbedenklichkeit, die auf ein gewisses Nachlassen des Willens zum Leben schliessen lässt. Das Ende ~~Dauer wohl nicht gutgehen kann. Und so verstarb sie denn in Paris, anno 1933~~ kam in Paris, im Jahre 1933.

Wolfgang Hellmert, der mindestens ebenso erhebliche Quantitäten von der ~~wohlgemuten, aber nur sehr kurzweilig verziehrten -- wunderbaren~~ hold-verderblichen Droge zu sich nahm, wartete noch ein Jährlein, um dann seiner-

seits, 1934, das Zeitliche zu segnen, gleichfalls in Paris. Vorher hatte der hochbegabte, aber träge und übrigens an seiner Karriere nicht sonderlich interessierte Mensch sich noch zur Niederschrift einiger schöner Einfälle aufgerafft. Die paar Kostbarkeiten, die man in seinem Nachlass fand -- drei oder vier dunkel sanghafte Gedichte, zwei höchst suggestive Prosaphantasien -- erschienen in der "Sammlung". Da weilte der Gift-süchtige, todessüchtige junge Poet schon nicht mehr in diesen Gegenden, hatte sich vielmehr aus dem Staube gemacht, wonach ihm ja -- wie schon früher angedeutet -- immer der stolze Sinn gestanden.

Indessen sind wir noch hier -- es mag ein Vorzug sein oder ein Nachteil. Zuletzt befanden wir uns in Amsterdam, auf der Terrasse des Hotel "Américain". Es war von Geselligkeit die Rede. Übrigens beschränkte diese sich keineswegs nur auf das deutsche Emigranten-Milieu. Man freundete sich mit Holländern an -- am nächsten kamen mir der literarisch-philosophische Essayist Menno ter Braak, ein passionierter und reiner Geist von durchaus originaler Prägung; der Schriftsteller Jef Last, der damals gerade eines seiner besten Bücher, "Zuiderzee", herausbrachte und mit dem ich übrigens die freundschaftliche Bewunderung für André Gide gemeinsam hatte; das Maler-Ehepaar Karin und Ernst van Leyden -- Künstler von Geschmack und Fleiss, Kosmopoliten von bemerkenswerter Bildung und intellektueller Angeregtheit, gastfreundlich liebe Menschen zudem, in deren idyllisch gelegenem Landhaus es sich gut rasten und arbeiten liess.

René Crevel kam aus Paris -- vielleicht mit unserer gemeinsamen Freundin Thea ("Mopsa") Sternheim, oder allein, oder in Begleitung einer eleganten Südamerikanerin, die er sich damals zugelegt hatte. Er schimpfte, scherzte, klagte, betrank sich, las aus neuen Werken vor, war zärtlich, unduldsam, hilfsbereit, manchmal grausam. Er konnte grausam sein, gegen sich selbst wie gegen andere. Die Flamme in seinem weit geöffneten, explosiven Blick kannte

weder Kompromiss noch Erbarmen.

Auch aus London gab es wohl Besuch. Mein ältester englischer Freund, Brian Howard, erschien mit gewohntem Temperament und obligatem Gefolge; der junge Romancier Christopher Isherwood, Stilist und Psycholog von ausserordentlichen Qualitäten, liess sich für eine Weile in Amsterdam nieder. Ich hatte ihn schon in Berlin gekannt, aber dort war immer "Betrieb": man hatte keine Zeit füreinander. Im stilleren Amsterdam fehlte es nicht an Musse, sich gründlich mit einem Menschen abzugeben -- wenn es lohnend schien. Es lohnte sich im Falle Christophers. Der herzliche Kontakt mit ihm ist mir im Lauf der Jahre immer wertvoller geworden.

Seine Anwesenheit zog andere Briten herbei: Stephen Spender kam -- dynamisch, überschwänglich, immer erfüllt von hochfliegenden Ideen und Projekten, der militante Träumer und aktivistische Poet wie er im Buche steht, zugleich aggressiv und verschwärmt, Dichter-Jüngling mit rigorosen Prinzipien, Ariel, der Karl Marx gelesen hat; und W. H. Auden -- Wystan, mein neuer Schwager, der sich um diese Zeit gleichfalls noch in seiner aktivistisch-revolutionären Periode befand. Freilich erschien sein Elan schon damals sehr viel weniger naiv als die rhetorische Sentimentalität oder die pedantische Rechthaberei der meisten links-radikalen Barden. Bei Auden ist alles zusammengesetzter, hintergründiger, stiller, geheimnisvoller, geistiger. Ein Mensch von solcher Komplexität wird nie in einer Gesinnung, einer Stimmung völlig aufgehen. Während er die Kameraden in eine gewisse Richtung führt und auf ein bestimmtes Dogma verpflichtet, macht er für sich selbst ironische Vorbehalte. Es war sonderbar, W. H. im Kreise seiner Freunde und Jünger zu beobachten. Was für ein vertrackter, vieldeutiger junger Meister!

Sehr gern erinnere ich mich auch des Tages, den wir -- Landshoff, Isherwood, ich und ein paar andere

Freunde -- mit E. M. Forster in Zandvoort am Meer verbrachten. Der Autor von "A Passage to India" -- ein Roman, der in der englisch-sprechenden Welt allgemein als "a classic" (klassisches Meisterwerk) anerkannt wird -- gehört zwar zu einer wesentlich älteren Generation, erfreut sich aber besonderer Popularität bei der ~~literarischen~~ (intellektuellen) Avantgarde, dem Nachwuchs, der zu dieser Zeit vornehmlich von Auden, Spender und Isherwood repräsentiert wurde. Von allen literarischen Berühmtheiten, die ich im Lauf der Jahre mehr oder minder intim kennengelernt habe, (und, Gott weiss, es waren ihrer viele! mehr als genug!) ist Forster eine der charmantesten, gerade weil er sich seines Charmes, seiner Persönlichkeitswirkung durchaus nicht bewusst zu sein scheint. Er ist heiter, anspruchslos, von sublimem Takt -- als Mensch wie als Schriftsteller. Alles bei ihm ist "understatement", um mich eines unübersetzbaren englischen Ausdrucks zu bedienen; es gibt keine grellen Töne, keine steile oder kokette Geste. In seiner Gesellschaft kann man lustig sein, kann sich freuen. Wir waren lustig und wir freuten uns, an diesem Sommertag zu Zandvoort -- es dürfte 1935 gewesen sein. Wir schwammen, und dann machten wir einen Wettlauf am Strand, und dann lagen wir in der Sonne und waren faul und erzählten uns dumme Geschichten, über die wir viel zu lange lachten. Es war ein richtiger Ferientag. Wir dachten nicht an Hitler. Wir vergassen, dass es Konzentrationslager gab und ~~dass~~ wahrscheinlich Krieg geben würde und dass die Weltlage alles in allem durchaus nicht zum lachen war. --

Während dieser ersten Phase der Emigration war Amsterdam mein eigentliches Lebenszentrum und "Hauptquartier" -- will sagen: ich verbrachte dort etwa fünf Monate des Jahres. Von den übrigen sieben Monaten gehörte der grössere Teil Paris und Zürich; dazu kamen kürzere Aufenthalte an der französischen Riviera, Ausflüge nach Wien, Prag, Budapest, wohl auch einmal ein Besuch in London oder ein paar Sommerwochen auf der Insel Mallorca.

In Zürich gab es das Elternhaus und den elterlichen Freundeskreis, aus-

serdem aber auch noch die zahlreichen Bekannten, mit denen man sich im Café "Odéon", in der Oprecht'schen Buchhandlung oder im Oprecht'schen Heim, im Foyer oder in der Kantine des sehr lebendigen und fortschrittlichen Schauspielhauses am Pfauenplatz traf. A. M. Frey, Erzähler von sehr persönlich geprägtem Stil und Geschichtenerfinder von bizarrer, übrigens bemerkenswert ergiebiger Phantasie, gehörte zu diesem Kreis; Else Lasker-Schüler, genannt "Prinz von Theben" tauchte huschend in unserer Mitte auf -- etwas wunderlich schon, manchmal beängstigend, manchmal von irrer Komik, aber in jeder Gebärde, jedem scheu geflüsterten oder zornig geraunten Wort die genuine Dichterin, das personifizierte Talent -- ein Talent von solcher Intensität und so durchaus eigener Art, dass es in der Tat fast den Namen des Genies verdient. Ignazio Silone, Schicksalsgenosse aus einem anderen Lande, gesellte sich wohl zu uns. Konrad Heiden berichtete über den Fortschritt seiner Arbeit an der Hitler-Biographie, mit der er sich später einen internationalen Namen machen sollte. Stefan Zweig -- urban, klug, geniesserisch, "eminent pazifistisch", immer hilfsbereit, an den Arbeiten und Sorgen anderer warmherzig interessiert -- hospitierte an mancherlei Tischen im "Odéon", im "Terrasse", im "Select" oder wie die Züricher Cafés sonst noch heissen mochten. ~~Fritz Strich kam~~ zuweilen aus Bern, wo er nun schon seit längerem mit Erfolg dozierte -- jedes Wiedersehen mit ihm war ~~ein~~ die reinste Freude: wo geistiger Reichtum, imposantes Wissen sich mit Witz und Wärme verbindet, entsteht das Erfreulichste -- ein richtiger Mensch, "a real person".

Welch geselliges Exil! Welch animierte Verbannung! Ob man nun am Leidsche Plein zu Amsterdam ~~den Kaffee schlürft~~ sein Gläschen "Genever" trinkt oder den obligaten "Kaffee-Kirsch" am Bellevue in Zürich -- überall die vertrauten Gesichter! Da ist mein alter Freund Oscar Seidlin -- Literaturhistoriker und Literat, Autor mehrerer Gedichtbände und hübscher Geschichten für Kinder; er ist jetzt in den Vereinigten Staaten tätig;

in der Gegenwart aber, die ich hier beschwöre, studiert er noch in Basel, schreibt für die Basler "Nationalzeitung" und lässt sich nun, sehr zu meiner Freude, im "Odéon" sehen. Otto Zarek ist vielleicht aus Budapest eingetroffen -- auch ein sehr alter Freund: ich war sechzehn, als wir uns zuerst begegneten. Damals stand ich voll vager Ahnungen und Aspirationen "vor dem Leben", während Otto, einige Jahre älter, schon Interessantes geleistet hatte und sich übrigens einer Stellung als Dramaturg bei [illegible] Falckenberg an den Kammerspielen rühmen konnte. Otto war enorm intensiv; er sang Balladen von Brecht und hatte dunkel glühende Blicke. Ich fand ihn faszinierend. Mit welcher Heftigkeit, welch eifervollem Ernst diese frühen Beziehungen erlebt, genossen und durchlitten wurden! Die grossen Diskussionen, die grossen Krache, die grossen Versöhnungen -- es ist alles so lange her. Nun begrüssen sich zwei Emigranten mittleren Alters Beke Bellevue und Rämistrasse: "Hallo, Klaus!" -- "Hallo, Otto! Auch bei uns wieder hier?"

Ein anderer gesellt sich dazu -- irgendeiner: etwa Peter von Mendelsohn. Er lebt in London, aber warum sollte er nicht einmal in Zürich sein? Ich nenne gerade ihn, weil auch er zu meinem ältesten Freundeskreis gehört, wie der feine, stille Seidlin und der intensive Zarek. Peter hat Intelligenz und Charakter, amüsant ist er auch -- "a good sport", wie man in seiner neuen Heimat von ihm sagt, "good company", und "a jolly good fellow". Ich hätte ihn gern dabei beim imaginären Stelldichein an der Züricher Strassenecke. Nun fehlt nur noch der Schlüter -- unser sensitiver, etwas müder Herbert mit der aristokratisch langnasigen Greco-Physiognomie und dem verhangenen Blick unter zu schweren Lidern. Aber Herbert sitzt wohl im Pariser Atelier des Malers Rudolf Levy mit der wunderbar sonoren Orgelstimme.

Statt des lieben Herbert, dessen Prosa und Persönlichkeit mir so sympathisch sind, naht sich ein Herr von [illegible] sehr anderer Erscheinung und Wesensart. So stolz und unzufrieden sieht dieser aus, dass

man gleich weiss, er muss aus grossem Hause sein. Ist er auch: sein Name ist Bernhard von Brentano. Schüttelt man sich die Hand? Freilich doch! Wir sind im Jahre 35 oder 36; Brentano rechnet sich noch zur Emigration. Zwar weiss man, dass der wunderliche, übrigens durchaus nicht ganz unbegabte Mann im intimen Kreise gerne mal auf die Juden schimpft und seiner Bewunderung für A. Hitler verschämten Ausdruck gibt; aber dergleichen verzeiht man als harmlose Caprice. Später, im Kriege, wird er für Nazi-Deutschland und den Nazi-Sieg schamlos-offen Propaganda machen; mit dem Nazi-Konsul wird er auf herzlichstem Fusse stehen und wohl auch gelegentlich nach Nazi-Berlin reisen, wo seine Schriften nun wieder erscheinen dürfen... Diese Entwicklung war vorauszusehen -- weshalb ich denn auch schon ziemlich früh (1937, wenn ich mich nicht irre) den Verkehr mit Herrn von Brentano in ziemlich grober Form abbrach. Aber während der ersten Jahre des Exils war man recht häufig und herzlich beisammen -- nicht ohne Erröten gebe ich es zu. Was allerdings den Busenfreund des Herrn von Brentano, Ernst Glöser, betrifft -- nein, <u>das</u> nicht! Dem stand doch auf der Stirn geschrieben, dass er den Nazis einmal irgendwo eine Frontzeitung redigieren würde. Man war ~~vielleicht~~ vielleicht nicht sehr exklusiv -- nicht exklusiv genug -- in Emigranten-Cafés; aber es gab doch Grenzen. Ich darf mit Genugtuung feststellen, dass ich mit dem Schriftsteller Ernst Glöser nie an einem Tisch gesessen bin. Man mag es für Aufschneiderei halten, und es klingt in der Tat unwahrscheinlich bis zum Absurden; aber ich wage die Behauptung, Glösern nie von Angesicht zu Angesicht gesehen zu haben. Glösern nicht zu kennen! Welch bravouröse Leistung! Welch ein moralischer Sieg!

Es ist der einzige Triumph dieser Art, den ich hier zu verzeichnen habe; im Übrigen kannte ich <u>alle</u>, war auch allen gut -- selbst denen, die mir später mit überraschender Infamie in den Rücken fielen. Leopold Schwarz-

schild, zum Beispiel -- ich war ihm zugetan, seine putzige kleine Person gefiel mir, ich bewunderte seinen Stil. Wie brilliant er schrieb, in diesen ersten Jahren des Exils, des Kampfes! Der gerechte Hass -- ja, er hasste die Nazis! -- beflügelte seine Prosa, machte ihn witzig, einfallsreich, eloquent. Es waren fulminante Anklagen, politische Kommentare und Analysen von ausserordentlichem Scharfsinn, die er jede Woche in seiner Zeitschrift, "Das Neue Tage-Buch", erscheinen liess. Die Schwarzschild'sche Revue hatte zu dieser Zeit ohne Frage eine sehr vitale Funktion; kein anderes publizistisches Organ der deutschen Emigration wurde international so ernst genommen; kein anderes tat so viel, die Welt über die wahre Natur und die schaurigen Potentialitäten des Nationalsozialismus aufzuklären. Ich war stolz darauf, zu den Mitarbeitern des "Neuen Tage-Buch" zu gehören; es müssen viele Dutzende von Aufsätzen und Glossen gewesen sein, die ich während der Zeit von 1933 bis 1937 oder 38 dort veröffentlichte. Und dann, 1939, gab es in ~~eben diesem~~ demselben "Neuen Tage-Buch" plötzlich die tollsten Dinge über mich zu lesen! Dieser putzige kleine Schwarzschild hatte die Stirne, mich öffentlich als einen "alten Sowjet-Agenten" zu bezeichnen. Ich schrieb ihm aus New York: "Sind Sie von Sinnen? Sie wissen doch, dass es nicht stimmt. Dementieren Sie!" Er dachte nicht daran, zu dementieren. Wohin hätte das auch geführt? Ich war nicht der Einzige, den er verleumdet hatte. Eine ganze Sondernummer der beliebten Wochenschrift -- voll von Richtigstellungen und Widerrufen? Das wäre denn doch peinlich aufgefallen. Lieber bleibt man bei der frechen Lüge... Es war weit gekommen mit dem talentierten Herausgeber des "Neuen Tage-Buch". Wie erklärt sich dieser moralische Abstieg? Einst hatte er sich vom gerechten Hass inspirieren lassen. Der Hass, ~~der ihn nun be-~~ dessen er nun sass, wirkte sich weniger günstig aus. War es vielleicht ein ungerechter Hass? Jedenfalls verführte er zu skrupelloser Ungerechtigkeit --

nicht nur in Schwarzschilds Fall....

Aber ich greife schon wieder vor -- eine Unart, die ich mir selten wie irgend möglich gestatten sollte. Wir schreiben noch nicht 1939, sondern 1935 oder 1936; Schwarzschild hat mich noch nicht als Söldling des Kreml entlarvt, sondern sitzt heiter mit mir beim "déjeuner" in einem guten ungarischen Restaurant, nicht weit von seinem Bureau in der Rue du Faubourg St. Honoré; in Pariser Emigranten-Kreisen geht es noch relativ friedlich zu, die grossen Spaltungen und Zerwürfnisse haben noch nicht begonnen. Georg Bernhard, der brave alte Bonhomme -- früherer Chefredakteur der braven alten "Voss" -- redigiert noch die "Pariser Tageszeitung", um die es bald einen ausgewachsenen Skandal und fetten Stunk geben wird. ~~Aber ich wollte ja nun wirklich nicht mehr vorgreifen! Und was übrigens den fetten Stunk betrifft, so wüsste ich bei besten Willen nicht mehr genau zu sagen, wie er eigentlich zustande kam und worum es sich dabei handelte. Es ist alles so lange her.~~) Willy Münzenberg ist noch Kommunist und hat soeben das sehr effektvolle "Braunbuch" herausgebracht. Arthur Köstler ist noch Kommunist und noch nicht weltberühmt. Mein begabter Freund Gustav Regler (ich empfehle seinen bemerkenswerten Roman "Der verlorene Sohn"!) ist noch derartig kommunistisch, dass einem vor so viel militantem Glaubenseifer etwas Angstlich zumute wird. Die Kommunisten Anna Seghers, Johannes R. Becher, Theodor Plievier, Bodo Uhse, Alfred Kantorowicz treffen sich im Schutzverband Emigrierter Deutscher Schrift= steller mit Liberalen wie Hermann Kesten, Walter Hasenclever, Ernst Weiss, ~~Bruno Frank~~, Walter Mehring, Klaus Mann, oder gar mit romantischen Monarchisten wie Joseph Roth.

Die beiden Zentren der literarischen Emigration in Südfrankreich sind Nice und Sanary-sur-mer. In Nice sitzt Heinrich Mann in einer kleinen Wohnung, nicht weit von der prachtvollen "Promenade des Anglais", und arbeitet an seinem "Henri Quatre" -- zwei starke Bände: erst die

"Jugend", dann die "Vollendung". Beim Autor aber scheinen Vollendung und zweite Jugend zusammen zu fallen; nicht seit den Tagen der "Kleinen Stadt" und des "Professor Unrat" ist dieser Schriftsteller in solcher Form ge= wesen. Nun kommt zur schöpferischen Phantasie und zum erzählerischen Elan die Weisheit -- der geistig-moralische Ertrag eines langen, bewusst und leidenschaftlich gelebten Lebens. Der "Henri Quatre" wird sein Meisterwerk.

Beim Onkel Heinrich in Nice gibt es ein gutes Nachtmahl: dafür sorgt seine (zweite) Gattin, Frau Nelly, geborene Kröger, aus Lübeck. Nach dem Essen geht man in eines der grossen Cafés an der Place Masséna, wo die emigrierte Literatur fast ebenso reichlich vertreten ist wie in den "Deux Magots" am Boulevard St. Germain. René Schickele gehört zu den Ansässigen. Der Elsässer, der Zeit seines Lebens zwischen Deutschland und Frankreich geschwankt hat, ist nun endgültig in die westlich-lateinische Sphäre zurückgekehrt. "Le Retour" wird der Titel des ersten -- und übri= gens auch letzten -- Buches sein, das dieser grosse deutsche Prosaist auf französisch schreibt. Nun aber, da er mit deutschen Kollegen beim Cognac sitzt, bedient er sich ihrer Sprache.

wer wird sich zu uns gesellen?

Wen laden wir diesmal an unseren geselligen Tisch? Valeriu Marcu -- er lebt in Nice, lässt sich also wohl kaum vermeiden. Übrigens hat man ihn gern dabei: er weiss aufs angeregteste und ausdrucksvollste zu erzählen. Als junger Mensch war er mit Lenin befreundet, später spezialisierte er sich auf preussische Generale und schrieb Bücher über grosse Strategie; im Augenblick hält er es aus irgendwelchen bizarren Gründen mit katho= lischen Politikern: Marcu ist der einzige Literat meiner Bekanntschaft, der Umgang mit so un- ja, anti-literarischen Herren wie Brüning und Treviranus pflegt. Eine entschieden originelle Figur, unser Valeriu -- flott und lebemännisch, von etwas Balkan-hafter Eleganz (er ist in Rumä= nien geboren), mit weissen Handschuhen, rundem schwarzen Hut, roter Nelke

im Knopfloch. Wie er mit provokanten Schnoddrigkeiten und zweideutigen Paradoxen um sich wirft! Der ganze Tisch amüsiert sich. Kesten meckert. (Ja, ihn habe ich wieder zugezogen: von seiner Gesellschaft kriege ich nie genug.) Franz Schönberner -- früherer Redakteur des "Simplicissimus" -- hält sich die Seiten. Sogar Willy Speyer, dessen persönliche Note doch sonst eher die charmante Brummigkeit ist, kann nicht umhin zu schmunzeln.

Da haben wir ja schon eine typische Nizzaer Tafelrunde -- im Handumdrehen improvisiert, aus dem Boden gestampft! Welch angenehmer Zufall, dass Speyer gerade in der Gegend ist! Er gehört zur alten Garde, zum vertrauten Kreis, man ist mit ihm und seinen Büchern aufgewachsen. "Wie wir einst so glücklich waren...", "Der Kampf der Tertia", "Charlotte, etwas verrückt" -- diese Titel sind für mich beladen mit Reiz und Wehmut vieler Erinnerungen. Jetzt aber spreche ich mit Speyer nicht von der Vergangenheit, sondern über seine neuen Sachen. "Gerade habe ich Ihren 'Hof der schönen Mädchen' zuende gelesen," sage ich ihm. "Aber hören Sie mal, das ist ja <u>ausgezeichnet!</u> Sie werden immer besser. Mes félicitations!" -- Als Valeriu so zweideutig-brilliant schwadronierte, sahen wir Speyern schmunzeln; nun wirkt er verlegen, fast etwas gequält. Es gibt Autoren, die physisch aufzublühen scheinen, wenn man lobend ihrer Produktion gedenkt; andere wieder ziehen sich bei Erwähnung ihrer Arbeit irritiert in sich zusammen -- sogar wenn sie spüren müssen, dass die preisenden Worte von Herzen kommen. Speyer gehört zu dieser Kategorie -- die mir übrigens immer die sympathischere gewesen ist.

~~Der spaziert dort draussen auf dem Boulevard vorbei? Theodor Wolff --~~ er winkt schon, was kann man da machen? Ich mag ihn nicht so besonders, weil er nichts gegen Hitler sagt -- eine Diskretion, durch die er irgendwelche Vermögenswerte in Deutschland zu retten hofft. Aber nicht jeder ist wohl zum Kämpfer geboren, und Theodor Wolff ist schon ein alter Herr: lange dürfte er uns ohnedies nicht mehr erhalten bleiben. Trinken wir also

noch diese Tasse Kaffee mit ihm! -- "Guten Abend, Herr Wolff! Wollen Sie sich nicht ein bisschen zu uns setzen?"

Den alten Magnus Hirschfeld hätte ich herzlicher aufgefordert. Er ist auch in Nice, aber gerade heute abend lässt er sich nicht sehen. Sein "Institut für Sexualwissenschaft", über das René Crevel sich einst so unbarmherzig lustig machte, haben nun die Nazis ausgeraubt; er selbst, der tapfere alte Forscher und Menschenfreund, ward "in effigie" auf öffentlichem Platze zu Berlin aufgehängt und verbrannt. Im Fleische darf er noch eine Weile am Strand des Mittelmeers promenieren, begleitet von einem recht anmutigen chinesischen Famulus. Die Beiden verdienen viel Geld mit gewissen Hormonpräparaten, die sie in gemeinsamer Arbeit herstellen -- kleine weisse Pillen von angeblich enormer Wirksamkeit. Eine Zaubertablette! Wer sie schluckt, weiss sich vor Sinnlichkeit schier nicht mehr zu lassen. Ich hätte das sehr gern mal ausprobiert. Aber nun ist der alte Magier (Magnus) nicht zur Stelle und ich muss mich ohne chemische Stimulans behelfen, so gut es eben geht. Morgen früh fahre ich übrigens nach Sanary, sollte also heute abend nicht zu spät ins Bett.

Unterwegs mache ich vielleicht bei Carlo Sforza Station; seine Besitzung liegt nicht weit von Toulon. Ein erfahrener Emigrant, der antifascistische Graf! Sein selbstgewähltes Exil dauert nun schon (an dir) zwanzig Jahre; indessen erscheint seine Vitalität ebenso ungebrochen wie sein Stolz. Er spricht von der Heimkehr, auf die er immer vorbereitet ist. Der "Duce" wird fallen, etwas früher oder etwas später: Sforza bleibt davon überzeugt. Ist die Heimat erst frei, so gibt es dort viel zu tun für den Grafen, der dann unverweilt nachhause zu reisen gedenkt -- mit seiner belgischen Gräfin und dem jungen Sforzino. Der ist jetzt sechzehnjährig -- ein Knabe von grosser Schönheit. Wie alt wird er sein, wenn er Rom zum ersten Mal sieht? "Zwanzig," sagt der Vater. "Vielleicht fünfundzwanzig. Jünger jedenfalls, als ich es war zur Zeit unserer Flucht." --

Wenn wir lange genug ausharrten, käme es gewiss noch zu einer Plauderei mit Theodor Wolff; auch Magnus Hirschfeld würde sich vielleicht noch sehen lassen. Sein "Institut für Sexualwissenschaft", über das René Crevel sich einst so unbarmherzig lustig machte, haben nun die Nazis ausgeraubt; er selbst, der tapfere alte Forscher und Menschenfreund, ward "in effigie" auf öffentlichem Platze zu Berlin verbrannt. Im Fleische aber darf er noch eine Weile am Strand des Mittelmeers spazieren, begleitet von einem recht anmutigen chinesischen Famulus... Schade, dass ich nicht auf ihn warten kann! Aber ich fahre morgen früh nach Sanary und sollte also heute abend nicht zu spät ins Bett.



So viel Zuversicht wirkt ermutigend auf relativ neugebackene Exilenten, die zur Ungeduld neigen.

Sanary-sur-mer, zwischen Toulon und Marseille gelegen, ist ein malerisches Fischerdorf mit einem Hotel, zwei oder drei Cafés und ein paar schmucken Villen. In der stattlichsten Villa haust, wie sichs gehört, Lion Feuchtwanger -- ein zäher Arbeiter, dabei immer munter und guter Dinge. Warum sollte er nicht lustig sein? Er glaubt an den Fortschritt und schreitet übrigens seinerseits von einem Erfolg zum anderen. "Die Geschwister Oppenheim", die er gerade bei Querido hat erscheinen lassen, sind die wirkungsvollste, meist-gelesene erzählerische Darstellung der deutschen Kalamität. Jetzt ist er wieder mit seiner grossen historischen Komposition, dem "Jüdischen Krieg", beschäftigt. Schwere Arbeit! Feuchtwanger berichtet, wie sauer er sichs werden lässt, lacht aber beim Erzählen. Überhaupt lacht er gerne -- über die kuriosen Umwege und Paradoxe des historischen Ablaufs, den er indessen für letztlich sinnvoll und logisch hält; über Hitler, über eifersüchtige Kollegen und dumme Kritiker, wohl auch über sich selbst. Zum Beispiel kommt es ihm ulkig vor, dass er unlängst fünfzig geworden ist. Ich brachte zu diesem Anlass in der "Sammlung" eine Reihe von Glückwünschen und preisenden Äusserungen. Die kürzeste kam von Emil Ludwig: "Talent und Charakter!" -- sonst nichts. Es genügt. Feuchtwanger hat sich seine schöne Villa verdient.

Aldous Huxley hat ein weniger grosses Haus, aber auch hübsch gelegen. Der berühmte Autor von "Point Counter Point" -- zweifellos einer der geistvollsten Männer seiner Epoche -- ist im persönlichen Umgang eher still, befangen, von jener scheuen Liebenswürdigkeit, hinter der sich Hochmut oder Schüchternheit verbergen kann. Sollte Hochmut im Spiele sein, so ist Aldous gewiss eifrig darum bemüht, solche Schwäche in sich zu überwinden. Denn der einst so Frivole, Skeptische, der intellektuelle

Jongleur und ausgepichte Artist befindet sich schon im ersten Stadium der religiösen Krise, die ihn im Lauf der nächsten Jahre aufwühlen, verstören, wandeln und verjüngen soll. Der Glaubenslose will gläubig werden; der Agnostiker sucht nach dem Absoluten; der Hirnmensch verlangt nach Erleuchtung und Offenbarung... Von Politik wird dieser geläuterte Huxley nichts mehr wissen wollen: alles Weltliche gilt dem mystischen Asketen als essentiell böse oder doch uneigentlich, trughaft, schemenhaft, schimärisch. Noch aber macht er gewisse Unterschiede zwischen dem Nicht-ganz-Guten und dem Durchaus-Schlechten. Auch an seinem Tisch [redacted], wie bei Feuchtwangers drüben, wird auf Hitler gescholten -- wobei [redacted] Mrs. Huxley (Belgierin von Geburt und daher den Deutschen überhaupt nicht gar zu freundlich gesinnt) ein kräftig Wörtlein mitzusprechen hat.

Übrigens bin ich nicht der einzige Gast: Eva Herrmann ist mitgekommen. Das liebe Gemmengesicht hat sich bald nach Rickis Tod in Sanary angesiedelt, wo sie -- bei Huxleys ebenso intim wie bei Feuchtwangers -- als anmutige Mittlerin zwischen der deutschen und englischen Kolonie [redacted] Liaison macht. Mit ihr zusammen spreche ich im Lauf des Abends noch bei Marcuse vor -- ich freue mich schon darauf.

Den Ludwig Marcuse habe ich herzlich gern -- so ein gescheiter, warmherziger und guter Mann! Gute Menschen sind mir lieber als böse; das Diabolische langweilt mich: die Nazis haben es kompromittiert und vulgär gemacht. Sogar ein bisschen Dummheit nehme ich wohl in Kauf, wenn die Güte nur solid und authentisch ist. Aber Güte mit Hirn, Wärme mit Witz -- welche Freude! Marcuse [redacted] bietet diese seltene Kombination. Sein grosses Gesicht unter der Löwenmähne strahlt von Wohlwollen und Intelligenz. Man geht am Strande spazieren; man plaudert über Menschen, Bücher, Probleme, über die Arbeit -- ich will einen Aufsatz von ihm für die "Sammlung", aber erst muss sein Buch über Ignaz von Loyola abgeschlossen sein,

er ist schon beim letzten Kapitel. Wie animiert man spricht, wie gut man sich unterhält, wo gegenseitiges Vertrauen herrscht und man gewisse fundamentale Gesinnungen, Ideen, ~~Prinzipien~~ Kenntnisse als selbstverständlich voraussetzen darf. Der Strandspaziergang mit dem Löwenhaupt hat mir wohlgetan. Ich bliebe gerne noch eine Weile in Sanary, um das bald wieder einmal mitzumachen; indessen muss ich weiter. Unter des Rastlosen, Unbehausten tue ich mich durch besondere Ruhelosigkeit hervor.

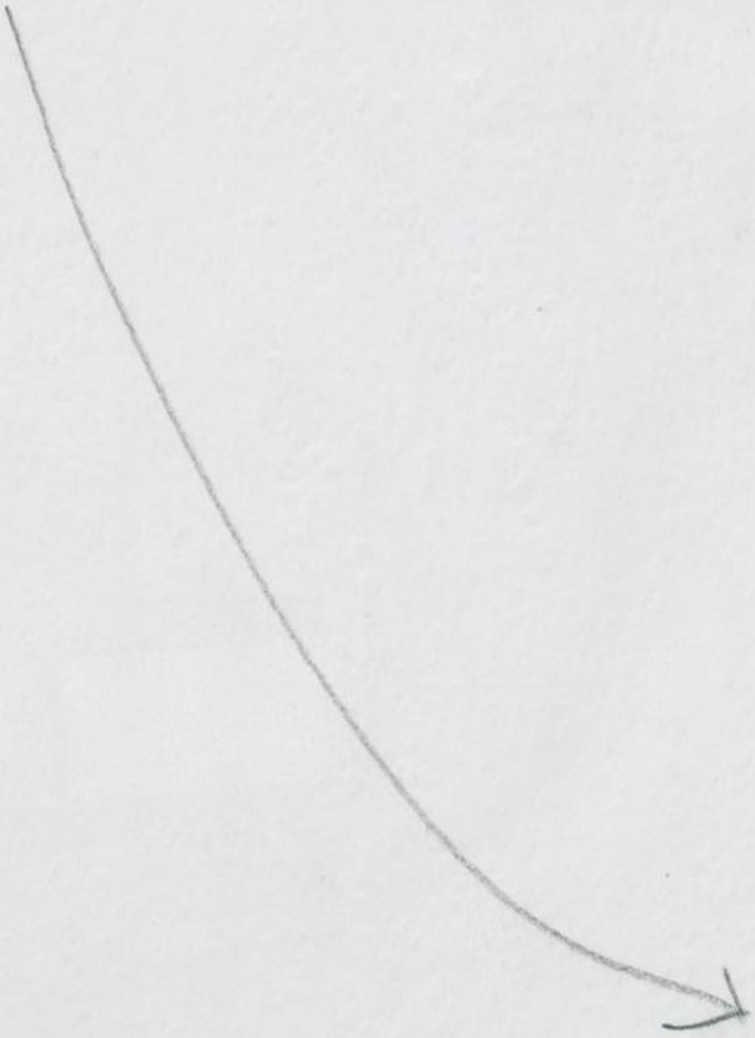
Wohin geht es jetzt? Vielleicht nach Barcelona: dort findet ein Kongress des Internationalen PEN-Clubs statt, auf welchem ich die vertriebene deutsche Literatur repräsentieren soll. Eine ehrenvolle Verpflichtung! Ich bin schon unterwegs.

Oder ist es Sommer und man gönnt sich Ferien? In diesem Fall wäre Salzburg mein nächstes Ziel. Dort gibt es Festspiele und Freunde ohne Zahl. Die Walters sind da -- Vater "Kuzi", Mutter "Muzi", Lotte und Gretel; wenn Erika und ich mit ihnen beisammen sind, kommen wir uns vor wie zurückversetzt in die Vergangenheit, in die Mauerkircher-Strasse, die -- wenngleich räumlich nahe -- ~~doch~~ in so unbetretbarer, unvorstellbarer Ferne zu liegen scheint. Ja, und die Franks, Bruno und Liesl, die das Haus in der versunkenen Strasse im versunkenen München nach den Walters bewohnten -- sie sind jetzt auch in Salzburg, man trifft sich abends bei ihnen, es ist reizend bei Franks. Die Massary ist ~~da~~ mit von der Partie -- Liesls berühmte Mama, die grosse Vedette des vor-Hitler'schen Deutschland: "grande dame" in jeder Geste, Künstlerin in jedem Blick und Lächeln. ~~Singt sie~~ wenn sie von? Sie tut es nur selten; aber ~~sie~~ folgt sie darum bittet... Seine Stimme ~~hat~~ gewicht ist diesem Zirkel: er ist der Hausfreund, man liebt und bewundert ihn, geniesst die pointierte Poesie seiner weltmännisch-scherzhaften, schlüssig-eleganten Rede.

Der andere Hausfreund ist weniger eloquent, aber auf seine kuriose Art

Übrigens lächelt sie jetzt nur ausnahmsweise. Es ist noch nicht lange her, dass sie den sehr geliebten Gatten verloren hat: Max Pallenberg, der grosse Charakterspieler und Komiker, ist bei einem Flugzeugunglück ums Leben gekommen. Offenbar, es fällt Frau Massary nicht ganz leicht, auch nur jetzt und hier, im Kreise der Intimen, ihren Kummer eine Weile zu vergessen. Aber nun lächelt sie doch, weil Alfred Polgar etwas Hübsches gesagt hat. Er ist der Hausfreund, man liebt und bewundert ihn, geniesst die pointierte Poesie seiner wehmütig-scherzhaften, nachlässig eleganten Rede.

Der andere Hausfreund ist weniger eloquent, aber auf seine kuriose Art



ebenso attraktiv -- Rudolf K. Kommer aus Czernowitz. Weiss man noch? Er ist der geheimnisvolle Kauz mit dem charmant-mürrischen Vollmondgesicht, unter dessen Führung wir das "high life" von New York erforschten -- es ist nun beinah schon zehn Jahre her. Rudolf K.'s fabelhaft vermögender Gönner, Otto H. Kahn, der moderne Medici mit silbernem Schnurrbart und Wall-Street-"office", ist längst den Weg allen Fleisches gegangen: auch die Reichen sind sterblich. Aber Max Reinhardt lebt noch und lässt sich von Kommer seine Feste auf Schloss Leopoldskron arrangieren. Wir machen einige mit; man tafelt -- bei Kerzenbeleuchtung, natürlich! -- mit Erzbischöfen, Lords und Ölmagnaten; Frau Helene Thimig-Reinhardt ist eine [illegible] "hostess" von gotisch stilisiertem Liebreiz und angestrengt lächelnder Befangenheit; und Max... Ach, unser grosser, einzigartiger, sehr liebenswerter Max Reinhardt! Nun, da ich dies niederschreibe, tut der Gedanke mir weh, dass er nicht mehr unter uns ist. Wie begabt er war! Und was für ein netter Mensch! Er konnte so gut zuhören -- eine seltene Tugend! --; er lachte so gern, war so aufnahmefähig, aufnahmefreudig, so hellhörig, neugierig, [illegible], so naiv im Grunde, bei aller Geriebenheit. Eine Natur! Goethe, der sich auf dergleichen verstand, hätte seine Freude an ihm gehabt. Wir haben dies gekannt: den sinnlich-klugen Blick, der die Welt mit genisserischer Gastlichkeit in sich aufnahm; das zugleich herzliche und zerstreute Lächeln, die gaumig sonore Stimme, die Autorität, [illegible] den undefinierbaren Magnetismus der genuinen Persönlichkeit. Die echte Persönlichkeit -- der Name Max Reinhardts assoziiert sich mir mit diesem Begriff: viel mehr, als etwa der Gerhart Hauptmanns, an dem mich das Fassadenhafte immer gestört hat und hinter dessen Charme ich ohne die Hilfe Peeperkorns vielleicht nie gekommen wäre. Der Dichter Hauptmann posierte; der Theatermann Reinhardt war echt -- faszinierend, erheiternd, unwiderstehlich echt: ob man ihn nun auf einer Probe im Deutschen Theater beobachtete oder inmitten

seiner barock prunkvollen, festlich belebten Salzburger Häuslichkeit.

"Die Pfeffermühle" veranstaltete eine Gastvorstellung auf Schloss Leopoldskron; Erika musste Wert darauf legen, auch von Amerikanern gesehen zu werden. Vielleicht hatte ihr Cabaret Chancen in der neuen Welt. Denn was die alte betraf, so wurde dort der Boden nachgerade beängstigend heiss. In der vorsichtigen Schweiz durfte das anstössige Ensemble sich kaum noch ~~nicht mehr~~ blicken lassen; auch in Holland und in der bedrängten Tschechoslowakei gab es schon Schwierigkeiten. Wien kam erst recht nicht in Frage; das reaktionär-klerikale Schuschnigg-Regime hatte keinerlei Sympathie für anti-fascistische Kleinkunstbühnen. Übrigens auch nicht für anti-fascistische Zeitschriften: Meine "Sammlung" war im ultramontanen Österreich ebenso unerwünscht wie Erikas "Pfeffermühle".

Immerhin war Wien noch nicht unbetretbares Terrain, gehörte noch nicht zum Hoheitsgebiet des Teufels; man konnte sich dort noch aufhalten -- eine Möglichkeit, von der ich zuweilen Gebrauch machte, trotz inneren Widerständen. Nach Italien ging ich nicht, weil Mussolini mir beinah ebenso greulich war wie sein früherer Schüler und zukünftiger Meister in Deutschland. Im nicht minder fascistischen Wien hielt ich es gelegentlich ein paar Tage aus; die Atmosphäre dort war stickig, aber noch nicht lebensgefährlich. Übrigens fehlte es nicht an Attraktionen menschlicher und künstlerischer Art. Die Oper und die Konzerte unter Bruno Walter, das Theater unter Max Reinhardt und anderen Regisseuren von Rang -- nicht zu reden von der grossen Zahl kompetenter oder selbst vorzüglicher Schauspieler, die das deutsche Regime aus Berlin vertrieben hatte und die nun im relativ tolerante Österreich wirkten --: es waren Genüsse, um deretwillen ein Ausflug ins Stickige, aber Noch-nicht-Lebensgefährliche sich wohl lohnen mochte.

Auch der literarische Betrieb war noch leidlich animiert, trotz

pfäffischer Überwachung; es gab die Juden noch, sie bringen immer Leben in die Bude. Aus Berlin hatten sich einige politisch zahme Emigranten eingefunden: "Die Ratten betreten das sinkende Schiff," wie der geniale, übrigens in vieler Hinsicht peinliche und sogar absurde Karl Kraus mit brechender Stimme scherzte. Der einfallsreiche Herausgeber der "Fackel", dem zu Hitler nichts einfiel, hatte (nicht mehr viel) noch wenig Atem übrig. Es langte gerade noch für ein paar grimmige Witzworte — nicht gegen die Nazis, sondern gegen die Emigranten! — ; dann ein Achselzucken, eine verzichtend-verächtliche Gebärde ("Nachher war's einerlei...") -- und der alte Satiriker und Prophet, der Clown und Moralist, der Querulant und Kämpfer, der Dichter Karl Kraus durfte endlich die Augen schliessen.

Zu seinem Ärger lebten noch einige von denen, die er mit so übertrieben giftigem Eifer verfolgt und gezüchtigt hatte. Manche florierten sogar unter eben dem Schuschnigg-Regime, welches von dem früher so radikalen Karl Kraus ausdrücklich sanktioniert worden war. Der katholische Bundeskanzler, ohne sich um die etwas paradoxen Huldigungen des "Fackel"-Kraus viel zu kümmern, hielt es lieber mit Werfel, der im damaligen Wien die Rolle des quasi-offiziellen "poeta laureatus" spielte.

Kraus war für Schuschnigg, aber gegen Werfel -- während ich, gerade umgekehrt, für Werfel, gegen Schuschnigg bin. Schuschnigg machte schlechte Politik; Werfel machte schöne Gedichte. (Auch in seiner Epik gibt es eine Fülle bedeutender und liebenswerter Dinge; aber am bedeutendsten und am liebenswertesten scheint er mir als Lyriker.) Dass Schuschnigg Werfels Poesie bewunderte, spricht (entschieden) für Schuschnigg -- (nur ganz wenig) gegen Werfel. (Mehr) gegen Werfel spricht, nach meinem Dafürhalten, dass er seinerseits die Schuschnigg'sche Politik goutierte. Aber die politischen Gesinnungen und Äusserungen dieses durchaus lyrisch-religiös gestimmten Geistes dürfen wohl nicht gar zu ernst genommen werden. Seine Religiosität -- dieses zwischen den

Judentum und Katholizismus sonderbar schwankende, experimentierende Glaubenspathos -- war echt ohne jede Frage: ebenso legitim, ebenso spontan und authentisch wie die tiefe, überschwängliche Musikalität, von der sein ganzes Wesen durchtränkt und getragen schien.

Man muss Werfel am Klavier oder beim Hören von Musik gesehen haben, um ihn ganz zu kennen. Eine Verdi-Melodie -- und er schien verzaubert. Welch strahlender Blick! Welch kennerisch-ergriffenes Lächeln! Welch innige Konzentration im Lauschen und Geniessen! Der amerikanische Verleger Ben Hübsch erzählt gern von einem Abendessen, bei dem Franz Werfel und James Joyce seine Gäste waren. Die beiden Dichter hatten sich nicht viel zu sagen, aber mancherlei vorzusingen. Über den Tisch hinweg erinnerten sie einander an geliebte Arien, Chöre und Duette -- diskret summend zunächst; dann aber, zum Erstaunen der übrigen Gäste im Restaurant, mit festlich erhobener Stimme. Wunderlicher Gedanken- oder vielmehr Gefühlsaustausch zweier verwandter Seelen! Geselligen Szenen ähnlicher Art habe ich in Werfels Wiener Heim mit heiterer Verblüffung beigewohnt. Wenn etwa Bruno Walter dort zu Gaste war -- wie da getrillert wurde! "Erinnern Sie sich an diese Melodie aus dem 'Falstaff'?" Oder: "Diese Stelle aus der 'Figaro'-Ouvertüre -- haben Sie das auch so besonders gern?" Der eine sass am Klavier, der andere sang, beide waren glücklich. Da ihr "Franzl" im siebenten Himmel schien, wurde auch Frau Alma heiter.

Eine imposante Erscheinung im stärksten Sinn des Wortes -- Frau Alma Mahler-Werfel, Witwe des grossen Komponisten, Gattin des grossen Dichters, mit dem ganzen Ruhm Österreichs verwandt, befreundet, verschwägert oder irgendwie liiert. Frauen solchen Formats kommen in unserer Zeit nur noch selten vor; diese Vitalität und Dynamik, diese Verbindung von künstlerischer Sensibilität und gesellschaftlicher Ambition scheinen aus einer anderen, glanzvolleren Epoche: Man denkt an Cosima, an die intellektuellen

Musen der deutschen Romantik, an die stolzen und brillianten Damen des französischen "Grand Siècle". Frau Alma, die Schuschnigg und seinem Kreise nahestand, machte den Salon, wo "tout Vienne" sich traf: Regierung, Kirche, Diplomatie, Literatur, Musik, Theater -- es war alles da. Die Hausfrau -- hochgewachsen, sorgfältig geschmückt, von immer noch schöner Miene und Gestalt -- bewegte sich triumphierend vom päpstlichen Nuntius zu Richard Strauss oder Arnold Schönberg, vom Minister zum Heldentenor, vom stilvoll vertrottelten alten Aristokraten zum vielversprechenden jungen Dichter. In einer Ecke des Boudoirs wurde im Flüsterton über die Besetzung eines hohen Regierungsposten verhandelt, während man sich in einer anderen Gruppe über die Besetzung einer neuen Komödie am Burgtheater schlüssig ward. ~~So interessant ging es sonst nirgends zu, nicht einmal bei der Hofrätin Zuckerkandl.~~

~~Nicht, als ob es bei Berta Zuckerkandl langweilig gewesen wäre! Die Schwägerin Clemenceaus, bekannte Übersetzerin und Journalistin -- schon nahe den Achtzig, aber bemerkenswert fesch und agil -- hatte genug internationale und lokale Beziehungen, um ihre Empfänge farbig-attraktiv zu gestalten. Ich erinnere mich, dem wehmütig distanzierten, liebenswürdig zerstreuten Arthur Schnitzler im Salon der Hofrätin begegnet zu sein. Zu der Zeit, von der hier die Rede ist, gab es freilich keinen Schnitzler mehr -- auch keinen Peter Altenberg, keinen Hofmannsthal. Die grosse Generation war ausgestorben, bis auf den delikaten, schmächtigen Beer-Hof-~~

Das Wien der Schnitzler Zeit hatte gab es keinen Arthur Schnitzler, keinen Altenberg, keinen Hofmannsthal;

aber an literarischen Figuren von Talent und Originalität fehlte es doch nicht, ~~diesem zu gleich eitlen und genialen Wien der Schnitzler-Zeit.~~ Hatte ich Freunde unter ihnen? Mindestens einen -- Franz Csokor; seine generöse, lautere Menschlichkeit zog mich ebenso sehr an wie seine starke dichterische Begabung. Bei ihm ist alles wahr; alles stimmt bei Csokor -- auch das Pathos, auch die Boheme-Allüre. Er war mir der ~~Liebste~~,

Nächste, Liebste von den Wiener Kollegen -- ist es auch geblieben. Der Zweitliebste, Karl Tschuppik, lebt nicht mehr. Ihn suchte ich immer gleich im "Bristol" auf, wo er ständig logierte -- wahrscheinlich ohne jemals zu bezahlen. Zwischen ihm und dem Portier des fashionablen Hotels bestand ein Einverständnis, dessen Geheimnis ich nur zu gern ergründet hätte. Indessen wurde von beiden Partnern vollkommene Diskretion gewahrt. Der Portier nannte den literarischen Dauermieter "Herr Baron" und verneigte sich tief vor ihm, während Tschuppik seinerseits dem Angestellten fast übernatürliche Kräfte zuzutrauen schien. Ob es sich um grosse Politik oder metaphysische Probleme handelte, um die Stimme eines neuen Baritons oder um die Qualität einer neuen Zigarettenmarke -- Tschuppik verliess sich auf das Urteil des eingeweihten, allwissenden Portiers. Respekt und Zärtlichkeit, Ironie und Angst mischten sich in dem Lächeln, mit dem der Dichter seines Orakels und Protektors Erwähnung tat. Tschuppik war ein Dichter -- einer aus der geistigen Familie des wunderbaren Peter Altenberg --, obwohl er, so viel ich weiss, keine Verse geschrieben hat. Um ihn war poetische Luft. Die Poesie einer Stadt war in seinem humorvoll-melancholischen Blick, seiner nachlässigen Gebärde, seinem versonnen Spott, der Kadenz seiner zugleich schlampigen und beschwingten Rede.

Auch bei Egon Friedell gab es etwas von diesem spezifischen Reiz, diese bestimmte Nuance der Wehmut und des Witzes. Der Wiener Charme ist keine blosse Erfindung der Operette und des Feuilletons; er existiert, hat Wirklichkeit und Wirkung -- selbst dort, wo er sich in verzerrter, denaturierter Form manifestiert. Erinnert man sich noch an Anton Kuh? Sein Name fällt mir ein, da von verzerrtem Wiener Charme die Rede ist. In seinem Falle ging die Verzerrung bis zur krassen Karikatur; in Kuhs fieberig geistreichen Monologen, seiner ~~neurösen~~ äffischen Bosheit, ~~und fadenscheinigen Eleganz, seiner Bravour, seiner Eitelkeit, seiner Selbst-Verachtung~~

seinem nervösen Elan schien der Wiener Caféhaus-Literat sich selbst zu parodieren, den eigenen Stil bewusst ins Fratzenhafte zu übertreiben. Übrigens konnte Kuh auf seine macabre Art sehr possierlich sein; ich habe manchmal Tränen über ihn gelacht. Freilich war es kein gutes Lachen, zu dem seine Scherze reizten; man quietschte wider Willen, durchaus "contre coeur" -- nicht erheitert, sondern gekitzelt.

Der Stich ins Macabre war charakteristisch für das Wien der Schuschnigg-Ära. Es ging gemütlich zu, die Kultur florierte, in den Cafés und Salons herrschte das munterste Treiben; aber hinter der gefälligen Fassade bereitete sich die Katastrophe vor. Die Wiener Freunde, die uns heute noch in ihrem gepflegten Heim empfingen, konnten morgen, wie wir, Flüchtlinge und Unbehauste sein. Dies bemerkenswert gute Mittagessen bei Siegfried Trebitsch, dieser Kaffeeklatsch bei Heinrich Eduard Jacob, dies gesprächige Nachtmahl bei Felix Salten -- es war vielleicht alles zum letzten Mal; in ein paar Monaten befanden die liebenswürdigen Gastgeber sich vielleicht schon im Konzentrationslager oder im Exil....

Wie lange liess sie sich noch halten -- diese prekäre, schon nicht mehr ganz wirkliche österreichische Unabhängigkeit? Würde die katholisch-reaktionäre Regierung auf die Dauer dazu imstande sein, ihren Zweifrontenkrieg gegen Nazis und Sozialisten durchzuführen? Konnte Schuschnigg sich auf Mussolinis Protektion verlassen? Und wenn der "Duce" seinen Schützling fallen liesse oder Hitler trotz Mussolinis Opposition den Sprung nach Österreich wagte -- würden die Westmächte mobilisieren? "Mourir pour Vienne...?" Lohnte es sich noch? War das Wien, wie es unter Dollfuss und Schuschnigg geworden war, einen Weltkrieg wert?

Die Tschechoslowakei Masaryks und Beneschs hätte verdient, dass man um ihretwillen das Äusserste riskierte. Es war ein gutes Land, eine gute Demokratie -- die Tschechoslowakei Masaryks und Beneschs. Ich bin stolz darauf, ein Bürger dieser freien und tapferen Republik gewesen zu sein --

sei es auch nur vorübergehend und mehr dem Namen nach. Aber obwohl ich mich nicht in der Tschechoslowakei niederliess (wo hätte ich mich jemals wirklich niedergelassen?), empfand ich meine Zugehörigkeit gerade zu dieser Nation doch als richtig und legitim. Von allen europäischen Völkern waren es die Tschechen, die damals am mutigsten und am klarsten eben die Ideale und Überlieferungen repräsentierten, die in Deutschland mit Füssen getreten wurden und die "der Westen" aus missverstandener Friedensliebe oder aus kurzsichtiger Angst vorm Kommunismus zu verraten im Begriffe stand.

Die Reise nach der Tschechoslowakei gehörte zu meinem regelmässigen Programm; jedes Jahr hielt ich mich mindestens ein paar Wochen dort auf. Ich hielt Vorträge in Prag, Brno (Brünn), Bratislava (Pressburg) und anderen Städten -- auf deutsch natürlich; das Tschechische habe ich, zu meiner Schande, nie erlernt. Die deutsche Sprache (nicht zu verwechseln mit dem Nazi-Jargon!) war zu dieser Zeit dort keineswegs verpönt; es bedurfte des Verrats der Sudetendeutschen und mehrerer Jahre brauner Okkupation, um das Idiom Goethes und Hölderlins verhasst zu machen. Bis zur Krise von 1938 gab es in der Tschechoslowakei ein sehr angeregtes und fruchtbares deutsches Kulturleben -- von der Regierung nicht nur toleriert, sondern sogar gefördert.

Es ist wahr, dass dieses deutsche Kulturleben stark unter jüdischem Einfluss stand -- besonders in Prag, wo die intellektuelle Elite deutscher Zunge sich fast ausschliesslich aus "nicht-arischen" Elementen zusammensetzte. Ohne den finanziellen Support der jüdischen Geld-Aristokratie hätten das deutsche Theater, hätten deutsche Musik und Literatur nicht bestehen können; ohne den Beitrag jüdischer Talente verlor der deutsch-pragerische Kunstbetrieb seinen sehr einmaligen, sehr attraktiven Charakter. Was für Namen kommen uns zuerst in den Sinn, wenn wir an die grosse deutsch-sprachige Literatur der böhmischen Metropole denken? Franz Kafka,

Franz Werfel, Egon Erwin Kisch, Max Brod... Keiner von diesen hätte nach dem Nürnberger Rassegesetz publizieren dürfen.

Die kleine, agile Gestalt Max Brods bleibt in meiner Erinnerung ein Wahrzeichen des literarischen Prag dieser Epoche. Brod war der berühmteste von den deutsch-sprachigen Autoren, die damals noch in der Moldau-Stadt lebten; er war auch der aktivste, der gastlichste, der kameradschaftlichste. Seine grösste Freude war es, junge Begabung zu entdecken, zu leiten, zu propagieren. Er hatte Kafka entdeckt, dessen Ruhm um 1935 noch nicht so modisch laut war wie heutzutage, da man sich beinahe schämen muss, einen Dichter zu lieben, der von so vielen Snobs und Schmöcken gepriesen (wenn auch nicht immer gelesen oder gar verstanden) wird. Es gibt Dinge von Brod, die ich bewundere -- den Reübeni-Roman, zum Beispiel, und "Tycho Brahes Weg zu Gott" --; aber der erste Gedanke, der sich mir mit seinem Namen assoziiert, ist doch immer der an Kafka. Ohne den liebevoll klugen Freund und getreuen Nachlassverwalter wüssten wir vielleicht nichts vom "Schloss" und vom "Prozess" -- diesen unheimlich zwangshaften und zwingenden Visionen, in denen ein individuelles Schicksal, eine tiefpersönliche Problematik sich zum allgemein-gültigen, universalen Mythos verdichtet und objektiviert.

Wie Brods Miene sich erhellte, was für Lichter aufgingen in seinem Blick, wenn die Rede auf Kafka kam! "Dem Lehrer, welcher immer lernt -- Hat Gott die Augen schön besternt..." Die zwei Zeilen, die sich mir eingeprägt haben, sind aus einem Huldigungsgedicht für Max Brod -- geschrieben (ich weiss nicht mehr, zu welchem Anlass) von einem seiner Schüler und Protegés, Heinz Politzer. Der junge Dichter, den ich damals in Prag manchmal sah und von dem auch in meiner "Sammlung" Einiges erschien, hatte einen sehr eigenen Ton -- was unter Lyrikern immer seltener wird: die meisten schreiben "à la Stefan George", "à la Rilke", "à la Else Lasker-Schüler".

(~~[illegible]~~)

Politzer brachte gewisse Ahnungen und Gefühle, die in unserer Luft -- der Prager Luft, der Emigrations-Luft -- lagen, auf sehr präzise, liedhaft schlichte Formeln. Wenn ich jetzt seine Verse -- die besten seiner Verse -- wiederlese, wird mir die Atmosphäre jener unruhigen, zugleich traurigen und hochgestimmten Tage aufs neue gegenwärtig, so wie man zuweilen beim Hören gewisser Melodien sich auf traumhafte Art in vergangene Situationen zurückversetzt findet.

Von den jungen Prosa-Schriftstellern, die damals in Prag als "Hoffnungen" galten, war mir Hermann Grab der angenehmste. Sein erstes Buch, "Der Stadtpark" -- eine Jugenderinnerung, etwas an Proust geschult -- hatte Sensitivität, Charme, Musik, poetische Wirklichkeit. Hat Hermann Grab sich entwickelt? Er lebt jetzt in New York. Schreibt er noch deutsche Prosa? Wird er ein amerikanischer Autor? Er wäre ein guter Prager Schriftsteller geworden -- ohne welthistorische Zwischenfälle. Auch persönlich konnte ich ihn gut leiden.

Neben den Einheimischen machte sich die literarische Emigration bemerkbar. Hermann Budzislawsky redigierte "Die Neue Weltbühne", für die ich zuweilen schrieb. Ein intensiver junger Mann namens Schlamm, der eine Weile Herausgeber der "Weltbühne" gewesen war, machte dann seine eigene Wochenschrift auf -- die "Europäischen Hefte", eine links-radikale Angelegenheit von gutem literarischen Niveau, stark von Trotzki beeinflusst, aber auch von Karl Kraus, der sich seinerseits in der "Fackel" in Wien aufs grausamste über den zu erwartenden, leicht hysterischen Prager moquierte. Jünger Der intensive junge Mann namens Schlamm hat inzwischen in den Vereinigten Staaten eine recht beachtliche Karriere gemacht. Er ist nicht mehr links-radikal. Seine derzeitigen politischen Gesinnungen sind mir übrigens nur vom Hörensagen bekannt. Ich verkehre nicht mehr mit ihm. Damals, um 1936, hielt ich ihn für einen begabten und integren Menschen. Seine Begabung hat sich bewährt.

Haben die Kommunisten recht, wenn sie behaupten, dass Trotzkisten meist bei der ausgesprochen Reaktion enden oder doch mit dieser gemeinsame Sache machen? Die Entwicklung des trotzk. Schlamm scheint für diese These zu sprechen.

Ich schrieb für die anti-kommunistischen, oder doch anti-stalinistischen, "Europäischen Hefte"; aber ich hatte auch Beiträge in der literarischen Monatsschrift "Das Wort", die von dem streng kommunistisch eingestellten Wieland Herzfelde im Malik-Verlag zu Prag herausgegeben wurde. Ich war mit dem sowjetfeindlichen Kurt Hiller befreundet, bin es übrigens noch: seine leidenschaftliche Intelligenz und sein echter moralischer Eifer machen ihn mir sympathisch, auch wenn ich seine Meinungen ~~in der von ihm beliebten Schärfe und Radikalität~~ nicht immer teilen kann. Ich stand aber auch auf herzlichem Fusse mit dem bayrischen Volksdichter Oscar Maria Graf, dem deutsch-böhmischen Kritiker und Romancier F. C. Weiskopf, dem Philosophen Ernst Bloch -- Schriftsteller, die zum Kreis um den Malik-Verlag gehörten und dem orthodoxen Marxismus nahestanden.

Ich bin kein Kommunist und bin nie einer gewesen. Ich bin auch kein Marxist. ~~Der dialektische Materialismus liegt mir nicht. Eine Philosophie, der jedes Gefühl fürs Transcendentale, jede Ahnung von Metaphysischen fehlt, lässt mich unbefriedigt.~~ Ich glaube, dass die orthodoxen Marxisten viele Fehler auf vielen Gebieten machen -- moralische, philosophische, psychologische und politische Fehler. Aber ich glaube nicht, dass der orthodoxe Marxismus die grosse Gefahr des Jahrhunderts repräsentiert. Die grosse Gefahr des Jahrhunderts ist der Fascismus -- will sagen, die ~~universale~~ internationale Contrerevolution der herrschenden Klasse, die den sozialen Fortschritt, die sozialistische Demokratie um jeden Preis verhindern will und zu diesem Zweck die leicht verführbaren, leicht erregbaren Massen mit dem Gift rassistischen und nationalistischen Grössenwahns infiziert. Der militante, als Diktatur etablierte Marxismus mag sich -- wie der Fascismus -- terroristischer, das heisst: böser Methoden bedienen, bleibt aber doch ethisch in seinen Zielen, seinem grossen Versprechen, seiner Eschatologie. Heiligt der Zweck die Mittel? Der absolute Moralist wird diese Frage verneinen und also die Diktatur des Proletariats ablehnen müssen. Aber doch nicht so ebenso un-

bedingt wie die fascistische Diktatur, die nicht nur in ihren Mitteln, sondern auch ~~in ihrem Programm~~ in ihren Zwecken, in ihrem Programm, kurz, in ihrem tiefsten Wesen böse ist! Der Fascismus ist die Gefahr -- heute, wie ~~zu~~ zur Zeit von Hitlers ersten Triumphen. Der Fascismus ist böser als der Marxismus; er ist auch mächtiger und aktiver. Die Sowjetunion ist nicht aggressiv -- sei es aus Gesinnungsgründen, sei es, weil sie sich Aggressivität nicht leisten kann. Der Fascismus hat seine ruchlose Dynamik, sein unersättliches Expansionsbedürfnis bewiesen, und könnte es wieder tun. Nachdem der dynamisch-expansive Fascismus in Deutschland zur Macht gekommen war, musste jeder realistische Antifascist wissen, dass es nur noch eine Möglichkeit gab, den Frieden zu ~~organisieren und permanent zu machen~~ retten -- die Zusammenarbeit mit Russland. Wenn der demokratische Westen und der sozialistische Osten sich verständigten, hatte der Angreifer in der Mitte keine Chance mehr, Hitler war erledigt. Ein kluger Politiker wie der französische Aussenminister Louis Barthou wusste dies -- weshalb er auf die Allianz zwischen seinem Lande und der Sowjetunion hinarbeitete. Die Fascisten räumten ihn aus dem Wege...

Ich setze diese ~~politisch-weltanschaulichen~~ Bemerkungen hierher, um die Motive verständlich zu machen, die mich im Juli des Jahres 1934 dazu vermochten, eine Einladung nach Moskau anzunehmen. Ich wurde zur Teilnahme am Ersten Kongress der Sowjet-Schriftsteller aufgefordert, obwohl ich kein Kommunist war -- oder gerade deshalb: Die offizielle "Linie" war damals für die "Volksfront", den "front commun", und die Anwesenheit von "linksbürgerlichen" Elementen (zu denen man mich zählte) musste den Arrangeuren des Kongresses also willkommen sein.

Es war eine eindrucksvolle Veranstaltung, eine Demonstration grossen Stils, fast ein Volksfest -- dies pompös aufgezogene Gala-Treffen der Sowjet-Dichter und Sowjet-Kritiker. Nicht nur die Regie imponierte; sie wäre kaum so wirkungsvoll gewesen ohne den Glauben, die Begeisterung bei

den Rednern und Hörern. Offenbar, die Literatur war in diesem Lande eine Angelegenheit, für die nicht nur ein paar tausend Eingeweihte sich interessierten; die Massen nahmen Anteil an den Leistungen und Problemen der Schriftsteller. Die Fabrikarbeiter, Bauern, Soldaten und Matrosen, die auf jeder Sitzung in grosser Anzahl vertreten waren, zeigten sich ~~nicht nur~~ lernbegierig, ~~sondern auch durchaus artikuliert~~ übrigens und nicht ohne kritischen Scharfsinn. Sie mischten sich in die Diskussion, stellten Fragen, brachten Beschwerden vor. Warum gab es noch keinen Roman über die Metallindustrie? Woran lag es, dass nicht mehr Lustspiele geschrieben wurden, über die man wirklich lachen konnte? Eine Bäuerin bestellte sich vaterländische Balladen für ihre Kinder. Eine junge Trambahnschaffnerin wollte mehr über die Liebe lesen, "wie sie wirklich ist".

Der Schriftsteller in der Sowjetunion (will sagen: der offiziell akzeptierte, politisch einwandfreie Schriftsteller!) ist in viel stärkerem Grade "nationale Figur" als sein Kollege in irgendeinem westlichen Lande. Es war rührend und ermutigend, Zeuge der spontanen ~~Ovationen~~ Begeisterung zu sein, mit dem Maxim Gorki von den Massen begrüsst und gefeiert wurde. Kein Politiker, kein General, kein Athlet oder Mime -- niemand, ausser Väterchen Stalin selbst, war so populär wie der Mann, der "Nachtasyl" und "Die Mutter" geschrieben hatte. Er war ein Volksheld; seine Gegenwart bildete die grosse Attraktion, verlieh dem Kongress Glanz und Würde.

Nicht, als ob er der effektvollste Redner oder die imposanteste Erscheinung gewesen wäre! Der dänische Delegierte, zum Beispiel -- Martin Andersen-Nexö, Verfasser des beliebten Romans "Pelle, der Eroberer" -- sah viel dekorativer aus mit seiner hochstirnigen, vom Weisshaar schön gerahmten Goethe-Psysiogomie. (Oder war es eher Gerhart Hauptmann, dem er ähnlich sah?) Was rhetorische Brillianz betrifft, so konnte niemand mit den Franzosen Louis Aragon und André Malraux konkurrieren: sie donnerten mit dem Pathos eines Danton, scherzten mit dem Witz eines Voltaire, par-

lierten mit der Eleganz eines Anatole France -- während Gorki, Präsident des Kongresses, mit mühsam pfeifendem Fistelstimmchen patriarchalische Plattitüden von sich gab. Was der kosmopolitisch versierte, geistreich wendige -- auch etwas windige -- Ilya Ehrenburg zu sagen hatte, war viel gescheiter und amüsanter. Der nachdenkliche und noble Dichter Boris Pasternak, der vollblütige Erzähler Alexei Tostoi, der pedantische, aber hochintelligente und eifervoll bemühte Bucharin, selbst Karl Radek, dieser rotbärtige Intrigant und intellektuelle Jongleur -- sie alle trugen mehr zur Klärung literarischer und kulturpolitischer Fragen bei, waren in ihren Äusserungen substanzieller und origineller als der müde, schon todesnahe, in seiner Glorie erstarrte Ehrengreis. Indessen war er es -- Gorki --, dem die Menge zujubelte. Wenn er sich von seinem Präsidentensitz erhob, gab es rauschende Ovationen; er öffnete den Mund, und es ward stille im Saal. In andachtsvollem Schweigen lauschten die ~~Proleten und Spe-t~~ Poeten des Proletariats und die Poesie-beflissenen Proletarier auf das dünne Patriarchengezirp.

Ein solemner Empfang in Gorkis Haus bildete den Höhepunkt und Abschluss des Kongresses. Der Dichter, der die extreme Armut, das düsterste Elend gekannt und geschildert hatte, residierte in fürstlichem Luxus; die Damen seiner Familie empfingen uns in Pariser Toiletten; das Mahl an seinem Tisch war von asiatischer Üppigkeit. Vor dem Essen beantwortete der Hausherr Fragen, die von den ausländischen Delegierten an ihn gerichtet wurden. Wir hörten einiges über Stellung und Aufgabe des Schriftstellers im sozialistischen Staat -- Definitionen und Postulate von nicht eben verblüffender Originalität. ~~Die schwache, aber autoritative Patriarchenstimme offenbarte uns, dass Proust und Joyce "nihilistisch" und "dekadent" seien -- wozu die ausländischen Deligierten respektvoll nickten.~~ Dann gab es sehr viel Wodka und Kaviar. Genosse Molotow, Genosse Kaganowitsch und Genosse Marschall Woroschilow repräsentierten die Obrigkeit. Generalissimo Stalin,

dessen Erscheinen uns versprochen worden war, liess sich entschuldigen.

Ich blieb etwa vierzehn Tage im Hotel Metropol zu Moskau und sah so viel oder so wenig vom sowjetrussischen Leben, wie unsere Führer uns sehen liessen. Wir besuchten Theater, Sanatorien, Bildergallerien, den berühmten Moskauer "Kulturpark", ein paar Fabriken, Künstlerclubs, Warenhäuser, Zeitungsredaktionen und die Bureaus des Staatsverlags. Man versah uns reichlich mit Zigaretten, alkoholischen Getränken und Propagandamaterial. Das Essen war gut. Nach dem Dessert gab es [illegible] weltanschauliche Diskussionen. Am deutschsprechenden Tisch ging es besonders angeregt zu. Theodor Plievier, Gustav Regler, Andersen-Nexö vertraten das marxistisch-leninistisch-stalinistische Dogma in seiner reinsten und starrsten Form. Ernst Toller, in dessen revolutionären Pathos das emotionell-humanitäre Element bestimmend war, neigte zu Abweichungen, die von den Strenggläubigen als "kleinbürgerlich-sentimental" gegeisselt wurden. Der relativ tolerante Johannes R. Becher und der weltmännisch humorvolle Egon Erwin Kisch vermittelten zwischen den Orthodoxen und den "ideologisch Unzuverlässigen", zu denen auch ich gerechnet werden musste.

Vieles, was ich in Moskau und während eines kurzen Aufenthaltes in Leningrad zu sehen bekam, war geeignet, meinen Respekt vor dem Sowjet-Regime zu erhöhen; gleichzeitig fand ich aber auch meine Einwände bestätigt, meine Bedenken verstärkt. Was mich am meisten beunruhigte und abstiess, war nicht der Führer- und Heroenkult, nicht der aufdringliche Militarismus (sogar bei den Sitzungen des Literatur-Kongresses hatte es nicht an militärischen Paraden gefehlt!), nicht die naive nationalistische Selbstgefälligkeit: All diese störenden Züge und Tendenzen liessen sich als Kinderkrankheiten eines jungen Staatswesens, als [illegible] unvermeidliche Reaktionen gegen die Feindseligkeit der kapitalistischen Welt verstehen und, bis zum gewissen Grad, entschuldigen. Schwerer fiel es mir, mich mit ~~gewissen Prinzipien~~ abzufinden, die man nicht als ephemere "Übergangserscheinungen" beiseite

einer amtlich vorgeschriebenen Philosophie abzufinden, die meinem Gefühl nicht zusagt und meinen Verstand unbefriedigt lässt. ~~Der dialektische Materialismus liegt mir nicht.~~ Nicht, als ob ich die Marx'sche Lehre für falsch und feindlich hielte! Falsch und feindlich ist die frech eklektische, ruchlos konfuse, brutal nihilistische Pseudophilosophie des Fascismus. Aber die Marx'sche Lehre scheint mir einseitig, ungenügend. Eine Weltanschauung, der jede Ahnung vom Metaphysischen fehlt -- ein geistiges System, in dem es keinen Platz für die Kategorie des Transcendentalen gibt, bleibt mir Entscheidendes schuldig; ich werde sie nie als mein absolutes Credo akzeptieren können. Genau dies aber fordert der autoritäre und totalitäre kommunistische Staat vom Intellektuellen: dass er die Marx'sche Lehre mit all ihren Prämissen und Konsequenzen als absolut gültig und richtunggebend, als das allein-selig-machende Dogma, als Offenbarung und Evangelium anerkenne und befolge. Es genügt nicht, die Sozialisierung der Produktionsmittel als nützliche oder sogar notwendige Massname zu wünschen und zu propagieren; der Intellektuelle im kommunistischen Staat soll glauben, dass mit eben dieser nützlichen oder sogar notwendigen Massname das Problem des Menschen gelöst, die Tragik unseres irdischen Seins behoben sei. Die Kategorie des Tragischen ist dem orthodoxen Marxismus ebenso anstössig, ebenso verdächtig und verächtlich wie die Kategorie des Jenseitigen, die Sphäre des Geheimnisvollen. Die unleugbare Tatsache, dass der religiöse Impuls, die metaphysische Sehnsucht des Menschenherzen von der herrschenden Klasse Jahrhunderte lang zynisch missbraucht worden ist und noch heute zynisch ausgenutzt wird, bringt den orthodoxen Marxisten dazu, diesen Impuls, diese Sehnsucht schlechthin zu leugnen oder als contre-revolutionären Trick zu verdammen. Ist die Beschäftigung mit dem Mysterium notwendiger und unvermeidlicher Weise Sabotage am sozialen Fortschritt? Ich glaube nicht. Mir scheint, dass man den sozialen Fortschritt wollen und ihm tätig dienen kann, auch wenn einem alles Vergängliche nur als Gleichnis gilt und man unser diesseitiges Drama nur als Episode in einem

grösserem, unfassbar grossen, jenseitigen Zusammenhang begreift. Man kann, sollte ich meinen, für die Abschaffung oder Linderung der vermeidbaren menschlichen Leiden sein, und doch die Situation des Menschen im All und auf dieser Erde als essenziell tragisch, das menschliche Problem als wesentlich unlösbar, die Qual der individuellen Existenz als letztlich unheilbar empfinden. Ja, es sollte einem reifen und freien Geist möglich sein, Aberglaube und Obskurantismus zu bekämpfen, die Aufklärung zu fördern -- und sich doch das fromme Schaudern vorm Geheimnis zu bewahren. Die Liebe bleibt Geheimnis, auch im sozialistischen Staat; und was im Tod uns entfernt -- auch Marx und Lenin haben es nicht entschleiert. Die Schleier bleiben, die Rätsel sind immer da, das Phänomen des Lebens enthüllt uns nicht seinen Sinn, wir wissen nichts. Wir können die Landwirtschaft kollektivisieren und die Saboteure des Fortschritts einsperren und die klassenlose Gesellschaft anstreben; aber wir wissen nicht, warum wir hier sind, woher wir kommen und wohin wir gehen. Aber wir wissen nichts.

Hätte ich dergleichen auf dem Kongress der Sowjet-Schriftsteller zu Moskau vorgebracht -- es wäre zum peinlichsten Skandal gekommen. Es lag mir indessen fern, solcherart den Provokateur zu spielen und die Harmonie der festlichen Zusammenkunft zu gefährden. Wozu auch? Die strenggläubigen Kollegen, die dem Kongress vorstanden und die mich zur Teilnahme aufgefordert hatten, waren sich ja wohl im Klaren darüber, dass ich nicht zu ihrer Kirche gehörte. Trotzdem wollten sie mich dabeihaben -- und ich bereute es nicht, ihrer Einladung gefolgt zu sein. Der Besuch in Moskau war mir wichtig und aufschlussreich als Berührung mit einer fremden, aber nicht feindlichen Sphäre. Der Kulturbegriff des orthodoxen Marxismus war nicht der meine; aber er war dem meinen doch nicht so diametral entgegengesetzt wie die fascistische Barbarei. Im Kampf gegen den blutrünstig atavistischen Irrationalismus der Hitler und Rosenberg schien mir der militante Rationalismus, die "wissenschaftliche" Fortschrittsgläubigkeit der stalinisti-

schen Schriftsteller ein akzeptabler oder selbst unentbehrlicher Bundesgenosse.

Ich glaubte an die Möglichkeit und Wünschbarkeit einer Zusammenarbeit zwischen Osten und Westen, zwischen Demokratie und Sozialismus -- im Dienste, zum Schutz, zur Rettung des unteilbaren Friedens, der unteilbaren, von einem gemeinsamen Feinde bedrohten Zivilisation. Ich glaubte an die Möglichkeit und Wünschbarkeit der Einheitsfront aller progressiven, antifascistischen Intellektuellen.

***

Der erste Roman, den ich in der Verbannung schrieb -- "Flucht in den Norden" (1934) -- handelt von einem jungen Mädchen deutsch-bürgerlicher Herkunft, die den deutschen Fascismus hasst und im illegalen Kampf gegen Hitler mit dem Kommunismus in Berührung kommt. Sie muss die Heimat verlassen; der Zufall verschlägt sie nach Finnland, wo sie auf dem Landsitz einer gastfreundlichen Familie vorläufige Unterkunft findet. Hier entwickelt sich das Dilemma, die emotionelle Konflikt, die moralische Krise. Der junge Gutsherr, an den unsere Heldin ihr Herz verliert, ist reich begabt mit attraktiven Eigenschaften -- physiologisch sowohl, als auch geistig-charakterlich --; indessen fehlt es ihm in beklagenswertem Masse an politischem Ernst und sozialer Ethik. Er lebt für den Tag, in den Tag hinein, durchaus hingegeben an das sinnliche Glück, die Lust, die Melancholie des Augenblicks, der flüchtigen Sekunde. Die empfindsame Amazone aus Nazi-Deutschland vergisst sich in seinen Armen -- oder ist doch in Gefahr, ist doch versucht, sich und ihre Aufgabe zu vergessen. Ihre Aufgabe ist der Kampf gegen Hitler. Aber warum sollte sie kämpfen, da die Küsse des Geliebten ihr so lieblich sind? Warum sollte sie nach Paris, wo die Genossen sie erwarten, da doch jeder Tag in dieser nordischen Idylle, jede Stunde sie mit neuer Seligkeit beschenkt? Der klassische Konflikt zwischen Liebe und Pflicht -- hier wird er wieder einmal

erlebt, mit einer naiven Vehemenz, einem jugendlichen Einsatz des Gefühls, als wär's zum ersten Male. Ist aber alles schon dagewesen; meine Heldin, das knäbische Mädchen Johanna, steht vor dem gleichen Zwiespalt, mit dem schon mancher Patriot und mancher Revolutionär, mancher Soldat und mancher Priester fertig zu werden hatte. Auch Johanna wird schliesslich fertig mit ihrem klassisch ausprobierten und doch immer wieder verwirrenden Problem: Sie entscheidet sich -- für die Pflicht natürlich. Vorher gibt es noch eine ausgedehnte Lustpartie mit dem asozialen, aber sonst charmanten Buhlen -- eine Autofahrt bis zur Nordspitze von Finnland, also gleichsam bis zum Ende der Welt. In schon beinah polarer Zone trennt das Mädchen Johanna sich endlich von ihrem Ragnar, um dem Ruf der Pflicht nach Paris zu folgen -- ohne grossen Enthusiasmus, wie sich denken lässt, aber doch mit tapferer Entschlossenheit.

Dorthin begleiten wir sie nicht mehr, sondern lassen sie die graue Strasse der Tugend alleine wandeln, nachdem wir doch ihren weniger sittsamen Pfaden mit solch indiskreter Anteilnahme gefolgt. So sind die Geschichtenerfinder: Delektieren sich erst an der moralischen Bedrängnis und sinnlichen Schwäche ihrer Geschöpfe -- um die armen, erfundenen Charaktere schnöde im Stich zu lassen, sowie die problematisch-sündige Eskapade vorüber ist und der Ernst des Lebens beginnt. Die brave Antifascistin Johanna, die in einem muffigen Pariser Hotelzimmer mit den Genossen hungert und konspiriert, ist nicht mehr interessant. Aber die innerlich gespaltene, zerrissene, aufgewühlte Johanna -- die wollüstige Amazone und kämpferische Buhlerin, die Liebende mit dem schlechten Gewissen, das Heldenmädchen mit dem Penchant für rauschhaft exzessive Sexualität -- ; die gefiel mir, war mir ein Gegenstand psychologischer Neugier und poetisch-menschlicher Sympathie.

Ich schrieb den Roman "Flucht in den Norden" mit grosser Leichtigkeit;

alle Figuren und Situationen schienen fertig und bereit in mir: ich brauchte sie nur auf das Papier zu bringen. Die verwunschenen Szenerien, durch die ich mein Liebespaar reisen liess -- diese stillen, weiten See- und Waldlandschaften des hohen Nordens waren mir wohl bekannt: 1932, kurz nach Rickis Tod, hatte ich mit Erika zusammen die Autofahrt von Helsingfors nach Petsamo gemacht. Ich schilderte die grossen Panoramen, die mich damals bezaubert hatten; ich beschrieb Menschen, die mir in Finnland begegnet, Stimmungen und Stimmen, Gesichte und Akzente, die in meinem Gedächtnis lebendig geglieben waren. Dem Mädchen Johanna gab ich, indiskret-verspielter Weise, die Züge und Gebärden unserer schweizer Freundin K., der lieben und schönen Annemarie. Die Züricher Patriziertochter, die sich aus freien Stücken den deutschen Exilierten angeschlossen hatte (sie war sogar mit mir nach Moskau ~~gefahren~~ gekommen -- eine wahrhaft kühne Geste, für ein Mädchen von solcher Herkunft!) wusste vielleicht aus eigener Erfahrung manches über den Konflikt, den ihre fiktive Doppelgängerin in meinem nordischen Liebesmärchen zu bestehen hat...

"Flucht in den Norden", sagte ich, schrieb sich leicht, fast von selber, wie unter Diktat. Ich könnte K. hinzufügen, dass mir damals, während dieser ersten Phase des Exils, die Arbeit überhaupt besonders flink von der Hand ging. Ich schrieb mit Gusto; ich schrieb schnell und viel -- jedes Jahr ein Buch, wozu noch redaktionelle Pflichten, Vorträge, ~~und journalistische~~ Texte für die "Pfeffermühle" und Artikel mancherlei andere Nebenarbeiten kamen.

Der zweite Roman, den der Querido-Verlag von mir publizieren konnte, heisst "Symphonie Pathétique" (1935); sein Held ist der russische Komponist Peter Iljitsch Tschaikowsky.

Ich wählte mir diesen Helden, weil ich ihn liebe und weil ich ihn kenne: ich weiss alles von ihm. Ich liebe auch seine Musik, sie spricht mich an, oft ist sie mir so recht aus der Seele gesprochen. Ist es "grosse" Musik? Ich weiss nur, dass sie mir gefällt. Freilich weiss ich auch, dass der

Komponist der gar zu gefälligen "Nusskracker"-Suite und des gar zu effekt=vollen Tongemäldes "1812" kein Beethoven ist, kein Bach. Aber welcher Er=zähler würde sich an diese Titanen wagen? Ich hätte den Mut nicht. Vor Peter Iljitsch indessen war mir gar nicht bang. Gerade die Fragwürdigkeit seines Genies, die Gebrochenheit seines Charakters, gerade die Schwächen des Künst=lers und des Menschen machten ihn mir vertraut, verständlich, liebenswert.

Seine neurotische Unrast, seine Komplexe und seine Ekstasen, seine Ängste und seine Aufschwünge, die fast unerträgliche Einsamkeit, in der er leben musste, der Schmerz, der immer wieder in Melodie, in Schönheit verwandelt sein wollte -- ich konnte es alles beschreiben, nichts davon war mir fremd. Auch wenn es keine Dokumente über die Umstände seines Lebens und die Eigen=schaften seiner Person gegeben hätte -- die schöne Klage seiner Adagios, die gehetzten Rhythmen seiner Allegros sagten genug: Sache des Erzählers war es nur, diese melodische Konfession zu artikulieren, die sanghafte Beichte in Worte zu fassen.

Wie hätte ich nicht alles von ihm wissen sollen? Die besondere Form der Liebe, die sein Schicksal war -- ich kannte sie doch, war nur zu bewandert in den Inspirationen und Erniedrigungen, den langen Qualen und flüchtig kurzen Seligkeiten, welche dieser Eros mit sich bringt. Man huldigt nicht diesem Eros, ohne zum Fremden zu werden in unserer Gesellschaft, wie sie nun einmal ist; man verschreibt sich nicht dieser Liebe, ohne eine tödliche Wunde davonzutragen. "Wer die Schönheit angeschaut mit Augen -- Ist dem Tode schon anheimgegeben..." Platen wusste es; und Hermann Bang, der adelige Däne, mit dem ich auf ebenso vertrautem Fusse stand wie mit Peter Iljitsch Tschaikowsky -- der wusste es auch, dass er ein "Vaterlandsloser" war auf dieser Erde.

Ein "Vaterlandsloser" -- mein grosser, rührender Freund Peter Iljitsch war es in mehr als einem Sinn. Nicht nur sein Eros isolierte ihn, machte ihn zum Aussenseiter, fast zum Paria; auch die Art seines Talents, sein

künstlerischer Stil war zu gemischt, zu schillernd, zu kosmopolitisch, um irgendwo ganz goutiert zu werden. In Russland galt er als "westlich": die Kritiker vermissten in Tschaikowskys mondäner Melancholie die barbarische Vitalität ~~und asiatische Wildheit~~ eines Mussorgsky; die Deutschen warfen ihm "asiatische Wildheit" vor -- wozu noch, nach Ansicht der Leipziger und Berliner Kenner, ein störender französischer Einfluss kam. In Paris hingegen fand man ihn zu "germanisch": ein Nachahmer Beethovens -- viel weniger "typiquement russe" als der beliebte Rimsky-Korsakow.

Er war ein Emigrant, ein Exilierter -- nicht aus politischen Gründen, sondern weil er sich nirgends zuhause fühlte, nirgends zuhause war. Er ~~hatte nie zur Ruhe~~ litt überall. ~~er litt immer~~. Schliesslich kam der Ruhm -- diese ironische, meist verspätete Kompensation für ein Martyrium, für das es keine Bezahlung gibt und keinen Trost.

Es gibt keinen Trost. Der trostlose, berühmte Peter Iljitsch wird seinen trostlosen, verstohlenen Tod sterben; er begeht Selbstmord, mit listiger Diskretion, als Dreiundfünfzigjähriger. "Kurzes Wallen -- wen macht es müd? Mir zu lang schon: Der Schmerz macht müd..." So heisst es bei Stefan George: auch einer, der um die Heimsuchungen des Eros wusste.

Tschaikowskys Lebenswerk, besonders aber sein letztes Opus, ist nur das Vorspiel zu diesem einsamen Tod. Deshalb liebe ich seine Musik. Deshalb schrieb ich meinen Roman "Symphonie Pathétique".

Warum schrieb ich meinen Roman "Mephisto"? Das dritte Buch, das ich im Exil -- 1936 -- veröffentlichte, handelt von einer unsympathischen Figur. Der Schauspieler, den ich hier präsentiere, hat zwar Talent, sonst aber nicht viel, was für ihn spräche. Besonders fehlt es ihm an den sittlichen Eigenschaften, die man meist unter dem Begriff "Charakter" zusammenfasst. Statt des "Charakters" gibt es bei diesem Hendrik Höfgen nur Ehrgeiz, Eitelkeit, Ruhmsucht, Wirkungstrieb. Er ist kein Mensch -- nur ein Komödiant.

War es der Mühe wert, über eine Figur von so geringem geistigen Gewicht, so reduziertem moralischen Bewusstsein einen Roman zu schreiben? Ja; denn der Komödiant wird zum Exponenten, zum Symbol eines durchaus komödiantischen, zutiefst unwahren, unwirklichen Regimes. Der Mime triumphiert im Staat der professionellen Lügner und Versteller. "Mephisto" ist der Roman einer Karriere -- im Dritten Reich.

"Vielleicht wollte er (der Autor) dem Schauerstück blutiger Dilettanten das Porträt des echten Komödianten gegenüberstellen," wie Hermann Kesten in einer gescheiten Rezension meines Buches ("Das Neue Tage-Buch", 1937) mit Recht vermutete. Er führt fort: "Ihm gelingt mehr, er zeichnet den Typus des Mitläufers, einen aus der Million von kleinsten Mitschuldigen, die nicht die grossen Verbrechen begehen, aber vom Brot der Mörder essen; nicht Schuldige sind, aber schuldig werden; nicht töten, aber zum Todschlag schweigen; über ihre Verdienste hinaus verdienen wollen, und die Füsse der Mächtigen lecken, auch wenn diese Füsse im Blute der Unschuldigen waten. Diese Million von kleinen Mitschuldigen haben 'Blut geleckt'. Darum bilden diese die Stütze der Machthaber."

Genau dieser Typus war es, den ich zeichnen wollte -- ich hätte meine Intention selber nicht besser zu formulieren vermocht. "Mephisto" ist kein "Schlüsselroman", wie man ihn wohl genannt hat. Der ruchlos brilliante, zynisch rücksichtslose Karrieremacher, der im Mittelpunkt meiner Satire steht, mag gewisse Züge von einem gewissen Schauspieler haben, den es wirklic gegeben hat und, wie man mir versichert, wirklich immer noch gibt. Ist der Staatsrat und Intendant Hendrik Höfgen, dessen Roman ich schrieb, ein Porträt des Staatsrats und Intendanten Gustaf Gründgens, mit dem ich als junger Mensch gut bekannt war? Doch nicht ganz. Höfgen unterscheidet sich in mancher Hinsicht von meinem früheren Schwager. Aber angenommen sogar, dass die Romanfigur dem Original ähnlicher wäre, als sie es tatsächlich ist -- Gründgens könnte darum immer noch nicht als der "Held" des Buches bezeichnet werden.

Es geht in diesem zeitkritischen Versuch überhaupt nicht um den Einzelfall, sondern um den Typ. Das individuelle Problem Gründgens interessierte mich nicht. Aber das Problem des "kultivierten" Mitläufers, des talentvollen Opportunisten, der gesinnungslosen Begabung -- das schien mir denn doch des Interesses wert! ~~Es reizte mich, dieses Problem, dieses Phänomen, diesen moralischen Skandal erzählerisch darzustellen.~~ Als Exempel hätte mir genau so gut ein anderer dienen können -- der beliebte Dirigent Staatsrat Furtwängler, zum Beispiel, oder der nicht minder angesehene Komponist Richard Strauss. Meine Wahl fiel auf Gründgens -- nicht, weil ich ihn für besonders schlimm gehalten hätte (er war vielleicht sogar eher ein bisschen besser als manch anderer Würdenträger des Dritten Reiches), sondern (einfach,) weil ich ihn zufällig besonders genau kannte. Gerade in Anbetracht unserer früheren Vertrautheit erschien mir seine Wandlung, sein Abfall so phantastisch -- kurios, unglaubhaft, fabelhaft genug, um einen Roman drüber zu schreiben.

Wie, man hatte mit so einem gelebt, gearbeitet, diskutiert, gespielt, gezecht, Pläne gemacht, gute Freundschaft gehalten -- und nun sass er am Tische des monströsen Reichsmarschalls? Und nun zechte, spielte, diskutierte, lebte er mit den Mördern? Nicht genug damit, dass er atmen konnte in der verpesteten Luft, dass er es aushielt in jener Sphäre, die uns unbetretbar geworden war -- er feierte Triumphe dort, scheffelte deutsche Reichsmark, liess sich von den Tyrannen mit Mercedeswagen, Ehrenämtern und antiken Schlössern beschenken! Man hatte mit ihm gelacht und sich an hübschen Dingen gefreut und auf hässliche Dinge geschimpft; jetzt aber liess er sich von Hitler auf die Schulter klopfen, dienerte vor Göbbels, verschenkte "aasiges" Lächeln und Juwelenblick an Streicher, Himmler, Frank und Rosenberg. Es war entschieden unheimlich, sich dies vorzustellen.

Unheimlich -- ja, so wurde einem zumute, wenn man an die Heimat dachte. Der Gedanke kam in der Nacht zu uns, wie er zu dem Emigranten Heinrich Heine gekommen war -- und, wie ihn, brachte er auch uns wohl manchmal um den Schlaf.

Er war beladen mit Schmerz und Bangigkeit -- der Nachtgedanke. Er mahnte uns an die Greuel, die im entfremdeten Vaterland täglich Ereignis wurden, und an die anderen, die noch kommen sollten. Diese würden die schlimmeren sein. Elend und Zerstörung von ungekanntem Ausmass standen bevor -- wir wussten es und konnten nicht umhin, uns darüber Gedanken zu machen in der schlaflosen Nacht. Tagsüber versuchten wir wohl, der Welt etwas mitzuteilen von unseren Ahnungen, unserem Wissen. Aber niemand hörte uns zu. Wir waren nur Emigranten.

***

Die Emigration war nicht gut. Habe ich in diesem Kapitel den Eindruck erweckt, als hätten wir es im Exil doch alles in allem ganz traulich und animiert gehabt? Das ist nicht die Wahrheit, oder doch nicht die ganze. Ganz abgesehen von den Tausenden, die in der Fremde hungerten, oft verhungerten -- sogar bei den materiell relativ Gesicherten blieben die lebenstechnischen Probleme von quälender Kompliziertheit, wozu der psychologische Druck, die seelische Spannung kam. Da war die Angst -- die hilflose, vezweifelte Angst vor einem Verhängnis, das man immer unabwendbarer, immer unentrinnbarer werden sah; und da war der Ekel.

Wie man sich ekelte! Der Anblick einer deutschen Zeitung verursachte Brechreiz. Die Bilder vom Nürnberger Parteitag; ein deutscher Film, den man masochistischer Weise über sich ergehen liess -- "Ohm Krüger" oder "Jud Süss" --; ein paar Seiten Tiefenschmus von Rosenberg oder einem seiner Adepten; die im feinsten Oxford-Englisch vorgetragene Rede eines "appeasement"-freudigen Abgeordneten im Londoner "House of Commons --: so viel konnte man gar nicht essen, wie man da gern gekotzt hätte (um den seligen Max Liebermann zu zitieren). Das Schauspiel der deutschen Verwilderung und des europäischen Verfalls war nicht nur beängstigend, sondern auch degoutant.

Je suis dégoûté de tout... Mein Freund René Crevel schrieb diese furchtbaren Worte auf ein Stück Papier, ehe er den Gashahn aufdrehte und,

um ganz sicher zu gehen, auch noch eine kräftige Dosis Phanodorm schluckte. Das geschah im Sommer des Jahres 1935 -- etwas über drei Jahre, nachdem mein anderer Herzbruder und liebster Kumpan Selbstmord begangen hatte.

Muss mich's ewig mahnen! Es mahnt mich ewig. Ich vergesse viel; aber die Augenblicke, die mich vom Tode eines meiner Lieben unterrichteten -- die bleiben mir gegenwärtig. Jedes Mal stirbt ein Stück von mir mit; jedes Mal fühle ich mich selbst um einen Grad bereiter werden. Nach so vielen Abschieden wird der eigene leicht. Möge ich gehen dürfen, ehe alle teuren Gesichter mir hier entschwunden sind! Ich liesse gern den einen oder anderen zurück, der vielleicht mein gedüchte.

Ich denke an René. Ich gedenke seiner. Ihm zum Gedüchtnis schreibe ich diese Zeilen.

Er war reinen Herzens. Seine Augen waren sehr schön -- weit geöffnet, von seltsam gemischter Farbe. Er sprach sehr geschwind, mit einem kindlich weichen, etwas zu dicken, ungeschickten Mund. Er glaubte, seine Eltern zu hassen, besonders seine ehrbare und korrekte Mama. Er war nicht korrekt. Er hasste das Dumme und das Schlechte. Er beklagte sich über das Niederträchtige, obwohl er wissen musste, dass es das Mächtige ist -- "was man dir auch sage". Das Mächtige imponierte ihm nicht. Er war ein Rebell.

Der Rebell fand einen Meister: André Breton, Häuptling der Surrealisten-Clique. Der Surrealismus machte den stolzen und empfindsamen Rebellen nicht glücklich; die konfuse Lehre des Meisters Breton konnte ihn auf die Dauer nicht befriedigen. Während seiner letzten Jahre stand mein Freund den Kommunisten ungefähr ebenso nahe wie den Surrealisten -- oder vielmehr, er stand zwischen diesen beiden Lagern, die einander aufs erbittertste befehdeten. Einige von Bretons Anhängern und Renés Freunden -- vor allem Louis Aragon und Paul Eluard -- waren schon zu den Stalinisten übergelaufen. René, der loyale, zögerte noch. Immerhin war er 1935 so weit, dass er kommunistisch-geleiteten Organisationen seinen Namen und seine Arbeits-

kraft zur Verfügung stellte.

Der Schriftsteller-Kongress "Gegen Krieg und Fascismus", der im Sommer dieses Jahres in Paris tagte, war ein unzweideutig Partei-inspiriertes Unternehmen, obwohl zu den Teilnehmern auch Liberale wie Aldous Huxley gehörten. René war nicht nur als Redner vorgesehen, sondern sass auch im vorbereitenden Comité, zusammen mit André Malraux, André Gide und anderen, die damals als SHulen des französischen Kommunismus galten. Nicht so André Breton, der gegen die demonstrierenden Schriftsteller, wenn auch nicht gerade für Krieg und Fascismus war. Aber so pazifistisch war er doch wieder nicht, dass er etwa einer guten Rauferei ausgewichen wäre! Es kam zu einem dramatischen Zusammenstoss zwischen dem Surrealisten-HHuptling und einem Vertreter des Kreml, Genosse Ilya Ehrenburg -- wobei beide Teile blutige Nasen davontrugen; ganz Paris lachte über die Farce. Aber René-Vaqualame lachte nicht. Vaqualame, der reine Tor und militante Parsival, nahm die Komödie ernst. Er nahm alles ernst -- die Poesie und die Revolution, den Surrealismus und den Stalinismus, Breton und Ehrehburg. Er wollte weder die Revolution noch die Poesie verraten.

Beging mein Freund Selbstmord, weil André Breton und Ilya Ehrenburg sich prügelten? Er beging Selbstmord, weil er krank war. Er beging Selbstmord, weil er sich vor dem Wahnsinn fürchtete. Er beging Selbstmord, weil er die Welt für wahnsinnig hielt. Warum begeht man Selbstmord? Weil man die nächste halbe Stunde, die nächsten fünf Minuten nicht mehr erleben kann will, nicht mehr erleben kann. Plötzlich ist man am toten Punkt, am Todespunkt. Die Grenze ist erreicht -- kein Schritt weiter! Wo ist der Gashahn? Her mit dem Phanodorm! Schmeckt es bitter? Was tut's? Das Leben hat nicht eben süss geschmeckt. Je suis dégoûté de tout...

Als wär's gestern gewesen, und ich kann's nicht vergessen...

Ich fuhr mit Leonhard Frank nach Paris -- wahrscheinlich von Zürich --, um an dem Kongress der antifascistischen Literaten teilzunehmen. Es war

eine heisse Nacht; Landshoff, der aus Amsterdam gekommen war, erwartete uns an der Bahn -- da war René schon tot. Landshoff wusste, dass René tot war, sagte es mir aber nicht; vielleicht sah ich etwas müde aus nach der Reise, und er wollte mir den Schock bis zum Morgen ersparen.

Ich stieg in einem "Palace" an den Champs Elysées ab -- dem Luxus-freudigen Leonhard Frank zu Gefallen; mir sind die kleinen Hotels des linken Ufers viel lieber und vertrauter. Ehe wir uns in der Halle verabschiedeten, sagte Landshoff zu mir: "Geh morgen früh nicht aus, ehe du von mir gehört hast!"

Ich schlief nicht gut in dem engen, erstickend heissen Zimmer, dass man mir irgendwo unter dem Dach zugewiesen hatte. Am Morgen, als ich im Glutstübchen mit Leonhard Frank beim Frühstück sass, läutete das Telephon. Es war einer der Veranstalter des antifascistischen Kongresses -- Johannes R. Becher, ein guter Kamerad. Wir unterhielten uns über das Programm der kommenden Sitzungen, über die Rede, die ich halten sollte. Schliesslich sagte Becher: "Diese Geschichte mit dem armen René Crevel -- scheusslich, nicht wahr?"

So erfuhr ich es.

Ich muss wohl (ziemlich) blass geworden sein. "Irgendwas los?" erkundigte sich Leonhard Frank mit seiner tief schwingenden Cello-Stimme. Sein eisblauer Blick verlangte eine Antwort. Ich erzählte ihm. Er lauschte, wobei sein Lächeln zerstreut und fremd, aber auch voll Wohlwollen und Wissen war.

("Ist leicht zu verstehen," sollte er mir, viele Jahre später, zu ähnlichem Anlass schreiben. "Aber ich kann dazu nur sagen -- das Leben ist nicht wert, es sich zu nehmen.")

Am gleichen Tage begannen die Sitzungen des Kongresses. Mein Onkel Heinrich sprach gegen Krieg und Fascismus. Mein grosser Freund André Gide sprach gegen Krieg und Fascismus. Der gescheite Huxley, der sympathische E. M. Forster, der wirkungsvolle André Malraux -- sie sprachen alle gegen

Krieg und Fascismus. Und René war tot.

Zwischen den Darbietungen redete ich mit Mopsa Sternheim -- sie war seine Freundin gewesen, sie war meine Freundin: es tat mir gut, sie zu sehen. Wir weinten zusammen; weinend versäumten wir die Rede des Genossen Cachin. ~~Er sprach~~ gegen Krieg und Fascismus.

"Er war der Beste," sagte Mopsa immer wieder. "Er war der Beste von allen." Kummer und Hitze wirkten zusammen, die Tusche auf ihren Augenwimpern zum Zerfliessen zu bringen. Das schwarze Zeug rann ihr in kleinen Bächen über die Wangen. Es war, als ob sie schwarze Tränen weinte um den lieben Freund.

"Er war der Beste," wiederholte sie hartnäckig. "Und lohnt es sich noch zu kämpfen, wenn die Besten gehen? Und lohnt es sich noch?"

"So lange wir da sind...," sagte ich. "So lange er da war, hat er sich doch auch sehr brav gehalten."

Jemand winkte mir von der Türe zum Versammlungssaal. Ich war an der Reihe; man erwartete mich auf der Rednertribüne.

Ich wischte Mops die schwarzen Tränen vom Gesicht. Ich küsste sie. Dann folgte ich dem Herrn mit der roten Armbinde zum Podium.

Ich sprach gegen Krieg und Fascismus.

Zehntes Kapitel

DER VULKAN
(1936-1939)

Wir sprechen gegen Krieg und Fascismus. Aber Europa, in seiner Angst vor der eingebildeten Gefahr des Kommunismus, schloss die Augen vor der wirklichen Drohung. Aus blinder, dummer, abergläubischer Angst vor dem sozialen Fortschritt akzeptierte Europa den krassen sozialen Rückschritt -- nämlich den Fascismus: und damit den Krieg.

Hatte Amerika es besser? Das Land des "New Deal" schien noch frei von der tödlichen Seuche, die unseren Kontinent, den alten, heimsuchte und beschmutzte. Keine ~~alten~~ vorfallenen Schlösser und keine Basalte! Keine Hitlers und keine Mussolinis, auch keine Hindenburgs und Pétains! Eine noch gesunde, noch wachsame öffentliche Meinung sorgte in den Vereinigten Staaten dafür, dass die politischen Abenteurer nicht in den Himmel wuchsen. ~~Wo ein potentieller Tyrann, ein "would-be dictator" und frecher Demagoge sich gar zu mausig machte, wurde er auf demokratischem Wege abgeschrift oder, wenn es gar nicht anders ging, durch eine Revolverkugel erledigt.~~ Der Mann aber, der regierte, hiess F. D. Roosevelt.

Erika und ich beschlossen, im Lande Roosevelts unser Glück zu versuchen.

Nicht, als ob damals -- im Herbst des Jahres 1936 -- der Aufenthalt in Europa für Menschen unserer Art schon völlig unmöglich gewesen wäre! "Die Pfeffermühle" spielte noch vor vollen Hüusern in Holland, Belgien, Luxemburg, der Tschechoslowakei; meine Bücher konnten noch erscheinen, für meine journalistische Arbeit gab es noch Abnehmer in Paris, Prag, Amsterdam, Zürich, Basel und einigen anderen Städten. Aber man bewegte

sich auf vulkanisch unsicherem Boden. Je mehr Macht und Prestige das Dritte Reich gewann, desto prekärer wurde die Position der deutschen Antifascisten -- im Lande selbst und druussen, im Exil. Überall liess man uns spüren, dass wir nur eben geduldet waren. Wie lange noch? Das hing von Umständen ab, die sich kaum voraussehen und gewiss nicht beeinflussen liessen. Sollte man wieder warten bis zum letzten Augenblick? Morgen wurden wir vielleicht nach Deutschland ausgeliefert oder die Nazis fielen in unser Gastland ein. Dann wäre es zu spät. Lieber unternahm man rechtzeitig eine Erkundungsfahrt nach dem Erdteil, wo die Demokratie noch stark war und Vertrauen zu sich selber hatte.

Meine Absicht war, mich "drüben" mit Vorträgen und Artikeln einzuführen; einige meiner Bücher waren ja schon in den U.S. erschienen -- zuletzt mein kleiner Liebes- und Emigrantenroman Journey into Freedom ("Flucht in den Norden") --; ich kam also nicht als völlig Unbekannter. Erika hatte vor, ihr zeitkritisch-lyrisches Cabaret-Programm in New York zu präsentieren. Sowie die nötigen Vorbereitungen getroffen waren, sollte "die Truppe" nachkommen -- Therese Giehse, Magnus Henning, Sibylle Schloss, die Charaktertänzerin Lotte Goslar, deren witzig-bizarre Bewegungs- und Ausdrucksstudien in letzter Zeit zu einer der Hauptattraktionen der "Pfeffermühle" geworden waren. Zunächst aber reisten Erika und ich allein. Wir schifften uns Mitte September ein -- auf einem holländischen Dampfer, nicht auf einem deutschen, wie damals, vor neun Jahren.

Neun Jahre... Ja, so lange oder etwas länger war es her, seit wir zuletzt den Ozean überquert hatten -- zwei neugierige, verwegene Kinder auf ihrer grossen Ferien- und Entdeckungsreise "rundherum". Wir waren älter geworden in diesen neun Jahren -- noch nicht alt, aber doch wohl etwas reifer und erfahrener, auch etwas skeptischer, nicht mehr ganz so enthusiastisch und zuversichtlich. Aber einen Teil unseres Elans und unseres Optimismus hatten wir uns bewahrt. Es waren neun anstrengende Jahre ge-

wesen -- neun Jahre voll bitterernsten, manchmal traurig-schlimmen Geschehens. Aber wir fühlten uns weder müde noch bitter. Wir hatten Hoffnung. Auch lachen konnten wir noch.

Lachend im vertrauten Gespräch sassen wir uns am kleinen Tisch im prunkvoll weiten, zuweilen lüstig schwankenden Speisesaal gegenüber -- wie damals, vor neun Jahren. Wie damals, lagen wir nebeneinander auf den Deckstühlen und schauten aufs Meer -- zusammen; und schwiegen und sprachen zusammen, und stellten uns zusammen die Zukunft vor -- unsere gemeinsame Zukunft im Land Amerika... Was erwartete uns dort drüben? War es die neue Heimat, der wir entgegenfuhren, oder nur eine neue Station und flüchtige Episode? Aber was immer uns auch beschieden sein mochte auf der anderen Seite des grossen Wassers -- das grosse Wasser war schön: schön in seiner besonnten Bläue, im Perlmutterglanz der Dämmerung, in majestätisch wogender Dunkelheit; schön in der Stille, schön im Aufruhr, im Lächeln und im Zorn. Das grosse Meer war schön, wie damals vor neun Jahren -- oder vor neunzig tausend. Das grosse Meer war schön, wie immer, und wir waren zusammen. Bruder und Schwester -- zusammen: wie damals, wie immer -- schauten auf das ewig grosse, ewig schöne Meer.

Es hatte sich nichts geändert.

***

Auch New York hatte sich nicht geändert -- oder doch nur bis zu dem Grade, in dem Steigerung der eigenen Art, des eigenen Stils und Rhythmus eben Veränderung, Verwandlung mit sich bringt. Wenn das New York von 1927 mich bezaubert hatte -- wie hinreissend musste ich erst das New York von 1936 finden! Die enorme Siedlung, die Hyper-Metropolis und Stadt-der-Städte war jetzt unvergleichlich intensiver und bewusster sie selbst geworden; "die Idee New York" (um mich platonisch auszudrücken) hatte sich nun weitgehend erfüllt und in dynamische Realität umgesetzt.

Ein neues Gebäude, Rockefeller Center, war das massive Symbol dieser

neuen, selbstbewussten Identität. Während man in Europa auf Zerstörung sann, war hier, im Herzen von Manhattan, eine Kolossalstruktur von kühner Grossartigkeit entstanden -- zugleich anmutig und monumental, nüchtern und phantastisch: die grösste architektonische Tat des Zwanzigsten Jahrhunderts. Die titanische Komposition aus Stein, Beton, Glas und Stahl repräsentiert New York, drückt sein Wesen aus, verkündigt seinen Stolz, so wie die Kathedrale das Wesen der mittelalterlichen Stadtgemeinschaft in festlicher Magnifizenz darstellt und späteren Geschlechtern überliefert.

Das New York der Zwanziger Jahre war ein erregendes Versprechen, eine noch ungeformte oder nur halb-geformte Masse, trächtig mit widerspruchsvollen Möglichkeiten. Das New York, das ich nun zum zweiten Male kennenlernte und in das ich mich zum zweiten Mal verliebte, war ein fertiger, kompletter Organismus -- nicht mehr chaotisch, nicht mehr unartikuliert. Es wusste um seine eigene Grösse, seinen Reiz, seine Macht. Es hatte ein Gesicht. Es hatte eine Stimme.

Zur Zeit der "prohibition" waren die literarischen Repräsentanten der Nation nach Europa ausgewandert -- die besten amerikanischen Schriftsteller jener Epoche gehörten zu den "expatriates" -- oder sie versteckten sich in den "speakeasies" von Greenwich Village. Die "speakeasies" -- das waren Orte, wo mit gedämpfter Stimme geredet wurde, Flüster-Clubs, geheime Konventikel. Übrigens wäre der Literaten-Jargon den amerikanischen Massen unverständlich geblieben, selbst wenn er sich aus den leisen Lokalen auf die lärmende Strasse gewagt hätte. Die geistige Elite der Nachkriegszeit -- "the lost generation", wie diese Autoren sich selber zu nennen pflegten -- war mit Problemen beschäftigt, die dem "Mann von der Strasse", dem robusten Durchschnittsamerikaner müssig und irreal scheinen mussten. Während im Lande eine "prosperity" ohnegleichen herrschte und das Volk sich seines Wohlstandes mit naivem Enthusiasmus freute, war

in den Büchern der "verlorenen Generation" vornehmlich von "disillusionment" die Rede. Und wie dunkel sie sich ausdrückten -- diese esoterischen Barden der Glaubenslosigkeit und Verbitterung! Da sassen sie in ihren Pariser Cafés oder in den New Yorker Flüsterstätten -- T. S. Eliot, E.E. Cummings, Gertrude Stein, Ezra Pound, Henry Miller oder wie sie sonst noch heissen mochten -- und produzierten Verse, die vom amerikanischen Publikum als "ungereimt" (in jedem Sinn des Wortes) empfunden wurden.

Eine Stimme? Das Amerika der Nachkriegs-Ära hatte sie noch nicht. Während die Poeten in Zungen sprachen, die das Volk nicht verstand, taten die Lieblinge des Volkes sich durch konsequente Schweigsamkeit hervor. Boxer und Fussballspieler bedürfen des Wortes nicht: ihre Eloquenz liegt in der trainierten Faust, in den stählernen Muskeln. Die Girls der Revue und Music Hall -- diese disziplinierten Grazien, von denen jede Einzelne ihre Individualität aufgegeben zu haben scheint, um mit den anderen als kollektiver Tanzautomat zu funktionieren -- werfen die Beine in wortloser Präzision. Und die Schauspieler jener Zeit schwiegen wie die Athleten, wie die Tänzerinnen. Die huschende Pantomime des stummen Films war der gültige Ausdruck der noch nicht artikulierten amerikanischen Seele. Der expressive Schatten des tragikomischen Chaplin, der taciturne Adel des herrlichen Valentino, die verwegenen, aber lautlosen Possen eines Buster Keaton und Harold Lloyd, der beredte Blick, das unsagbare Lächeln einer Lillian Gish, einer Mary Pickford -- dies waren die Bilder, in denen die junge Nation das eigene Abenteuer, den eigenen Traum, das eigene noch unausgesprochene, noch unaussprechliche Wesen mit kindlich amüsierter Dankbarkeit wiedererkannte.

Dann kam das Ende der "prohibition", das Ende der "prosperity", das Ende des stummen Films. Die Stars begannen zu reden, wie verzauberte Geschöpfe, denen ein gütiger -- oder grausamer? -- Gegenzauber plötzlich

die Stimme zurückgibt. Die literarischen "expatriates" kehrten heim, um ihr Pariser Vokabular zu vergessen und sich ein amerikanisches anzueignen. Die "speakeasies" schlossen ihre Pforten. Amerika wurde gesprächig. Die grosse Diskussion, die nun einsetzte, hatte ihr natürliches Zentrum in der grössten, geistig angeregtesten Stadt des Landes -- in New York.

In den fetten Jahren der "prosperity" hatte man sich den Luxus des Schweigens und der verspielt-exklusiven Geheimsprachen leisten können; die dürren Jahre der "depression" trieben den amerikanischen Intellektuellen aus dem Elfenbeinturm, wo er sich mit elektrischem Eisschrank, reichlichen Whiskey-Vorräten, kostbar ausgestatteten Avantgarde-Zeitschriften und einigem "disillusionment" bis dahin recht behaglich gefühlt hatte. Angesichts der ökonomischen Krise entdeckte "the lost generation" ihr soziales Gewissen. Aus intellektuellen Nihilisten und Anarchisten wurden über Nacht aktive Vorkämpfer des Fortschritts; "social consciousness" war die grosse Mode. In den Ateliers und Bars von Greenwich Village, in den geistig ambitiösen Salons der Park Avenue sprach man nicht mehr von Proust, Joyce und Picasso, sondern von Gewerkschaftsführern, Streiks, dem "closed shop" und "collective bargaining", von geplanter Wirtschaft, Regierungsaufträgen, Arbeitslosenunterstützung --: kurz, man sprach vom "New Deal". Die Konversation, die zur Zeit unserer ersten amerikanischen Reise von ästhetischen Fachausdrücken beherrscht gewesen war, wimmelte jetzt von noch geheimnisvolleren Formeln, kryptischen Abkürzungen und Initialen, deren Sinn der Nichteingeweihte erst allmählich erlernen musste wie ein neues Idiom. Man sprach von WPA, CIO, CCC, SEC und AAA. Man sprach von F. D. R. -- eine Formel, die wir uns [illegible] besonders leicht und gerne merkten.

Franklin Delano Roosevelt ging uns alle an. Er war nicht nur der Führer der amerikanischen Demokratie; die Demokraten der Welt, die Antifascisten aller Länder sahen in ihm ihre Hoffnung, den historischen Gegenspieler

der Talmicäsaren von Berlin und Rom, den moralischen Exponenten, das politische Genie der guten Sache.

Welch einzigartige Figur! Welch fascinierend reicher und komplexer Charakter! Er war vielschichtig, differenziert, schillernd, widerspruchsvoll, dabei nicht ohne monumental-patriarchalische Züge; aristokratisch, dabei ein wirklicher Demokrat; idealistisch, dabei verschlagen. In seinem Wesen mischten sich Wagemut und Berechnung, Phantasie und List, Güte und Ehrgeiz, Klugheit und Instinkt -- ein kostbares Amalgam! Er war ein grosser Menschenfreund und ein grosser Staatsmann. Er liebte das Volk, aber er liebte auch das politische Spiel, in dem er Meister war. Er liebte die Macht -- freilich nicht um ihrer selbst willen, sondern als Mittel zum Zweck. Der Zweck war sittlich: Er wollte das Los der Masse verbessern, den Frieden sichern, die Gesellschaft dem (letztlich unerreichbaren) Ideal vollkommener Freiheit und Gerechtigkeit ein wenig näher bringen. Wer solches anstrebt, verdient die Autorität, die er sich mit zäher Schlauheit verschafft hat und auf die er, nach vier Jahren im Weissen Hause, nun zum zweiten Male Anspruch erhebt.

Würde F. D. R. wiedergewählt werden? Die Frage war aktuell im Herbst des Jahres 1936. Eine Schicksalsfrage -- nicht nur für die Vereinigten Staaten von Amerika!

Die ersten Wochen und Monate unseres Aufenthaltes standen im Zeichen der grossen Wahlkampagne. Seltsames Spektakel! Die Mehrzahl der Individuen, aus denen die Öffentlichkeit sich zusammensetzt, schien dem Präsidenten wohlgesinnt; aber die professionellen Wortführer und Interpreten der öffentlichen Meinung zeigten sich fast alle Roosevelt-feindlich. Für den eben

erst Eingetroffenen, mit den amerikanischen Zuständen noch nicht Vertrauten hatte dieser Widerspruch etwas Verwirrendes. Warum hassten gerade die Zeitungsschreiber einen Mann, der sich sonst allgemeiner Beliebtheit erfreute? Oder waren die Journalisten gar nicht aus freien Stücken so gehässig, sondern schimpften nur auf Wunsch ihrer Auftraggeber? Diese sogenannte "freie Presse" -- wie stand es denn um ihre Unabhängigkeit? Waren die grossen Gazetten vielleicht nur Werkzeuge und Sprachrohre der grossen Geldleute? Diese hatten etwas gegen den Präsidenten, ~~Roosevelt.~~ Der "New Deal" galt ihnen als erster Schritt zum Bolschewismus. Sie waren zu dumm oder zu sehr "parti-pris", um das ~~Roosevelt'sche Experi~~= Roosevelt'sche Experiment als das zu erkennen, was es wirklich war --: ein konstruktiver, geistvoll-kühner Versuch, das veraltete kapitalistische System durch gewisse Reformen zeitgemäss, Zeit-möglich zu machen und solcherart vor dem Zusammenbruch zu bewahren.

Hätte das kapitalistische System die "depression" überlebt, ohne Roosevelts Eingreifen im Jahre 1932? Damals waren sogar die Millionäre für den "New Deal", der zunächst einmal das Problem der Arbeitslosigkeit zu lösen oder ihm doch den gefährlichen Stachel zu nehmen schien. Keine Hungermärsche mehr! Das Revolutions-Gespenst war gebannt... Aber dafür gab es nun hohe Steuern und die Einmischung der Ämter in private Geschäfte -- Novitäten, die auf ihre Art ebenso lästig waren wie die Demonstrationen unbeschäftigter Kriegsveteranen. Die Reichen -- gestern noch ganz klein und häßlich, angesichts der drohenden Revolte -- wurden nun schon wieder aggressiv. Der Schock der Wirtschaftskrise hatte nicht lang genug gedauert, um die "economic royalists" (wie F.D.R. sie gerne nannte) von ihrer Arroganz, ihrer zügellosen Habgier zu kurieren. Mit völlig intakt gebliebener Unverschämtheit fielen sie prompt über eben den Staatsmann her, von dem sie sich gerade hatten retten lassen. Wie -- dieser Roosevelt wagte, ihnen Vorschriften zu machen? Ihre heiligen Privilegien sollten an=

getastet werden? Unerhört! Die Reichen mobilisierten ihr schwerstes Geschütz gegen "that man in the White House", dessen frevlerisches Regime das Fundament amerikanisch-christlicher Gesittung -- "Free Enterprise" selbst -- in Frage stellte. Nur ein Präsident, der das "laissez-faire"-Prinzip als obersten ökonomischen Grundsatz anerkannte und unbedingt befolgte, war akzeptabel für die Industriellen und Banquiers. Harding und Coolidge -- das waren noch Führer gewesen, die um den Wert amerikanischer Ideale und Traditionen wussten. Präsident Hoover hatte Pech gehabt: unter seiner Ägide setzte die Krise ein. Gewiss nicht seine Schuld! Die Banquiers und Industriellen waren ihm trotzdem gut. Der Kandidat aber, den sie jetzt -- 1936 -- gegen Roosevelt ausspielten und zur Macht zu bringen hofften, war ein Gentleman namens Landon. "Free Enterprise" hätte nichts von ihm zu befürchten. Die unabhängige Presse setzte sich denn auch mit Nachdruck für den Gentleman namens Landon ein.

Neuankömmlinge und "Greenhorns", wie wir, beobachteten den Fortgang der Wahlkampagne mit atemloser Spannung. Würde das Volk sich dumm machen lassen von den Reichen, die Presse und Radio beherrschten? Liessen die Millionen sich gängeln von den Millionären? Verriet die Nation ihren besten Mann auf Wunsch einer priviligierten Clique, der eine gefügige Mittelmässigkeit im Weissen Haus bequemer gewesen wäre?

Das amerikanische Volk beantwortete diese Fragen mit einer imposant eindeutigen, ergreifend spontanen Geste. F.D.R.'s Sieg war ein überwältigender -- fast beispiellos in der Geschichte der Republik. Der "New Deal" triumphierte. Die gute Sache triumphierte. Man hatte sie so oft unterliegen sehen -- die Sache des Fortschritts, der Freiheit, der Vernunft. Welche Genugtuung, einem ihrer seltenen Siege beizuwohnen!

Freilich mischten sich Bedenken und Besorgnisse auch in diese Freude.

Viele der amerikanischen Liberalen, die für Roosevelt stimmten, schienen nichts zu wissen, nichts wissen zu wollen von der ungeheuren Gefahr, die der europäische Fascismus für die Demokratie ihres eigenen Landes bedeutete. Ein paar Jahre später sollte ein klarsichtiger und tapferer Amerikaner, Wendell Willkie, den Begriff der One World populär machen; um 1936 aber hatte die Erkenntnis, dass wir in "Einer Welt" leben, sich noch keineswegs durchgesetzt. Nicht nur in reaktionären Kreisen neigte man damals zum "Isolationism"; auch die progressiven Elemente (von löblichen Ausnahmen abgesehen!) zeigten eine ominöse Tendenz, sich an Europa oder am Ausland überhaupt zu desinteressieren, um ihre ganze Aufmerksamkeit inner-amerikanischen Problemen, der sozialen Reorganisation des Kontinents, dem grossen Abenteuer des "New Deal" zuzuwenden.

Der Fascismus, vor allem in seiner deutschen Form, war unbeliebt. Aber wenn es nur wenige gab, denen die Hitler'sche "Neue Ordnung" sympathisch oder nachahmenswert schien, so waren es doch auch nur sehr Vereinzelte, die sich durch die Aggressivität der Axen-Mächte direkt bedroht oder beunruhigt fühlten. Gestapo-Terror und offene Kriegsvorbereitungen in Deutschland, Hitlers Anspruch auf Österreich und Teile der Tschechoslowakei, der italienische Überfall auf Abessinien, die Generalsrevolte in Spanien -- all dies schien, von Amerika aus gesehen, irgendwie unwirklich oder doch irrelevant. Ging die alte Welt moralisch vor die Hunde? Der amerikanische Liberale mochte es bedauerlich finden -- "too bad"; aber was sollte er dabei tun? Jeder kehre vor seiner eigenen Tür und kümmere sich um die eigenen Angelegenheiten! "Let's mind our own business..." Hatten die Gründer der Republik nicht immer wieder vor Einmischung in fremde Händel gewarnt? Angesichts des europäischen Verfalls war dies weise Prinzip erst recht zu beherzigen. Offenbar, es lag im Interesse der Nation, sich von dem hoffnungslosen Durcheinander, der "hopeless mess" jenseits des Meeres möglichst fern zu halten.

Die meisten Amerikaner dankten Gott für den Ozean, der die neue Welt von der alten trennte. Ein breiter Wall, Gott sei Dank! Hinter einer Barriere von solchen Dimensionen fühlte man sich in Sicherheit, auch wenn anderswo die Erde bebte und der Vulkan Feuer spie. Herrschte in Europa eine ansteckende Krankheit -- eine moderne Form der schwarzen Pest? Unangenehm für die Europäer! Aber ein "cordon sanitaire" von über dreitausend Meilen machte doch wohl immun -- auch gegen einen so virulenten Bazillus wie den fascistischen.

Eine fascistische Gefahr in den Vereinigten Staaten, im Lande Lincolns und Washingtons? Impossible! "Das ist bei uns nicht möglich..."

It can't happen here...: Einige aufgeklärte Geister wussten um die Gefährlichkeit dieser Illusion -- Sinclair Lewis, zum Beispiel, der seine Mitbürger aufs eindrucksvollste warnte und ermahnte. In seinem utppischen Roman "It can't happen here" stellte er mit drastischer Ausführlichkeit dar, wie ein amerikanischer Fascismus eben doch möglich werden könnte und auf welche Art er sich manifestieren würde.

Die dramatische Fassung des sensationellen Romans war eines der grossen Theaterereignisse der Süson 1936/37. Wir wohnten der Premiere bei -- oder vielmehr einer der Premieren; denn das Stück kam gleichzeitig in vier verschiedenen New Yorker Theatern in vier verschiedenen Sprachen heraus: auf englisch, deutsch, jiddisch und italienisch. Der "producer", der sich ein so kostspieliges Experiment leisten konnte, war kein Geringerer als das "U.S. Government". Im Rahmen des grossen Arbeitsbeschaffungsprogramms finanzierte der Staat nicht nur den Bau von Landstrassen, Hospitälern, Schulen, Parkanlagen und Wasserwerken, sondern auch Unternehmungen geistiger und künstlerischer Art. Die Regierung erteilte Aufträge an Schriftsteller, Maler und Komponisten; Gruppen von jungen Schauspielern und Regisseuren, für die es am Broadway keine Verwendung gab, wurden von

der öffentlichen Hand subventioniert. Der stimulierende Effekt einer so generös konzipierten und tatkräftig durchgeführten Hilfsaktion machte sich auf kulturellem Gebiet ebenso bemerkbar wie in der rein ökonomischen Sphäre. Wagnisse wie die vierfache Inszenierung des erzieherisch wichtigen Dramas von Sinclair Lewis waren nur mit offizieller Unterstützung durchführbar. Dank der Roosevelt'schen Initiative gab es in Amerika nun etwas, was bisher dort nie vorgekommen war: ein Theater, dessen Repertoire nicht ausschliesslich von kommerzieller Spekulation bestimmt wurde; eine Schaubühne, die -- sei es auch nur zeitweilig, unter dem Druck wirtschaftlicher Verhältnisse -- ihre Mission als moralische Anstalt erfüllen durfte.

Die Eröffnungsvorstellung von "It can't happen here" (englische Version) bleibt mir unvergesslich -- nicht so sehr wegen ihrer künstlerischen Meriten (es wurde gut, aber nicht aufregend gut gespielt), als um der Atmosphäre willen, die im Saal und auf der Bühne herrschte, die Publikum und Darsteller miteinander verband. Gerade im Kontrast zur blutrünstigen Düsterkeit der fascistischen Welt, die der Dramatiker aus pädagogischen Gründen und zum Zweck der Warnung beschworen hatte, wirkte das Milieu des WPA-Theaters besonders hell, intelligent, menschenfreundlich, gesittet. Man gab sich Mühe, man war guten Willens -- auf der Szene wie im Parkett. Man spielte die Tragödie der Hussersten Verwilderung, oder sah sie sich an -- nicht, um mit pharisäerhaftem Dünkel dabei zu denken: "Ich danke Dir, Gott, dass ich nicht so bin, wie diese!"; sondern um sich wieder einmal zu geloben: "So weit, bis zu solcher Schande dürfen wir es hier keinesfalls kommen lassen! Möglich wäre es wohl auch bei uns -- wenn wir es nicht verhindern. Seien wir also wachsam! Sorgen wir dafür, dass die fürchterliche Möglichkeit unerfüllt, unverwirklicht bleibe!" -- Solcher Art waren die Gefühle und Gedanken der Zuschauer: man konnte es an den Gesichtern sehen. Die Acteure dürften

Ähnliches empfunden haben, während sie es sich angelegen sein liessen, das Unglaubliche (denn die äusserste Verwilderung ist unglaublich) künstlerisch plausibel zu machen.

Der Abend hatte "Stimmung", wie man wohl sagt -- eine Stimmung, in der politische Wachheit und kindliche Freude am Spiel, illusionslose ~~Voraicht und~~ Realismus und streitbare Zuversicht, Humor und militante Entschlossenheit sich aufs erfreulichste begegneten. So war das moralische Klima im New York der Roosevelt-Zeit -- ein gutes Klima, man fühlte sich wohl dabei. Angesichts einer Versammlung wie eben der, die sich zur Sinclair Lewis-Premiere zusammengefunden hatte, empfand man -- ungeachtet der Warnung, die das Stück enthielt und deren Ernst man keineswegs unterschätzte --: Dies sind Menschen mit Zivilcourage. Was im mürben alten Europa Ereignis werden konnte -- die kampflose Abdankung der Menschenwürde --: diesem Lande bleibt es wohl erspart. It can't happen here...

Nach dem Theater gab es Geselligkeit im Hause des Autors; ich erinnere mich sehr genau daran -- vielleicht weil es eine der ersten grossen "parties" war, die ich im "neuen", wiederentdeckten, erwachsen-gewordenen New York mitmachte. Sinclair Lewis -- "Roter" ("Red") genannt (eine Anspielung auf seine Haarfarbe, nicht auf seine politische Gesinnung!) -- war ja ein alter Bekannter aus den Berliner Tagen. Sein Weltruhm hatte seither noch zugenommen und war durch die Verleihung des Nobelpreises gleichsam offiziell sanktioniert worden; er selbst aber war sehnig hager, schlacksig, anspruchslos geblieben -- ein lustig verlegener "boy" von über fünfzig Jahren, mit etwas verwitterter, vom reichlichen Whiskey-Genuss ramponierter Miene. Welcher Europäer von ähnlichem Prestige wäre so unfeierlich, so jungenshaft? Der Typus des "Olympiers", des "cher maître" existiert nicht in Amerika. Ein Schriftsteller, der sich die Allüren eines Stefan George, eines Mallarmé, eines D'Annunzio oder Gerhart Hauptmann anmassen wollte -- in New York würde er ausgelacht.

Das Sakrale liegt den Amerikanern nicht. Ein Bursche wie "Red" Lewis -- der waschechte, hundertprozentige "Yank" wie er im Buche (zum Beispiel in den Büchern von Sinclair Lewis) steht -- ist kein geeignetes Objekt für kultische Verehrung; auch nach weihevoller Abgeschlossenheit verlangt ihn nicht. ~~Er hat es überhaupt nicht das Bedürfnis zu haben.~~ Die Tatsache, dass man beim Schreiben meist alleine ist, scheint im Gegenteil eher geeignet, ihm die Existenzform des Schriftstellers zeitweilig zu verleiden und zur Last zu machen; an jenem Premierenabend sprach er sich ausdrücklich in diesem Sinne aus. "The theater is fun," erklärte "Red" -- Whiskeyglas in der Hand, mit aggressiv gerötetet Miene. "Das Theater ist lustig -- team-work, if you know what I mean: Man arbeitet zusammen, als Gruppe, mit Kameraden -- wie es sich gehört. Immer allein am Schreibtisch, mit dem Manuskript als einzige Gesellschaft -- it's getting on my nerves! After all, man is a sociable animal -- ein Herdentier, wie man im Deutschen sagt... Don't you agree? Well, anyhow, have another drink!"

Während der Romancier (der sich übrigens bald danach ohne grossen Erfolg als Schauspieler versuchen sollte) über "that damned loneliness", "diese verfluchte Einsamkeit" klagte, zu der sein Metier ihn zwinge, wimmelte es um ihn herum von schwatzenden, lachenden, Sandwich-kauenden, Whiskey-schlürfenden Kumpanen. Es ging hoch her in diesem komfortablen Dichterheim -- dafür sorgte nicht nur die joviale Gastlichkeit des Hausherrn, sondern auch das dynamische Temperament der Mrs. Sinclair Lewis, weiteren und weitesten Kreisen als Dorothy Thompson bekannt.

Zur Zeit unserer ersten Begegnung -- in München, im Hause unserer alten Freundin Christa Hatvany-Winsloe -- war Dorothy eine unbekannte junge Zeitungskorrespondentin: ~~[illegible]~~t sehr ehrgeizig, sehr begabt, sehr attraktiv. Sinclair Lewis, damals schon weltberühmt, war aufs überschwänglichste verliebt in sie. Der grosse Mann heiratete die kleine Journalistin -- die nun ihrerseits so geschwind Karriere machte,

dass ihre Popularität der seinen bald gleichkam oder sie beinahe schon übertraf. Die Dorothy Thompson, die wir in New York wiedersahen, stand im Begriffe, eine nationale Figure -- "a national figure" zu werden. Ihre regelmässigen Kommentare zu politischen, kulturellen und allgemein menschlichen Fragen wurden in Hunderten von amerikanischen Blättern abgedruckt; ihr Wort hatte Gewicht, man hörte auf ihren Rat.

Wir waren für sie; denn sie war gegen Hitler. Gegen Roosevelt war sie freilich auch: ihrem puritanischen Konservativismus musste der "New Deal" ein Ärgernis sein. Indessen war sie sich der Gefährlichkeit des Nationalsozialismus zu stark und klar bewusst, um dem grössten Antagonisten des teutonischen Führers -- eben F. D. R. -- auf die Dauer Opposition zu machen. Bei den nächsten Präsidentenwahlen, 1940, sollte sie die Konsequenz aus ihrer antifascistischen Gesinnung ziehen und sich mit wirkungsvollem Nachdruck für den "third term" einsetzen. ~~Noch später allerdings, nach dem~~ Tode Roosevelts und Hitlers, ~~nahm~~ gewann das konservative, um nicht zu sagen reaktionäre Element in ihr wieder die Oberhand, dergestalt, dass diese temperamentvoll tapfere und gescheite Frau ihren übrigens sehr reduzierten politischen Einfluss heute fast nur noch im Interesse fortschrittsfeindlicher Mächte und Ideen wirken lässt.

So weit sind wir noch nicht. Wir schreiben 1936. Miss Thompson ~~schimpft~~ (Noch schimpft) noch auf Roosevelt -- ~~aber~~ (freilich) nicht mit dem Gusto, der Überzeugung und Intensität, ~~die~~ (den) sie ~~in~~ (im) ihrem Kampf gegen die Nazis zeigt. Sie ist eine formidable Kämpferin -- unsere vollblütig robuste Dorothy. ~~Ihr polemisches~~ Talent kommt beinah dem des grossen Churchill gleich -- übrigens nicht die einzige Ähnlichkeit, die sich zwischen dem britischen Staatsmann und der amerikanischen Journalistin vielleicht feststellen liesse... Wir hören ihr gerne zu, wie sie mit eloquentem Abscheu den Verhassten schmäht. ~~Wir hatte ein Interview mit ihm. Er missfiel ihr -- besonders natürlich die~~

In Deutschland hatte sie einmal ein Interview mit ihm, kurz vor seiner "Machtergreifung". Der Mann missfiel ihr -- besonders natürlich die Nase, aber auch sonst. Sie fand ihn derartig mies, dass sie in ihrem Artikel prophezeien zu dürfen glaubte: Er schafft es nicht! Nie wird so einer Diktator werden! -- Irren ist menschlich -- wie ich aus eigener Erfahrung weiss. Auch ich habe mich in der Carlton-Teestube durch die ordinäre Visage meines Tischnachbern täuschen lassen. Für Dorothy übrigens machte der Irrtum sich hochbezahlt: mit dem Hitler-Interview begann ihre glanzvolle Karriere. Der dumme Adolf, schliesslich also doch zur Macht gekommen, liess die amerikanische Reporterin prompt aus dem Lande weisen -- womit er ihren Ruhm begründete. Erst jetzt legte die begabte Schipmferin so richtig los und zeigte, was sie konnte. Das weiblich emotionelle Pathos und die intelligente Fundiertheit ihres Hasses trugen wesentlich dazu bei, der amerikanischen Öffentlichkeit den Ernst der Nazi-Gefahr bewusst zu machen.

In Deutschland hatte sie einmal ein Interview mit ihm. Der Mann missfiel ihr -- besonders natürlich die Nase, aber auch sonst. Sie schrieb denn auch so wenig nett über ihn, dass der empfindliche Tyrann sie prompt aus seinem Reiche weisen liess. Wie ungeschickt von Hitler! Er schadete sich damit. Denn erst jetzt legte die begabte Schimpferin so richtig los und zeigte was sie konnte. Das weiblich emotionelle Pathos und die intelligente Fundiertheit ihres Hasses trugen wesentlich dazu bei, der amerikanischen Öffentlichkeit den Ernst der Nazi-Gefahr bewusst zu machen. Ganz nebenbei wird die einfallsreiche Person auch noch ihren Gatten zu seinem effektvollen Tendenzroman "It can't happen here" inspirieren.

"Now, as for that ugly little thing over there, in Berlin," ruft Dorothy in festlich-streitbarer Laune. "That little Schicklgruber of yours -- now, really! After all! What a sad little character! What a stinker! Why don't the Germans try to get rid of him?"

Sie sieht immer noch prachtvoll aus -- wenn auch so jung und knusprig nicht mehr wie damals, als der rothaarige Romancier ihren Spuren nach Wien, Berlin und München folgte. Aus dem schlanken und scheuen "Girl" ist eine Matrone von selbstbewusster Stattlichkeit geworden -- eine Frau, die es gewohnt ist, bei grossen Banquets und Meetings als "chairman" (Präsidentin) zu figurieren, auf Cocktailparties den Kreis andächtig lauschender Verehrer mit nachlässiger Autorität um sich zu scharen, an den intimen Zusammenkünften der Mächtigen als Gleichberechtigte teilzunehmen. Sie selbst ist mächtig, in jedem Sinn des Wortes: Busen, Bankguthaben, [redacted] Verstand, Prestige -- alles hat Format. Mit hochgetragenem Haupt und üppig stolzer Miene gleicht sie gewissen römischen Kaiserinnen, deren gebieterische Reize wir an Büsten der dekadenten Epoche nicht ohne respektvolle Beklommenheit bewundern.

Sinclair Lewis und Dorothy Thompson sind nicht die einzigen bekannten Gesichter, denen wir an diesem Abend oder bei anderen Gelegenheiten ihn-

licher Art begegnen. Manche der amerikanischen Freunde aus der "Rund=herum"-Zeit sind freilich inzwischen abgerufen worden -- Horace Liveright, zum Beispiel, mein erster New Yorker Verleger, der sich damals mit seinem berühmten, auch etwas berüchtigten Charme unserer annahm --; mit anderen will der alte Kontakt sich nicht mehr herstellen. H. L. Mencken gehört zu denen, die man jetzt lieber meidet. Anno 27 war er reizend zu uns, weil wir aus Deutschland kamen -- ein Land, für das er immer eine Schwäche hatte Denn was wäre kritiklose, eigensinnige Sympathie, wenn nicht Schwäche? Der schrullige alte Mencken bleibt sogar dem Dritten Reich gewogen, während er für Roosevelt nur Gift und Galle übrig hat. So viel Originalität grenzt ans Alberne. Wahrscheinlich wäre er kein bisschen reizend mehr, wenn wir uns nun als Emigranten bei ihm meldeten -- was wir denn auch lieber bleiben lassen.

In vielen Fällen aber ergibt sich ein erfreuliches Wiedersehen. Thornton Wilder, der vor neun Jahren erst ein "Versprechen" war, hat inzwischen einige seiner schönsten Dinge geschrieben und ist eine "celebrity" geworden, im Übrigen aber unverändert: ebenso herzlich, ebenso bescheiden, ebenso humorvoll und gescheit wie wir ihn einst gekannt. Solche Gelassenheit bei plötzlichem Ruhm ist selten und daher besonders rühmenswert. Die Verkanntheit, selbst das Elend mit Würde tragen -- das bringt mancher fertig. Aber ein Charakter, der sich vom Erfolg nicht verwirren oder korrumpieren lässt, hat die schwerste Prüfung bestanden.

Frederic Prokosch steht vor derselben Probe; auch er hat jetzt einen Namen. Nicht, als ob er sich schon so glänzend durchgesetzt hätte wie der etwas ältere Thornton Wilder! Aber man ist doch auf ihn aufmerksam geworden, es wird von ihm gesprochen: sein Roman "The Asiatics" gilt allgemein als eines der interessantesten und reizvollsten Erzeugnisse der jungen Schriftstellergeneration. Erinnert man sich an das neidische Entzücken, mit dem er uns [illegible], im Hause seines Vaters, über unseren Reiseplänen

sprechen hörte? Damals war er noch ein halbes Kind, aber doch schon gezeichnet, schon ungewöhnlich, schon umwittert von der Aura kreativer Begabung. Die reizbare Stirn, die sich so leicht nervös verfinsterte; der dunkle Blick, voll von der Verheissung künftiger Visionen: alles wies darauf hin, dass aus dem Jungen etwas werden würde. Nicht ohne Genugtuung stellt man fest, dass ein Talent, von dessen persönlicher Ausstrahlung man früh berührt wurde, nun auch öffentliche Anerkennung findet. Während man Frederic zu seinen ersten Triumphen gratuliert, hätte man wohl Lust, einige mahnende Worte hinzuzufügen: Jetzt aber gearbeitet, junger Mann! Dein Asien-Roman ist gut, darf indessen nicht dein bester bleiben. Du wirst mehr und Besseres zu geben haben, wenn du nur jetzt nicht faul und eitel wirst. Lass dich doch bitte vom Erfolg nicht faul und eitel machen! Es würde die enttäuschen, die eine gewisse Empfänglichkeit für deine Ausstrahlung schon früh bewiesen haben... Natürlich sagt man durchaus nichts dieser Art -- wie käme man auch dazu? Als ob man selber über Faulheit und Eitelkeit erhaben wäre! Aus Gründen der Konvention und der Bescheidenheit (verbeisst) ~~verschweigt~~ man sich also die kleine Predigt -- die, bei all ihrer Taktlosigkeit, dem jungen Dichter übrigens vielleicht recht wohlgetan haben würde...

Es gibt Wiedersehen und es gibt neue Begegnungen. Unter den neuen Freunden sind einige, mit deren Namen und Werk man schon seit Längerem vertraut gewesen ist, während andere -- wie Frederic seinerzeit -- nur durch ihre Persönlichkeit wirken und auf ihre künftige Produktion neugierig machen.

Theodore Dreiser ist ein Klassiker, einer der drei grossen (modernen) Pioniere des amerikanischen Romans. Die beiden anderen, Sinclair Lewis und Upton Sinclair, kannte ich schon persönlich; nun kam es zu einem Zusammentreffen mit dem Dritten, der vielleicht auch der Grösste ist. Dreisers realistische Epen -- "An American Tragedy", "Sister Carrie", "The Titan" -- haben einen

erzählerischen Atem, eine allgemein menschliche Gültigkeit und plast=
ische Objektivität, kurz, einen "homerischen" Zug, an dem es den ~~primär~~
journalistisch-tendenziös eingestellten Lewis und Sinclair durchaus ge=
bricht. Im persönlichen Umgang freilich wirkte der Meister-Romancier nicht
gerade "objektiv" und abgeklärt; eher tat er sich durch gallige Heftig=
keit und eine gewisse bäurisch-grobschlächtige Aggressivität hervor.
Es ist ein schlechtgelaunter, zorniger Dreiser, der mir in Erinnerung
bleibt. Wenn ich an den Abend zurückdenke, den ich in seiner Gesellschaft
verbrachte (man traf sich im Hause des jungen Dichters Selden Rodman,
der in längst vergangenen Tagen oft nach München gekommen war), so
höre ich eine ewig aufgebrachte, nörgelnde, quängelnde Stimme. Ein
schwerer Mann mit weitflächig faltiger Miene sitzt im Lehnstuhl und
schimpft. Er schimpft auf alles, mit besonderer Ausführlichkeit aber
auf die katholische Kirche. Mag sein, dass mein Gedächtnis mich täuscht;
aber mir will scheinen, der grosse Schriftsteller habe diesen ganzen
Abend damit verbracht, den Vatikan zu schmähen. Nicht, als ob seine
Argumente durchaus absurd gewesen wären! Im Gegenteil, der alte Frei=
geist und anarchistisch-marxistische Rebell -- übrigens seinerseits in
streng katholischer Umgebung aufgewachsen -- hatte viel Intelligentes
und Überzeugendes gegen das Pfaffenwesen vorzubringen. Aber auch das
beste Argument verliert seine Schlagkraft und reizt zum Widerspruch,
wenn man es mit gar zu grosser Insistenz wiederholt. Mit solcher Hart=
näckigkeit betonte Dreiser die obskurantistischen, kultur- und fort=
schrittsfeindlichen Aspekte der katholischen Tradition, dass ich mich --
einfach aus Gründen der Gerechtigkeit und des dialektischen Ausgleichs
-- schliesslich genötigt fand, auf die kulturellen Grosstaten, den
sittigenden, bewahrenden, völkerverbindenden Einfluss der römischen
Hierarchie hinzuweisen. Hätte ich dies doch lieber nicht getan! Denn nun

begann der militante Atheist mich für einen Frömmler, wenn nicht gar für einen feilen Agenten des Heiligen Stuhles zu halten -- was ihn erst recht angriffslustig machte. Im Laufe des Abends wurde der Ehrengast immer irritierter und irritierender. Seine Rede war patzig, ohne sich jedoch durch besonderen Witz auszuzeichnen. Der Nachfolger Petri und seine Missetaten blieben das Thema einer Konversation, die sich mit quälender Monotonie einschleppte und kein Ende nehmen zu wollen schien.

Manchmal -- ach, wie oft! -- ist es besser, die schöpferischen Geister, deren Werk man bewundert, nicht in ihrer menschlich-allzumenschlichen Erscheinungsform kennenzulernen.

War auch die Begegnung mit Thomas Wolfe eine Enttäuschung? Sein erster Roman, "Look Homewards, Angel!", den ich zunächst in der bemerkenswert schönen deutschen Nachdichtung von Schiebelhut gelesen hatte, war mir lieb und bedeutsam vor allen anderen Hervorbringungen neuer amerikanischer Literatur. Ein boshafter Kritiker hat von Wolfe gesagt: "Er war ein Talent, das sich einbildete, ein Genie zu sein." Nach meinem Dafürhalten war er eher ein Genie, dem es an Talent -- will sagen: an künstlerischer Disziplin, organisatorischer Gabe, an Geschmack, Zucht, Maass, Leichtigkeit, Selbstkritik, Ironie gebrach. Er hatte die Besessenheit, das tragische Pathos, die monomane Konzentration, das unheimliche Gedächtnis, die sinnlich-übersinnliche Sensitivität des genialen Menschen. Im Gegensatz zu den Repräsentanten der älteren Generation -- den nüchternen Chronisten und Gesellschaftskritikern Dreiser, Sinclair Lewis und Upton Sinclair -- erscheint Wolfe durchaus lyrisch-bekennerisch gestimmt; sein Stil ist weder journalistisch-tendenziös noch episch-objektiv, sondern primär poetisch; er ist der Visionär, der inspirierte Barde unter den grossen Erzählern des erwachenden, zu-sich-selber-kommenden Kontinents. Seit Whitman hat die amerikanische Seele keinen so eloquenten, so begeisterten Zeugen gehabt.

Wolfes dithyrambische Prosa, wie die hymnischen Gesänge der "Leaves of Grass", ist spontaner, gültiger Ausdruck eines neuen Weltgefühls; in seinen ungebändigten und ungebärdigen Satzkatarakten singt der Überschwang einer jungen Nation, offenbaren sich die Ängste und Hoffnungen, Zweifel und Gesichte, Aufschwünge und Schwächen eines grossen Volkes, das vielleicht dazu berufen ist, unsere Zivilisation zu retten -- oder zu verderben.

Nein, ein Dichter von solcher Vitalität und Fülle kann wohl auch im persönlichen Umgang nicht enttäuschend sein. Die Stunde, die ich mit dem Autor von "Schau heimwärts, Engel!" in seiner New Yorker Wohnung verbringen durfte, bleibt mir unvergesslich, wie eine jener zugleich trivialen und geheimnisvollen, sonderbar suggestiven Episoden, aus denen die autobiographischen Romane von Thomas Wolfe sich zusammensetzen.

Er logierte damals in einem ziemlich abgelegenen, wenig eleganten Distrikt der grossen Stadt. Treppenhaus und Korridor rochen muffig, aber von seinem Arbeitszimmer hatte man den schönsten Blick über den East-River, dessen Brücken und Schiffe [illegible] im grauen Dunste eines nebligen Winternachmittags verschwammen. Bei unserem Eintritt stand der Dichter im Rahmen der offenen Balkontür -- ein Riese mit seltsam kindlicher und weicher Miene, versunken in den Anblick der geisterhaft vorübergleitenden Frachtkähne und bleichen Boote. Er wandte sich nach uns um, deutete mit grosser, sanfter Geste auf das verwunschene, undeutliche Panorama. "It's glorious -- isn't it? Den ganzen Tag lang könnte ich hier stehen und schauen." -- In seine Worte hinein klang eine Schiffssirene -- ein schwermütig gezogener, klagender, lockender Ruf von den verschleierten Wassern.

Er sprach wie er schrieb -- zugleich beschwingt und bedrängt vom Reichtum der Gefühle und Gesichte, die er alle auf einmal, alle in einem Satz oder doch in einem Atem mitzuteilen suchte. Neigte er zum Stottern? Vielleicht nicht eigentlich; aber seiner Eloquenz, so strömend und gelockert sie auch scheinen mochte, eignete doch ein bedenklicher, beunruhigender,

fast beängstigender Zug ins Krampfhafte und Forcierte, als plage diesen gar zu mitteilsamen Titanen die geheime Furcht, dass Zunge und Lippen ihm, noch ehe die Botschaft vollendet, in plötzlicher Lähmung den Dienst versagen könnten. Nicht ohne Besorgnis lauschte man diesem gewaltigen Redefluss, der immer im Begriffe schien, sich zu überstürzen, zu verwirren, in kindisches Gestammel oder krankes Lallen auszuarten. Der breitschultrige Riese mit den kindlich weichen, etwas verwischten Zügen war sich solcher Gefahr durchaus bewusst; daher die gepeinigte Hast, mit der er, wie in ständiger Flucht, sprechend und gestikulierend durchs Zimmer eilte.

Immer unterwegs von einem Ende des Raums zum anderen, erzählte er uns mühsam beredten Mundes von der Torheit amerikanischer Buchrezensenten, vom Zauber nächtlicher Eisenbahnfahrten, von der Tragödie der Neger in den Südstaaten, von musikalischen Eindrücken und seltsamen Reiseerlebnissen. Er hatte sich unlängst mehrere Monate lang in Deutschland aufgehalten, um das eingefrorene Mark-Guthaben, das sein Verleger Rowolth für ihn in Bereitschaft hielt, dort an Ort und Stelle auszugeben. Viele seiner Anekdoten und scheinbar irrelevanten, zusammenhangslosen Reminiszenzen handelten von diesen Berliner Wochen. Wolfe war wohl der Ansicht, dass alles, was mit Deutschland zusammenhing, uns besonders interessieren müsse; ja, er vermutete vielleicht, dass unser Verlangen nach Neuigkeiten aus der alten Heimat das eigentliche Motiv für unsere Visite sei. Und so berichtete er in grossartig farbigem Durcheinander von deutschen Juden, deren Verhaftung er im Wartesaal eines Berliner Bahnhofs beigewohnt; von Theaterabenden, gesellschaftlichen Ereignissen und Skandalen, wirtschaftlichen Verhältnissen, offizieller Propaganda und heimlicher Opposition im Dritten Reich; von den Buhlschaften des Ministers Göbbels und den impotenten Perversitäten des Führers, von deutschen Dichtern, deutschen Generalen und deutschen Huren, von deutschen Kriegsvorbereitungen, von den Capricen des Verlegers Rowolth und vom gemütlichen Familienleben des amerikanischen Botschafters Dodd, mit dem er -- der Erzähler -- sich während seines Auf=

enthaltes herzlich angefreundet.

Als Abschluss und Höhepunkt unseres Besuches gab es noch eine Überraschung, mit der Wolfe uns besonders zu erfreuen dachte. Die Überraschung hatte einen Kropf, Quellaugen, schmutzige Fingernägel und sprach eine grässliche Mischung aus bayrischem Dialekt und schlechtem Amerikanisch. "Meine Zugehfrau!" rief der gesprächige Riese mit naivem Stolz. "Sie stammt aus Miesbach -- das ist doch nicht weit von eurer Geburtsstadt, München? Ihr könnt in eurer eigenen Sprach mit ihr reden. Nur los! Nehmt keine Rücksicht auf mich!" -- Diskret abgewendet, als wolle er die Intimität dieser Begegnung nicht stören, liess er sich doch keine der verlegenen Phrasen entgehen, die wir mit unserer kropfigen Kompatriotin tauschten. War nicht Heimweh das Leitmotiv, das immer wieder abgewandelte, innig variierte Thema seiner epischen Dichtung? Da ihn jede Botschaft aus der provinziellen Welt seiner Herkunft aufs tiefste rührte und bezauberte, glaubte er wohl gar, dass der Klang einer bayrischen Stimme Empfindungen von ähnlich bittersüsser, schwermütig seliger Art in uns auslösen müsse. "The great forgotten language", die grosse verlorene Sprache, das verschollene Kindheitsidiom, ~~der ewig-verlorene, ewig-geliebte Melodie,~~ dessen Rhythmus er sein Leben lang mit geduldig eifervoller Zärtlichkeit wiedereinzufangen suchte -- im Geschwätz der Magd sollten wir den fremdvertrauten Laut erkennen.

"The best of luck to you!" wünschte er uns zum Abschied. "Ich hoffe, dass es euch hier gefallen wird. Zunächst wird euch manches in diesem Land ungewohnt, vielleicht sogar hässlich oder feindlich scheinen. Aber ihr werdet euch schon einleben mit der Zeit. Ja, ich glaube -- ich bin beinah sicher, dass es euch bei uns gefallen wird."

***

Die Prophezeiung des Dichters sollte sich als durchaus richtig erweisen. In der Tat blieb uns die neue Umgebung eine Weile ungewohnt oder

Klassenkampf; die traumesdunkle Ahnung, der kryptische Protest aus den Tiefen des persönlichen Unterbewusstseins vermischt sich mit dem Grollen aus anderer Unterwelt -- der gesellschaftlichen.

Vergessen? Dem geistig wachen Menschen ist es wohl nicht vergönnt -- im türkisch dekorierten Hurenbad so wenig wie an würdigerem Orte. Übrigens will ich mein Interesse an der Hurerei nicht übertreiben, wie gewisse "Bekenner" es zuweilen mit prahlerischer Zerknirschung tun. Was mich betrifft, so kann von sündigen Exzessen ebenso wenig die Rede sein wie von den dazugehörigen Reue-Paroxysmen -- schon deshalb nicht, weil ich, bei allem Wissen um die unterschwelligen Zusammenhänge zwischen Geschlechts- und Zerstörungstrieb, auch das ausgiebigste Vergnügen weder als "exzessiv" noch als "sündig" empfinden kann: weshalb ich denn aus meinen oft etwas wahllosen Umarmungen keineswegs mit einem christlichen Katzenjammer zu erwachen pflege, sondern vielmehr (wenn es eine nette Umarmung war) in heidnisch guter Laune. Aber ein von solchen Späßen völlig ausgefülltes und beherrschtes Leben wäre mir kaum gemäss und ich habe es denn auch niemals ausprobiert -- nicht einmal vorübergehend, auf Ferienbesuch in einem Operetten-Babel.

Übrigens war das Budapest dieser Epoche beileibe nicht nur ein verbuhlter Pfuhl, sondern hatte auch Reize und Anregungen sehr anderer Art zu bieten. Die Horthy-Diktatur -- im Prinzip und ihrem Wesen nach ebenso geistfeindlich wie jedes andere fascistische Regime -- bewies bei der "Gleichschaltung", will sagen: Vergewaltigung des intellektuellen Lebens doch nicht die mörderische Konsequenz und Umsicht, mit der etwa der Hitler-Staat zu Werke ging. Im Ungarn von 1937 konnte ein liberal gesinnter Humanist und Kosmopolit wie Baron Ludwig Hatvany immerhin halbwegs ungestört leben und sich sogar, bei einiger Vorsicht, literarisch betätigen. Seine Lage -- sehr ähnlich jener, die Benedetto Croce so lange im Italien Mussolinis auszuhalten hatte -- blieb freilich beängstigend prekär und konnte

jederzeit bedrohlich werden.

Hatvany kannte die fascistischen Justizmethoden. Glühender Patriot bei aller Voltaire-Skepsis und internationaler Umgetriebenheit, hatte er das Exil -- ein vergleichsweise komfortables Exil, mit reichlich Geld, im vor-hitlerschen Europa -- unerträglich gefunden und war freiwillig in die Heimat zurückgekehrt: nicht ohne sich vorher die völlige Unbedenklichkeit eines solchen Schrittes von offizieller ungarischer Seite feierlich garantieren zu lassen. Garantie oder nicht -- Hatvany wurde verhaftet, kaum dass er den geliebten magyarischen Boden betreten hatte. Wahrscheinlich wäre er bis zu seinem Lebensende im Loch geblieben, hätte nicht eine damals noch empfindliche und einflussreiche öffentliche Meinung in Deutschland, Frankreich, Österreich und anderen Ländern sich energisch für ihn eingesetzt. Die Proteste ausländischer Prominenz machten Eindruck: Horthy und seine Bande begnügten sich in schöner Mässigung mit einer teilweisen Konfiskation des Hatvany'schen Vermögens; der ausgeplünderte, aber noch immer nicht arme Baron ward aus der Haft entlassen.

Ich war sein Gast während meines Budapester Aufenthaltes. In dem nobel-schlichten Palais, das er im alten Buda bewohnte, ging es angeregt und gesellig zu -- eine intellektuelle und gesellschaftliche Betriebsamkeit, die durch einen gewissen Stich ins Heimlich-Konspiratorische einerseits erst recht piquant, andererseits aber auch leicht gespenstisch wurde. Die sehr junge Gattin des politisch anrüchigen Grandseigneurs stammte ihrerseits aus schwer kompromittiertem Hause: ihr Vater, ein sozialistischer Abgeordneter, war von den "weissen" Terroristen ermordet worden. Eine der früheren Gemahlinnen des wiederholt verehelichten, reizvoller Weiblichkeit überhaupt sehr zugetanen Barons -- meine alte Freundin Christa Hatvany-Winsloe -- hatte sich mit ihrem anti-militaristischen, anti-preussischen Erfolgsstück "Mädchen in Uniform" missliebig gemacht: was aber die Hatvanys nicht hinderte, sie weiterhin herzlichst bei sich

extreme Rechte ist, die den Zusammenbruch verschuldet hat, so darf die Mitverantwortung, die Mitschuld der extremen Linken doch nicht übersehen oder vergessen werden. Haben "die Roten" -- wie eine gehässige Presse sie hier gerne nennt -- nicht mit den Lavals und Pétains gemeinsame Sache gemacht, indem sie den Widerstandswillen der Nation unterminieren halfen? Man fragt sich, ob die Dritte Internationale auch jetzt noch, nach dem französischen Fiasko, dabei bleiben wird, einen Krieg zu ignorieren und zu sabotieren, ~~dem doch~~ bei dem es doch -- trotz allem, malgré tout, after all! -- um die Sache der Freiheit geht. Der Kampf gegen Hitler -- man sage, was man wolle -- ist ein guter Kampf, oder doch ein notwendiger. Auch für Amerika wird es notwendig werden, sich an dieser Auseinandersetzung zu beteiligen: Roosevelt weiss das, wir alle wissen es -- warum wollen die amerikanischen Kommunisten es nicht begreifen? Mit einem Zynismus, der mich zutiefst empört, benutzen sie jetzt die Argumente der reaktionären "Isolationists" und berufen sich auf "the Founding Fathers of our Republic", die gegen "Einmischung in europäische Händel" waren. Die kommunistischen Partei-Organe, "The Daily Worker" und "The New Masses", konzentrieren ihren ganzen Hass auf "die Kriegshetzer in Washington", während sie an den Friedensfürsten in Berlin "revolutionäre Züge" entdecken. Hat Hitler sich nicht für die "Brechung der Zinsknechtschaft" ausgesprochen? Und übrigens gibt es einen deutsch-russischen Nichtangriffspakt... Verlässt man sich in stalinistischen Kreisen darauf, dass die Nazis gerade diesen ~~einen~~ Pakt nicht brechen werden? Nach allem, was wir erlebt haben, scheint solche Blindheit beinah unverzeihlich!

Am gleichen Tag, später. Unverzeihlich? Ja, die jetzige Haltung der Kreml-Trabanten ist schwer zu verstehen, schwerer noch zu verzeihen. Aber vergessen wir nicht, was alles von "demokratischer" Seite geschehen ist, um die Sowjetunion und ihre Freunde in diese unheilvolle Position zu drängen! Denken wir an Spanien! Denken wir an München! Aus Angst vorm

Kommunismus hat man den Fascismus grossgezüchtet -- und nun, da man sich vom eigenen Protegé (dem Fascismus eben) überfallen findet, erwartet man Beistand von den Kommunisten! ... Trotzdem bleibt es natürlich dabei, dass ein deutscher Sieg die Katastrophe wäre -- auch für die Kommunisten, und gerade für sie. Nach England käme die Sowjetunion an die Reihe.

1. Juli. Den Artikel über Masaryk abgeschlossen -- auf englisch! Muss nun durchgesehen, korrigiert werden. Wimmelt gewiss von Fehlern. Quälendes Gefühl der Unsicherheit. Plötzlich ist man wieder ein Anfänger: jeder Satz bereitet Kopfzerbrechen. Immerhin sind wohl gewisse Fortschritte fest= zustellen.

Notizen zu einer Erzählung ("Speed") -- auch in der neuen Sprache! Und der Verlag "New Directions" will von mir ein Vorwort zu Franz Kafkas Roman "Amerika". Reizvolle Aufgabe. Freilich habe ich meine Zweifel, ob F. K. hier durchzusetzen sein wird.

Langes Gespräch mit Tomski (Curtiss) über die Zeitschrift, zu der auch er grosse Lust hat. Das finanzielle Problem. (T. will etwas Geld geben.) Brief an Archibald MacLeish -- Chef der "Library of Congress" --, der sich ~~[illegible]~~ in offiziellen Kreisen für unser Projekt verwenden könnte. Vielleicht, dass ~~sich~~ auch in Hollywood einige Mäzene zu finden wären... ~~werden~~

Der Name "Solidarity" gefällt mir übrigens nicht mehr. Zu "laut", zu "propagandistisch". "Zero Hour" wäre vielleicht besser. (Wie liesse sich das übersetzen? "In letzter Stunde"? "Eine Minute vor Zwölf"? "Der letzte Augenblick"? Alles gleich unmöglich. Aber glücklicherweise ist es ja kein deutscher Name, ~~[illegible]~~ was ich diesmal suche...)

Washington, 3. Juli. Erschöpft und recht deprimiert nach einem langen, geschäftigen Tag in dieser glühenden Stadt. Ausführliche Unterhaltungen über "Zero Hour" mit MacLeish in der "Library of Congress", Michael Huxley von der Englischen Botschaft und dem tschechoslwakischen Gesandten, Major Hurban. Alle finden meinen Plan "quite interesting", aber niemand

will helfen. Es muss also ohne offizielle Unterstützung gehen. Statt der Dollars, Pfunde oder Tschechenkronen, die ich nicht kriegen kann, habe ich meine alte, geliebte Unabhängigkeit.

Im Zug, zwischen Kansas City und Los Angeles; 5. Juli. Reisetage. Von Washington nach Chicago; dort Treffen mit Eltern und E (Erika). Die schon vertraute Fahrt durchs Öde -- diesmal "en famille". (Erinnerung an den vorigen Sommer, an Jury. Er will heiraten, wird Kinder haben. Ich nicht. Und die Jahre vergehen.)

Viel Gespräch. Über den Krieg. Der neue Widerstandswille in England. (E möchte nach London.) Auch über die Zeitschrift. Ermutigt durch Zauberers herzliches Interesse.

Lektüre. Wieder sehr berührt von Kafkas "Amerika". Freilich wiegt es leichter als die beiden anderen grossen Roman-Fragmente; aber gerade diese Leichtigkeit macht "Amerika" zu einem einzigartigen Phänomen innerhalb des Kafka'schen Oeuvre. Im "Schloss" und im "Prozess", auch in der kleinen Prosa, mag es Stellen von macabrer Komik geben (ich muss über Kafka oft ebenso bittere Tränen lachen wie über Marcel Proust); aber das Komische wirkt doch immer nur wie die Maske, hinter der ein Antlitz von heillos-unheilbarer Tragik sich stolz und höhnisch verbirgt. Diese Verzweiflung, die sich nicht, wie etwa bei Kierkegaard, im Glauben erlösen darf, sondern die im furchtbarsten, definitiven Sinn "Krankheit zum Tode" ist -- nur im "Amerika"-Fragment scheint Kafka von ihr befreit. Befreit? Ach, wohl nicht ganz! Aber in diesem Buch -- sonst nirgends -- ist doch der Wille zur Befreiung da. Ein Gefangener bricht aus, schweift unter fremden Himmeln, wagt sich in unbekannte Zonen vor. Das Land, das er entdeckt -- oder erfindet ers? -- ist reich an Schrecken; aber die Lüfte wehen leichter dort. Der Verzweiflungskrampf lockert sich; man kann wieder atmen...Ich schaue durchs Fenster unseres Pullman-Wagens. Draussen ists wüst und leer. Hätte Franz Kafka dies

wirkliche Amerika gekannt -- was wäre aus seinem grandios-grotesken Traum geworden? Aber vielleicht ist der Traum des Dichters wahrer, wirklicher als unsere Wirklichkeit. Der Traum lebt und zeugt. Aus dem Traum kommt Hoffnung. Hoffnung auf Amerika...

"Amerika" ist Kafkas heiterstes Buch. Im Vorwort zu betonen.

Brentwood (bei Los Angeles, California); 12. Juli. Jetzt gibt es Nachrichten aus Frankreich in überreichlicher Fülle -- lauter Hilferufe, desperate Bitten um amerikanische Visen, "affidavits", Geld etc. Alles will in die Vereinigten Staaten. Kabel und Briefe kommen aus Nice, Marseille, Vichy, Perpignan, Casablanca. Einige der Freunde haben schon Lissabon erreicht und sind also in vorläufiger Sicherheit. Andere sind endgültig geborgen -- nämlich tot. Neue Selbstmord-Epidemie. Ernst Weiss gehört zu den Opfern. (Habe ich ihm je gesagt, wie sehr ich seinen letzten Roman, "Der arme Verschwender", bewundere?) Auch Walter Hasenclever hat sich umgebracht -- ein alter Freund, den ich gern wiedergesehen hätte. Und Walter Benjamin -- mir weniger sympathisch, wenngleich ich seine grossen intellektuellen ~~Gaben~~ stets zu schätzen wusste. Wie viel Verluste! Wird die deutsche Literatur sich von diesem grausigen Aderlass je erholen?

Hier werden Rettungsaktionen beraten und vorbereitet. In New York gibt es schon ein "Emergency Rescue Committee"; Mielein, E, die immer aktive, hilfsbereite Liesl Frank und andere sind dabei, hier eine Filiale zu organisieren. Amerikaner bieten ihre Hilfe an -- darunter manche von erheblichem Prestige, wie Frank Kingdon (früher Präsident einer grossen Universität, jetzt freier Schriftsteller und "lecturer"), Freda Kirchway (Herausgeberin der liberalen Wochenschrift "The Nation") und George Cukor, der Filmregisseur. Auch prominente Quäker und führende Persönlichkeiten der sehr progressiven, sehr humanen "Unitarian Church" stellen sich zur Verfügung. Grosse Geldsummen sind aufzutreiben. In unserem Hause

(für den Sommer gemietet) soll nächstens eine "money-raising party" stattfinden -- eine gesellige Zusammenkunft zum Zweck des Schnorrens, wie es hierzulande üblich ist.

Eine Liste besonders wichtiger und besonders gefährdeter Emigranten wird von uns (mit Hilfe von Bruno Frank und anderen) für das "Committee" zusammengestellt. Natürlich gehört auch Leopold Schwarzschild in diese Kategorie. Ich gebe ihm nie mehr die Hand (er ist ein Verleumder); aber in den Händen der Nazis möchte ich ihn doch nicht wissen.

14. Juli. Ohne Frage, es ist ein Mirakel, was sich in England seit den schrecklichen Tagen von Dünkirchen vollzogen hat. Alle Nachrichten lassen darauf schliessen, dass wenigstens diese eine Nation im Willen zum Widerstand geeinigt ist. Und also wird Hitler scheitern! Seine Stärke bestand immer nur darin, dass er die Schwäche anderer auszunutzen wusste. Die moralische Entschlossenheit, die das englische Volk jetzt zeigt, ist ein Faktor, mit dem er nicht gerechnet haben dürfte und der ihm den entscheidenden Strich durch die schmutzige Rechnung macht.

Wie sehr verstehe ich E's Wunsch, bald nach London zu fahren! Duff Cooper, der jetzt das "Ministry of Information" unter sich hat, will sie am B. B. C. sprechen lassen. ~~Ich schlösse mich gerne an.~~

15. Juli. Heute nachmittag lange Unterhaltung mit Christopher Isherwood. Er ist mir so lieb, so brüderlich vertraut -- und doch bringe ich für seine neue Entwicklung kein rechtes Verständnis auf. Zusammen mit Aldous Huxley und dem Philosophen Gerald Heard -- oder unter ihrem Einfluss? -- gerät er immer tiefer unter den Bann einer indischen Mystik, zu deren ethischen Prinzipien die unbedingte Ablehnung der Gewalt gehört: eben jener absolute Pazifismus also, gegen den Masaryk sich in seiner Debatte mit Tolstoi wendet. Nicht, als ob ich die Anwendung von Gwalt weniger verwerflich fände, als irgendein Isherwood, Huxley oder Heard! Und nun gar der moderne Krieg -- wem graute nicht vor seinem mörderischen Stumpfsinn,

seiner apokalyptischen Idiotie? Man muss ein hysterischer Sadist und Roman=tiker wie Ernst Jünger sein, um an den öden Schrecken der "Materialschlacht" Gefallen zu finden. Als gesitteter Mensch ist man natürlich Pazifist -- was denn sonst?

Fragt sich nur, ob wir im vorigen Herbst noch die Wahl zwischen Krieg und Frieden hatten oder ob nicht damals die Entscheidung längst gefallen war. Ein Krieg, der unvermeidlich geworden ist, lässt sich nicht mehr "ablehnen", sondern nur noch gewinnen. Warum wurde der Krieg unvermeidlich? Als ob wir es nicht wüssten! Weil die Demokratien dem Fascismus Vorschub leisteten -- sei es aus missverstandenem "Pazifismus", sei es aus weniger vornehmen Motiven... Indem man Hitler tolerierte, finanzierte und protegierte, ver=scherzte man sich den Frieden. Nun fehlte nur noch, dass man ihn siegen liesse! Dann wäre der Krieg permanent.

Willst du das, Christopher Isherwood? Nein, natürlich nicht!

Und bestehst doch darauf, dass der Krieg "das schlimmste aller Übel" sei? Es gibt ein schlimmeres, my dear friend. Stelle dir die "Neue Ord=nung" vor, die ein siegreicher Hitler etablieren würde -- und du weisst, was ich meine.

Der Sieg der Demokratien aber könnte den Frieden bringen. (Ich wage nicht zu sagen: "wird...")

Am gleichen Tag, später. Als ob ich sie nicht kennte -- die Stunden des Zweifels, der Entmutigung! Warum sollte ich es mir nicht eingestehen? Manchmal -- ach, nicht gar so selten! -- ängstigt mich die Frage, ob es in diesem Krieg denn wirklich um eine moralische Entscheidung geht. Die Tatsache, dass der Kampf überhaupt möglich oder unvermeidlich werden konnte, bedeutet vielleicht an sich schon ein so schmähliches Fiasko für beide Parteien, dass es nun, moralisch gesehen, kaum noch einen Unterschied macht, welche Partei gewinnt. Wäre dem so -- wie sollte man dann noch leben?

2. August. Das Kafka-Vorwort für "New Directions" abgeschlossen. Nicht ganz unzufrieden. Hätte ich es auf deutsch besser gemacht? Isherwood, dem ich das Manuskript vorlege, findet nur wenig zu korrigieren.

Briefe und Gespräche, "Zero Hour" betreffend. Beratung mit Bruno Frank -- warmherzig und gescheit, wie immer. Mein freundschaftliches Gefühl für ihn vertieft sich von Jahr zu Jahr. Sehr schön, seine neue Novelle "16000 Francs" -- die ich gern in meiner Zeitschrift bringen würde.

18. August. Der Gedanke an Gretel (Walter), die heute vor einem Jahr in Zürich ums Leben gekommen ist. Wie ~~sehr~~ habe ich sie ~~geliebt~~ angebetet, als wir Kinder waren! In meiner puerilen Schwärmerei identifizierte ich sie mit Carmen, der verhängnisvoll attraktiven Zigeunerin. Und wie Carmen musste sie zugrunde gehen... "Klassische" Tragödien dieser Art scheinen irgendwie absurd, phantastisch, unglaubhaft, wenn sie sich in unserem eigenen Kreis begeben. Der nicht mehr geliebte Gatte tötet erst die geliebte Frau, dann sich selbst. Ihre letzte Auseinandersetzung (sie kam noch einmal zu ihm -- freiwillig, auf seine Bitte) muss ähnlich verlaufen sein, wie jener lapidare und finale Dialog zwischen Carmen und Don José: "Du liebst mich also nicht mehr?" -- "Nein!" Worauf es ~~keine~~ nicht Antwort ~~mehr~~ gibt -- nur noch die klassisch absurde Geste... (Hat Carmen es anders gewollt? Bei Prosper Mérimée ist sie es, die "femme fatale", die den verstossenen Liebhaber zu seiner Untat zwingt. Er möchte es ihr -- möchte es sich ersparen. Aber da er fleht: "Carmen! ma Carmen! laisse-moi te sauver et me sauver avec toi!" -- was erwidert sie ihm? "José, tu me demandes l'impossible. Je ne t'aime plus; toi, tu m'aimes encore, et c'est pour cela que tu veux me tuer." Vorher aber hat sie schon gesagt: "Tu veux me tuer, je le vois bien; c'est écrit.")

Steht es geschrieben, dass wir alle eines gewaltsamen und bitteren Todes sterben müssen? Mit Ricki fing es an...

Je mehr Freunde man verliert, desto stärker fühlt man sich den überlebenden verbunden. Walters, die heute -- mit uns -- um ihr "Gretelchen"

trauern, gehören zu ~~unseren nächsten~~ den vertrautesten. Die arme Mutter freilich scheint sich von dem grausamen Schock nicht mehr erholen zu wollen. Aber beim Vater darf der Schmerz im gesteigerten musikalischen Gefühl produktiv werden. Als Dirigent, als Künstler ist er ohne Frage noch gewachsen. Herrliche Konzerte in der "Hollywood Bowl"; danach meist Geselligkeit. Überhaupt viel herzlicher Verkehr mit ihnen; Beverly Hills, wo sie jetzt wohnen, ist ja, nach kalifornischen Begriffen, so nah, dass sie beinah wieder unsere Nachbarn sind. Die Beziehung zu Lotte wird immer inniger. Auch sie hat viel durchgemacht -- erst die Gefängniszeit in Wien (eingesperrt von den Nazis); dann die Gretel-Tragödie. Es war Lotte, die das Furchtbare als Erste erfuhr oder vielmehr mit Augen sah. Als sie kam, um die Schwester abzuholen, fand sie diese in ihrem Blut, den Mörder aber noch aufrecht stehend -- mit der tödlichen Kugel im Herzen. Bei Lottens Eintritt brach er prompt zusammen. Unvorstellbare Szene. Wie überlebt man dergleichen? Arme, liebe Lotte! -- Gefühl des Mitleids, der Zärtlichkeit, während ich dies schreibe.

19. August. Abreise E's nach England (über New York, Lissabon). Mit ihr zum Flugplatz. Wie beschreibe ich die Gefühle, die mir das Herz beschweren? Sorge mischt sich mit Neid, Traurigkeit mit Stolz... Sie ist mutig, ich bin stolz auf sie. Umso bitterer der Schmerz, die Scham des Zurückbleibens!

21. August. Zum Tee bei den Huxleys. Aldous in grosser Form -- viel gelockerter, heiterer, freier als früher, in Sanary. Seine Konversation sprüht von jener geistvoll skeptischen Bosheit, die sich mit seiner jetzigen Philosophie eigentlich kaum noch verträgt und die man doch nicht an ihm missen möchte. Ohne Frage, Huxleys "Bekehrung" zur Mystik, seine neue Tendenz zum Religiös-Ethischen ist eine Sache des Willens, des Intellekts -- nicht des Instinkts, nicht des Herzens. Ein "geborener" Mystiker wäre wohl kaum so witzig. Wie amüsant er heute nachmittag von

seinen Abenteuern in den Filmateliers erzählte! Nicht weniger drollig waren die Anekdoten, die Anita Loos zum besten gab. Sie scheint intim mit den Huxleys -- kuriose Zusammenstellung! Lässt Aldous sich von ihr über amerikanischen Slang und amerikanische Psychologie belehren? In seinem neuen Roman, "After Many a Summer Dies the Swan", kommt eine Holly=wood-Nutte vor -- die letzte Liebe des alternden Millionärs --, deren kesser Jargon von "Gentlemen Prefer Blondes" beeinflusst scheint...

Unterhaltung über Kafka (mit dem H. sich jetzt viel beschäftigt), Joseph Conrad, Dickens und andere literarische Gegenstände. Ich erwähne auch meinen Zeitschriftenplan. H., unter dessen Patronat ja schon ~~meine~~ "Die Sammlung" erscheinen durfte, stellt sich wieder als Mitarbeiter zur Verfügung.

Kein Wort über den Krieg -- wie auf Verabredung. Mrs. Huxley erwähnt die Schrecken, denen ihre Verwandte und Freunde jetzt in Belgien ausgesetzt sind, als handele es sich um die tragischen Folgen eines Erdbebens oder einer Überschwemmung.

7. September. Erika in London. Ihr erstes Kabel klingt zuversichtlich, be=geistert. Aber die Nachricht ist mehrere Tage alt und vielleicht überholt. Denn inzwischen haben die Nazis mit ihrem lang-angedrohten "Blitz" be=gonnen. Göring schickt seine Geschwader über den Ärmelkanal. Die Hölle ist los...

E hat gewiss keine Angst. Aber ich.

San Francisco, 13. September. Bin hier, um mich bei einigen Reichen einzu=schmeicheln, die als Geldgeber für die Zeitschrift in Frage kommen. Und habe doch nichts im Kopf, als London und die infernalischen Bombardements! Buckingham-Palace getroffen. Nicht, als ob ich mir um "his Majesty, the King" besondere Sorgen machte! Aber vielleicht wohnt E im gleichen Viertel...

Gestern, in Carmel -- sehr schön am Meer gelegen, nicht weit von San

Francisco -- kurzer Besuch bei Bibi, der dort mit Frau und Kind den Sommer verbringt. (Während der Wintersäson wird er hier im Symphonie-Orchester ~~über-Konteux~~ als Bratschist tätig sein.) Das Kind heisst Fridolin und ist erst einige Monate alt. So hat man also einen Neffen... Nicht ohne Rührung betrachte ich das greisenhafte Gesichtchen mit grossen Ohren, schaumig zarten Wangen. Die unglaublich winzigen Hände und Füsse -- schon so genau gebildet, sorgfältig geformt -- regen sich wie nervöse Fleischblümchen. Was mag der nun erleben? Armer Fridolin! Arme Welt...

14. September. San Francisco hat Reiz -- die schönste amerikanische Stadt, ohne Frage: ausser New York, das ich am meisten liebe.

Lunch mit dem alten Bender. (Munterer Greis, jüdisch-irische Abstammung -- eine Mischung, der ich, meines Wissens, noch nie begegnet bin. Vielleicht ein "Engel" -- um mich des drolligen amerikanischen Ausdrucks für "Geldgeber" zu bedienen.)

Mit ihm, nach "Treasure Island" zur grossen "Fair". (Wie nennt man das auf deutsch? "Ausstellung"? "Jahrmarkt"? Keine Übersetzung scheint ganz zu stimmen...) -- Der Eindruck entschieden grossartiger als der von der New York Fair. Stärkere Farben. Das sehr blaue Meer. Stolzer Schwung der kolossalen Brücken.

Etwa zwei Stunden lang in der "Art Exhibition", mit intensivem Genuss. Stark berührt von einigen Italienern -- eine Madonna des Filippo Lippi, mit goldenem Hintergrund wie aus Brokat; grossartige Porträts von Tintoretto; Reiz des Tiepolo. (Aber die glatte, süsse Perfektion des Raffael lässt mich wieder ganz kalt.) -- Am stärksten fasziniert von einem grausig-ausgelassenen, macabre-saftigen Volksfest Breughels und von einem wunderbaren Granach: der heilige Hironymus, mit Eichhörnchen, Vögeln, sanftruhenden Löwen, in seiner weiten, mit frommer Genauigkeit abkonterfeiten Gelehrtenstube... Sehr gefesselt von einem Poussin: Madonna in blauem Faltenwurf. (Das Statuenhafte seiner Figuren. Das Mysterium dieser Klar=

heit, die unergründliche Tiefe dieser Transparenz...) -- Ein paar kleine Rembrandts von ungeheurem Gehalt; trauerndes Haupt des David -- ergreifend schön. Ebenbürtig: die Dürer-Skizzen. (Der einzige deutsche Maler -- mit Grünewald -- von wirklich grossem Format.) -- Im Neunzehnten Jahrhundert rechnen nur die Franzosen --: schwach, aber reizvoll vertreten durch Zeichnungen von Degas, Redon, Daumier, Cézanne, Renoir usw. Eine hinreissende Kunstreiterin mit kläffendem Pudel von Toulouse-Lautrec. -- Die modernen Amerikaner fast durchweg matt. Kaum ein neues, wirklich inspiriertes oder repräsentatives Moment --: nichts, was sich dem modernen amerikanischen Roman (Hemingway, Faulkner, Wolfe) an die Seite stellen liesse. -- Bei den europäischen "contemporains" eine Fülle des Interessanten, auch des Schönen. Freude an Bracque, Dufy, Utrillo, Vlamnick. Bewunderung für eine virtuos gemalte, auch sehr innig empfundene Themse-Landschaft von Kokoschka. Von den zeigenössischen Deutschen kommt nur noch Beckmann für mich in Frage. (Klee, der mir wichtig bleibt, ist kein Deutscher. Und Hofer, Nolde, Dix? "Ça n'existe pas." Auch wenn es Liebermann nicht mehr gäbe, wäre der Verlust nicht gar zu bitter...) Beckmann, als Einziger, hat echtes Pathos, den zwingenden Stil, die originale Vision. Die Verzerrung seiner sadistischen Gotik mag ab-stossen, auch die grelle Aggressivität der Palette berührt oft unangenehm ("il est très boche"); aber aus jedem seiner Bilder spricht die starke, innig bemühte, ringende Persönlichkeit. Daher die Überzeugungskraft dieser Kunst, die sich in ihrer Einseitigkeit, ihrer Intensität, ihrer Tragik etwa mit der Kunst Rouault's vergleichen liesse. Aber was wird aus einem leidvoll problematischen und limitierten Talent wie Beckmann -- oder wie Rouault -- neben dem dämonisch wandlungsfähigen, wirklich universalen Schöpfer? Unter den vielen Begabungen der Epoche gibt es nur ein Genie: Picasso.

Im Zug (irgendwo im Staat Nevada); 16. September. Picasso lässt mich

nicht los. Das Bild von ihm, das mich in San Francisco bezaubert hat, -- eine sitzende Jünglingsfigur -- stammt aus einer seiner halb-klassizistischen Perioden. Die strenge Anmut und Genauigkeit der Kontur lässt an Ingres denken -- aber wo gäbe es bei diesem, oder bei irgendeinem anderen Meister, dies zugleich unschuldig heitere und abgefeimte Spiel rosig hingehauchter und purpurn satter Tinten? So etwas kann nur Picasso, der alles kann.

Erinnerungen an sein ungeheures, ungeheuerliches Werk stellen sich ein, da ich die Augen schliesse. Magisches Kaleidoskop heftig bewegter Farben, wechselnder Figuren! Das gläsern fahle Blau der frühen Zeit mit ihren Absinthtrinkerinnen, fragilen Zirkuskindern, Bettlern am Meeresstrand; die erhabene Lieblichkeit und klassische Würde des Knaben mit dem Pferd -- brauner Knabe mit grauem Pferd auf braunem Grund, vor einem grauen Himmel --; dann die Verzerrung, der Einbruch Afrikas: aus dem hellenisch edlen Antlitz wird die Kongo-Fratze. Nach dem kubistischen Experiment der Kriegsepoche kommt ein neues Blühen: in der Balkon-Idylle von 1919 löst sich der Krampf, die Farbe leuchtet wieder, das Guitarren-Symbol taucht auf -- eine Siegestrophäe, das schöne Zeichen neuer Heiterkeit. Bleiben wir nun in der hellen Sphäre? Die kolossalischen Frauengestalten von 1920 mit den hypertrophierten Händen, Füssen und Brüsten scheinen in ihrer betrübten Massigkeit zwischen Unterwelt und Olymp zu stehen. Aber schon bald danach ist vollkommene Harmonie erreicht; einige Meisterwerke dieser zweiten klassischen Periode sind mir gegenwärtig in ihrer holden Präzision und diskreten Vollkommenheit: die Mutter mit dem Kind, ein römisches Liebespaar, die wunderbar klaren, liebevoll genauen Porträts der Madame Picasso, der gravitätisch ernste Harlekin mit schwarzem Hut. Aber in solcher Ruhe, so majestätischer Gelassenheit bereitet sich schon neues Wagnis vor. Nach der luziden Objektivität -- nochmals die Verfratzung, nochmals die Abstraktion! Eine Dynamik, die kein Ermüden, kein Genügen kennt, darf sich manchmal im Brand der Farbe festlich-violent

entladen. Der königlich grelle Gockel, den ich im New Yorker "Museum of Modern Art" bewundert habe, ist reine Glut, ein Farb- und Feuervogel; auch in den wild hingepinselten "doppelten Profilen" -- das schauerliche Antlitz von der Seite her gesehen: aber Nüstern und Augen sind grauenhafterweise doppelt da -- scheinen Rot, Grün, Blau, Gelb und Schwarz selbstherrlich zu triumphieren: Elementen gleich, die nicht zu fesseln sind. In der Guernica-Komposition aber erlischt die Flamme oder verdüstert sich doch zur bleichen Glut. Kein Leuchten mehr! Die apokalyptische Szene ist farblos, trostlos -- ganz beherrscht von der Verzweiflungsgeste des gefallenen Menschen, dem Aufschrei der geschundenen Kreatur. Das klagende Pferd in Picassos "Guernica" -- seit Grünewald ist solche Qual auf keiner Leinwand abgebildet worden.

Ohne Frage, Picasso ist nicht nur der grösste Maler der Epoche, sondern der grösste Künstler -- kein Dichter oder Komponist kann sich mit ihm vergleichen. Seine kreative Potenz wirkt erstaunlich, ja, beunruhigend, beinahe monströs in einem Jahrhundert der bescheidenen Dimensionen und reduzierten Kräfte. Angesichts dieser sich immer wieder selbst zersetzenden, selbst überbietenden Meisterschaft, dieser zugleich souverän spielerischen und tragisch besessenen Produktivität kann man nicht umhin, sich zu fragen: Wie macht er es? Das geht doch nicht mit rechten Dingen zu...

Immer wieder der Wunsch, über Picasso zu schreiben -- einen grösseren Essay, vielleicht ein Buch. Aber es ist schon so viel über ihn geschrieben worden. Und es gibt so viele Gegenstände, über die ich schreiben möchte.

~~seine?~~

~~Würde gern über Picasso schreiben -- einen grösseren Essay, vielleicht ein Buch. Aber es ist schon so viel über ihn geschrieben worden. Und es gibt so viele Gegenstände, über die ich schreiben möchte.~~

New York, 20. September. Endlich Nachricht von E. Nur drei Worte: "Safe so far." Ein ziemlich bedingter Trost.

Golo und Heinrich in Lissabon.

Gerüchte, dass André Gide hierher kommen will.

24. September. Die Novelle "Speed" abgeschlossen -- mein erster erzählerischer Versuch in der neuen Sprache. Nicht zufrieden. Der epische Stil scheint unvergleichlich schwerer zu treffen, als der kritisch-deutende oder der reportagehaft-berichtende.

25. September. Die Zeitschrift ~~wird~~ kommt zustande! ~~kommt~~ Grosse Geldmittel werden mir nicht zur Verfügung stehen; aber wer wagt, gewinnt -- und ich habe nun einmal Lust zu der Sache.

Die beiden ersten Manuskripte für die erste Nummer sind eingetroffen -- von Aldous Huxley und Bruno Walter. Kein schlechter Anfang! Curtiss wird natürlich unser Theaterkritiker. Die begabte Muriel Rukeyser, mit der ich mich recht angefreundet habe, verspricht Gedichte. Auch Wystan (Auden) will mitarbeiten. Ausführliche Gespräche mit Carson McCullers, Robert Sherwood (der neuerdings als einer der intimen Berater Roosevelts gilt), Robert Nathan (populärer Name, dabei Schriftsteller von Niveau; kann nützlich sein!), Horace Gregory (Lyriker und Kritiker, sehr angesehen bei der Avantgarde) und anderen. Verwirrende Fülle neuer Bekanntschaften -- alle in Zusammenhang mit dem Projekt. Besonders erfreulich, die Begegnung mit Christopher Lazare -- der Typ des stark europäisch beeinflussten jungen Amerikaners, brillianter Stilist und Causeur, dabei nicht ohne morbid-melancholische Züge. Ähnlichkeit mit Wolfgang Hellmert. So kehrt alles wieder... Übrigens ist es Christopher, der mich dazu bestimmt, den

Namen der Zeitschrift zu ändern. "Zero Hour" klingt zu alarmierend -- die Leute mögen das nicht. Von den neuen Namen, die erwogen werden, leuchtet mir "The Cross-Road" am meisten ein. Dass wir uns einer Wegkreuzung nähern -- wer von uns spürte es nicht?

26. September. Telegramm von Mielein über das grauenhafte Abenteuer der armen Monika. Sie war mit Lanyi auf dem Dampfer "City of Benares", der -- unterwegs von England nach Canada -- vor einigen Tagen von einem deutschen Unterseeboot torpediert und versenkt wurde. Lanyi ist ertrunken. Monika lebt. Ist wieder in London -- "safe so far"...

13. Oktober. Ankunft des griechischen Dampfers "Nea Hellas" mit einer Ladung emigrierter deutscher Dichter und Literaten -- darunter Heinrich Mann mit seiner Frau und Golo, Franz Werfel mit Madame Alma Mahler-Werfel und viele andere bekannte Gesichter. Grosse Begrüssung am Hafen, zu der auch Zauberer und Mielein sich einfinden. Frank Kingdon, der sich um die Rettungsaktion besonders verdient gemacht hat, darf natürlich nicht fehlen. Ich komme mit Hermann Kesten, der schon seit einiger Zeit in New York. Festliche Stimmung, vielfaches Händeschütteln -- mit Alfred Polgar, Hermann Budzislawsky usw. (Aber nicht mit Schwarzschild!) Die Flüchtlinge scheinen beinah alle in recht guter Form -- ausgeruht und gebräunt nach der langen Seereise. Nur Madame Alma wirkt etwas reduziert -- gestürzte Königin in jedem Zoll, und übrigens verärgert, weil sie sich in Gesellschaft von so vielen "linken Juden" retten lassen musste. Sie hasst alles "Linke"; akzeptiert Juden nur, wenn sie weltberühmt und mit ihr verheiratet sind. Übrigens dürfte auch sie manches durchgemacht haben. Jeder bringt seine schreckliche Geschichte mit. Heinrich berichtet beim Lunch -- im "Bedford", mit den Eltern, Gumpert, Annemarie S. -- von seiner nächtlichen Flucht über die französisch-spanische Grenze. Der steile Bergpfad, den es zu erklimmen galt, war -- wie der Erzähler mit sanfter Missbilligung konstatiert -- "eigentlich für Ziegen gedacht, nicht

für einen Schriftsteller reiferen Alters. Und überhaupt, wie kommt man dazu? Man ist schliesslich kein Verbrecher!"

Aber nun sind sie ja hier -- "safe so far"...

Schnelles Wiederanknüpfen abgebrochenen Gespräches mit Golo. Seine grosse Intelligenz, sein guter Wille -- und dazu der brüderlich vertraute Ton. Wohltuend, nach so viel konfusen, ziellosen Debatten mit fremdem Volk.

14. Oktober. Teevisite bei H. G. Wells, im Hause des Banquiers Thomas W. Lamont. Merkwürdig dunkles, altertümliches Schlösschen, mit krummbeinigen Dienern, einem viel zu grossen, sehr langsamen, chinesisch dekorierten Lift. Wells schläft noch, als ich zur verabredeten Stunde eintreffe; wird vom Butler geweckt. Später gibt es Tee und "muffins" mit Orangenmarmelade -- alles von bemerkenswerter Qualität.

Der Meister zeigt sich in besonders gallig-aggressiver Laune. Der grau verhangene, blasse, böse Blick, mit dem er mich mustert, wird noch eisiger, da ich auf meine Zeitschrift anzuspielen wage. Eine literarische Revue? Wells schüttelt sich vor Missbilligung und Verachtung. Was für eine kindische Idee! "Ich will mit dergleichen nichts zu schaffen haben!" Wobei er mir, nicht ohne eine gewisse altväterische "politesse", Tee und "muffins" kredenzt. Die Liste meiner Mitarbeiter, die er mit überraschender Sorgfalt studiert, reizt ihn zu neuen Attacken. Zu jedem Namen fällt ihm etwas Nettes ein: "Huxley? What a fool!... Benes? A complete failure! One of the most depressing characters..." In diesem Stil. Das mitleidige Lächeln, mit dem er über "good old Stefan Zweig" den Kopf schüttelt, ist noch vernichtender, als die zornige Geste, die er für seine früheren Landsleute Auden und Isherwood hat: "They're finished, through! Why did they leave their country? They've made a mistake. They'll never return to England."

Da ich bei all dem wohlgelaunt und gelassen bleibe, wechselt er das Thema und lässt mich seine Ansichten über den deutschen Charakter wissen.

Alle Deutschen -- er besteht darauf, mit zänkischer Fistelstimme -- sind Dummköpfe, Prahler, Narren, potenzielle Verbrecher. "Auch die Emigranten!" ruft der streitbare Greis. "Und eine deutsche Kultur gibt es nicht. Was ist deutsche Dichtung im Vergleich mit der englischen? Wer würde euren Goethe in einem Atem mit unserem Shakespeare nennen? Dabei halten diese lächerlichen Deutschen sich für das auserwählte Volk, das Salz der Erde!"

Ich stimme ihm fröhlich zu: "Right you are! Und die grösste Albernheit der Deutschen haben Sie sogar noch unerwähnt gelassen. Manche gehen so weit, Bach und Beethoven ernst zu nehmen. Too absurd -- isn't it?"

Hierüber muss sogar der grimmige Alte lachen.

Da es ihm nicht gelungen ist, mich zu provozieren, wird er plötzlich ganz nett. Ich bleibe eine Stunde bei ihm. Interessantes Gespräch über die Notwendigkeit einer "Weltrepublik" nach dem Kriege. Die Idee des "Empire" scheint diesem englischen Patrioten längst antiquiert. "Und überhaupt," versichert er mir -- gleichsam triumphierend --, "es gibt kein Empire mehr --: nur noch eine lockere Föderation von Staaten, die sich leicht in einen universalen Staatenbund eingliedern liesse. The so-called Empire has no reality anymore; it's just a memory, just a dream. The Empire is a hallucination."

"A grand old man" -- ein grossartiger alter Bursche, bei aller Schrulligkeit! Und er hat Humor -- wie alle guten Briten. Zum Abschied wird er schalkhaft und versöhnlich. Ich bin schon bei der Türe, da ruft er mir vom Teetisch zu: "Dieser Goethe, von dem ihr Deutschen so viel Wesens macht -- vielleicht war er doch nicht so ganz unbegabt. Und was Ihre dumme ~~kleine~~ Zeitschrift betrifft, junger Mann -- na, wir werden ja sehen! Wenn ich mal eine Kleinigkeit übrighabe... Aber es ist und bleibt eine Kateridee. A literary review, of all things!"

1. November. E aus England zurück. Und schon spricht sie von ihrer nächsten Expedition ins Kriegsgebiet!

Allgemeine Spannung wegen der bevorstehenden Präsidentenwahlen. Wie viel hängt davon ab! Dieser Wendell Willkie mag ein Mann guten Willens sein (er wirkt keineswegs unsympathisch); aber sein Sieg über F. D. R. wäre ein Triumph für Hitler und seine hiesigen Freunde, die "Isolationists" -- kurz, eine Katastrophe.

Weiter zu viel Menschen. Ausgedehnte Weekends in Princeton, wo ich etwas zur Arbeit komme. Notizen zu einem Essay über Whitman; auch zu einer neuen Erzählung, "Dernier Cri" -- die vielleicht ein wenig besser als die vorige werden könnte... Starke Eindrücke beim Lesen von T. S. Eliot. Der einzige moderne englische Dichter, dessen Melodie mich ebenso innig-unmittelbar berührt wie etwa der Ton des spüten Rilke.

Dazwischen Stunden furchtbarer Traurigkeit. Werden sie häufiger? Der Todeswunsch. Eisiger Trost des Nichts.

4. November. Es war amüsant, die Wahlnacht -- oder doch ihre ersten Stunden -- in einem stockkonservativen, strikt "Republikanischen" Damenclub zu verbringen, wo alles auf einen Willkie-Sieg hoffte. Unser Tisch -- E, Golo, Wystan, Gumpert und ich, samt der schöngeistigen Miss C. N., die uns eingeführt hatte -- war der einzige, von dem Applaus für Roosevelt kam. Im Übrigen wurden die Gesichter im Saal immer länger. Der Lautsprecher teilte Wahlergebnisse mit, die den Mitgliedern des exklusiven "Cosmopolitan Club" das Blut in den Adern erstarren liessen. "That man in the White House" -- war er nicht loszuwerden? Noch vier Jahre F. D. R.! (Unbehagsichtes ~~Allgemeines~~ Seufzen bei den Republikanerinnen, während wir auf das Wohl des Siegers tranken.

Später zum "Times Square"; ungeheure Menschenmengen, karnevalistisch-festlihher Betrieb mit Papierschlangen, Konfetti, bunten Masken und Mützen, humoristischen Plakaten, Trillerpfeifen, Knallerbsen und sonstigen Kindereien. Waren es nur die Roosevelt-Anhänger, die dort tanzten und jubilierten? Alles schien sich einig im Enthusiasmus.

Sich einmal mit der Masse freuen zu dürfen! Gewöhnlich ist man doch der Aussenseiter. Nicht diesmal! Wir schrien mit den anderen.

"Aren't we happy?" Es war Diana Sheean -- englische Gattin des amerikanischen Schriftstellers Vincent Sheean --, die mich mit dieser lachenden Frage begrüsste. Zunächst verstand ich ihre Worte nicht bei all dem Lärm. Da wiederholte sie, über die Köpfe einiger johlenden Negerjungen hinweg: "We are happy, for a change -- aren't we?"

Wir sind zur Abwechslung einmal glücklich -- nicht wahr?

Es klang rührend, wie sie es mir zurief, mit ihrem feinen englischen Stimmchen, ihrem britischen Akzent, inmitten der turbulenten amerikanischen Menge. Vincent Sheean, genannt "Jimmy", stand neben ihr -- hochgewachsen, athletisch, mit blondem Haar in der erhitzten Stirn, strahlend und leicht beschwipst. Noch ein Glas Whiskey, und die kleine Britin wird ihren Riesengatten stützen müssen...

9. November. Den Namen der Zeitschrift geändert -- im letzten Augenblick. Glenway Wescott, auf dessen Urteil ich etwas gebe -- und an dessen Mitarbeit mir übrigens gelegen ist -- fand "The Cross-Road" zwar "ganz hübsch", aber konnte doch nicht umhin, mich zu fragen: "Don't you think such a name might suggest a somewhat undecided editorial policy?" -- Unentschieden? Gerade das wollen wir doch nicht sein!

Meine Antwort: "If Cross-Road sounds undecided, why, I'll call it DECISION."

ENTSCHEIDUNG...? Ja, dabei bleibt es!

14. Dezember. Es wird ernst... Eine Sekretärin ist engagiert, auch ein "business manager". Wir haben ein Bureau, ein Bankguthaben, recht hübsches Briefpapier. Sogar eine Art von Aktiengesellschaft gibt es schon -- "Decision Incorporated". Merkwürdig, auch etwas beängstigend -- die allmähliche Realisierung eines Planes, den man eigentlich für undurchführbar hielt...

Ich stürze mich in die redaktionelle Arbeit. Immer mehr Besprechungen; Anschwellen der Korrespondenz. Sehr anregender und herzlicher Briefwechsel mit Upton Sinclair -- einer jener "alten Kämpfer", die immer jung bleiben oder vielmehr immer jünger werden (wie Romain Rolland). Stefan Zweig ist natürlich aufs eifrigste bei der Sache -- er soll zu meinem "Board of Editorial Advisors" gehören: zusammen mit Sherwood Anderson, W. H. Auden, Eduard Benesch (jetzt in Chicago), Julian Green (auch im Lande), Vincent Sheean, Robert E. Sherwood und noch einigen schönen Namen.

Besonders froh bin ich über den Beitrag, den Somerset Maugham für die erste Nummer zur Verfügung stellt -- eine sehr gediegene, dabei unterhaltende Studie über Edmund Burke als Stilisten. Wie charmant Maugham ist! Aus irgendeinem Grunde hatte ich erwartet, die Bekanntschaft eines etwas eingebildeten und affektierten Herrn zu machen -- und war daher aufs angenehmste überrascht von seiner behutsam leisen, fast ängstlich bescheidenen Art. Wir sprachen lang über Churchill -- nicht den Staatsmann, sondern den Rhetor und Literaten, dessen grossartig beschwingte und gestelzte Prosa den Burke'schen Einfluss so sehr spüren lässt. Nachdem wir Churchills mächtige Eloquenz hinlänglich gepriesen hatten, verweilten wir auch ein wenig bei gewissen Schwächen und Maniriertheiten, die für seinen Stil charakteristisch sind -- wobei ich leider die taktlose Bemerkung machte: "Nun ja, einem so alten Mann sieht man wohl manches nach!" Niemals vergesse ich das sanft zerstreute, gleichsam um Entschuldigung bittende Lächeln, mit dem Maugham mich darauf hinwies, dass der "Prime Minister" und er beinah genau gleich alt seien.

18. Dezember. Die erste Nummer in der Druckerei.

Ich hatte kaum geglaubt, dass Sherwood Anderson uns wirklich eine Erzählung geben würde. Als Curtiss und ich ihm vor zwei Wochen unsere Aufwartung machten, fanden wir ihn freundlich, sogar gütig, aber unverbindlich. Und nun trifft diese schöne Gabe von ihm ein -- "Girl by the

Stove"; eine Geschichte von sublimer Einfachheit und sinnlich-melancholischer Grazie -- sehr rührend, sehr gewinnend; "echter Sherwood Anderson". Was für ein liebenswerter Schriftsteller! (In Europa nicht bekannt genug.)

Weiter viel geselliger Betrieb im Zusammenhang mit der Revue -- manchmal amüsant, manchmal ermüdend; immer zeitraubend.

Besuche bei Stephen Vincent Benét (einer meiner "distinguished sponsors"); bei Alvarez Del Vayo (erstes Wiedersehen seit Barcelona; erfreulich); bei Jules Romains (der jetzt sehr aktiv und intensiv auf "unserer Seite" steht -- was keineswegs immer der Fall gewesen ist...); bei Carlo Sforza (geistvoll, elegant und tapfer, wie stets); bei Jacques Maritain (ehrwürdig fragile Gestalt von wahrhaft priesterlicher Würde -- dabei ganz ohne öligpfäffische Züge); bei Noel Coward -- den ich (angenehm überrascht, wie in Maugham's Fall) viel einfacher und netter, viel charmanter finde, als man es von einem professionellen, weltberühmten Charmeur erwarten sollte. Natürlich ist er "eitel"; aber er ist auch taktvoll und intelligent -- weshalb seine Eitelkeit nie ins Lästige oder Lächerliche ausartet. Intelligente Gefallsucht ist kein Laster, sondern eine Tugend; sie macht höflich und aufmerksam, sogar ritterlich. Ja, es ist vielleicht vor allem dieser chevalreske Zug, der mir an Noel Coward so sympathisch ist. Übrigens hat er genug Rasse und Persönlichkeit, um sich gewisse kleine Posen und Affektationen leisten zu können, die bei seinen Nachahmern -- bei den "would-be Noel Cowards" peinlich wirken.

Ungewöhnlich amüsant, freilich auch ungewöhnlich zeitraubend und ermüdend, ein intimes Souper bei Henri Bernstein, dem französischen Dramatiker, in seinem Appartement im "Waldorf-Astoria", mit Dorothy Thompson, Robert Sherwood und einem Hollywood-"Producer". Sherwood, dessen Stück "There Shall Be No Night" jetzt am Broadway volle Häuser macht, verhielt sich relativ schweigsam (er hat die etwas ungelenke, befangene Art, die man oft bei sehr grossgewachsenen Männern findet) -- und was den armen Film-Magnaten betrifft, so liess man ihn kaum je zu Worte kommen. Es waren

Henri und Dorothy, die das Gespräch beherrschten -- aber wie! Die Beiden sprühten, polemisierten, erzählten, scherzten, schalten um die Wette. Wenn der Artikel, den Bernstein für meine erste Nummer schreiben will (aber noch immer nicht abgeliefert hat!) nur halb so brilliant ist wie sein "small talk", dann wird "Decision" eine Sensation. Der alte Komödien-Macher und Komödiant erwies sich als "raconteur" von grossem Erfindungsreichtum und bemerkenswerter Zähigkeit -- um drei Uhr morgens war er immer noch gross in Form. Gegen vier Uhr freilich fing er an nachzulassen, während die formidable Dorothy immer frischer wurde. Am Schluss lag Monsieur irgendwo im Hintergrund auf dem Sofa -- ein Erledigter, dem nichts mehr einfallen wollte als ein paar monotone ~~Lobesworte~~ Phrasen, mit denen er seiner fernen Freundin, Mademoiselle Eve Curie, lallend huldigte: "Eve est incomparable! Ah, comme elle est belle! Quelle femme! Elle est in-com-pa...rable..." -- Miss Thompson aber hielt immer noch beim Champagner aus. Um fünf Uhr morgens beendete sie ihren erstaunlichen Monolog über Krieg und Frieden, Gegenwart und Zukunft mit der knappen Mitteilung, dass sie nun nach Hause gehen müsse: "My secretary is waiting for me. I have to dictate a couple of articles before lunch."

3. Januar 1941. Tomski (Curtiss) in Uniform! Vor einigen Monaten hat er sich bei der "National Guard" gemeldet, und nun muss er mit seinem Regiment in ein Trainingslager irgendwo im Süden, im Staate Georgia. Die schweren Stiefel, die Jacke mit den goldenen Knöpfen, das dicke Khaki-Hemd -- alles sieht so unwahrscheinlich an ihm aus. Es tut mir weh, ihn in solcher Maskerade zu sehen. Das Militärische passt nicht zu ihm, er verabscheut den Krieg. Wie viele Pläne er hatte -- im Zusammenhang mit "Decision" zum Beispiel. Ohne seine Hilfe gäbe es die Zeitschrift nicht -- und gerade jetzt, ein paar Tage vor Erscheinen der ersten Nummer, muss er nach Georgia. Wozu? Um schiessen zu lernen... ~~Der Gedanke bedrückt und beschämt mich~~ Beschämender Gedanke: dass es der "Furor Teutonicus", der deutsche Wahnsinn ist, der dieses Unheil über die Welt ge=

bracht hat! Weil ein Volk im Herzen Europas seinen masochistischen In=ferioritätskomplex durch sadistisch-aggressive Gesten kompensieren muss, trägt mein Freund Curtiss, ein amerikanischer Zivilist, nun den Soldaten=kittel... Aber dies unselig problematische, schuldbeladene Volk -- gehöre ich nicht zu ihm? Ich fühle mich mit-schuldig. Ich bitte Tomski um Ent=schuldigung.

4. Januar. Gestern abend, zwanglose -- aber sehr bedeutungsvolle -- Radio-Ansprache Roosevelts: einer seiner regelmässigen "fireside chats". Mutig eindeutige, fast provokante Parteinahme für England, gegen Nazi-Deutschland. Ja, Amerika wird an diesem Kriege teilnehmen -- unter dem Eindruck der Roosevelt-Rede bin ich davon fester überzeugt als je.

10. Januar. Die erste Nummer der Zeitschrift scheint zu gefallen. Viel schmeichelhafte Briefe und Rezensionen; auch die Abonnenten vermehren sich -- was wichtiger ist. Aber ich selbst bin keineswegs ganz zufrieden. "Decision" darf nicht eine Parade glanzvoller Namen werden. Nicht so viel "Prominente"! Mehr Jugend! Mehr Experiment!

26. Januar. Der Zauberer, Mielein und E in Washington -- als Gäste des Präsidenten und seiner Frau. E schickt mir einen Brief aus dem Weissen Haus. Einfaches Briefpapier bescheidenen Formats; oben, in kleinen goldenen Buchstaben, der Absender: The White House, Washington D.C. Ich kann nicht leugnen, dass dies Stück Papier mich irgendwie beeindruckt, fasziniert. Botschaft aus einem Hause, wo vielleicht eben jetzt, gerade heute über die Zukunft unserer Zivilisation entschieden wird. Von Amerika hängt alles ab. Von Roosevelt hängt alles ab.

2. Februar. Mit E, Gumpert, Lotte Walter, in der Eröffnungsvorstellung des Österreichischen Theaters: "Les Parents Terribles" von Cocteau. Grosses Vergnügen, den doppelbodig amüsanten, schlau konstruierten Reisser endlich auf der Bühne zu sehen -- freilich nur auf deutsch (Cocteau ~~verliert in~~

lässt sich kaum übersetzen), in einer oft peinlich naiven Aufführung und vor einem ziemlich gespenstischen Parkett. Wie eine "grosse Premiere" in Wien oder Berlin -- vor fünfzehn Jahren! Da sitzt Alfred Polgar mit seiner Frau; dort Kurt Pinthus neben Manfred Georg, der jetzt in New York eine übrigens sehr gutgemachte deutsche Wochenschrift, "Der Aufbau", redigiert. Curt Riess ist natürlich dabei, auch Kesten, Ferdinand Bruckner, Franz Schönberner, Oscar Maria Graf... Wie viel gute Bekannte man hat! Heinrich Eduard Jacob erzählt mir über zwei Parkettreihen hinweg, dass der Anton Kuh gestorben ist -- vor einigen Tagen schon. Das wäre ja an sich nicht so arg. Unheimlich nur, dass sein Verschwinden, selbst in diesem abgeschlossenen Emigrantenzirkel, zunächst überhaupt nicht bemerkt worden ist. Und war doch einmal ein fast berühmter Mann!

Wie sang- und klanglos man heutzutage abtritt...

17. März. Gestern abend mehrere Stunden bei Wystan (Auden); Arbeit an dem "zwanglosen Gespräch", das wir übermorgen am Rundfunk miteinander führen sollen. Das Thema -- "Die Funktion des Schriftstellers in der politischen Krise" -- ist natürlich viel zu komplex, als dass es sich in einer Viertelstunde auch nur annähernd erschöpfen liesse. Trotzdem könnte es ein interessanter Dialog werden -- gerade durch die Gegensätzlichkeit unserer Gesichtspunkte. Wystan -- früher (noch vor drei oder vier Jahren!) ein viel entschiedenerer politischer Aktivist, als ich es jemals gewesen bin -- ist jetzt der Ansicht, dass der Schriftsteller jede Berührung mit der politischen Sphäre meiden sollte. Derselbe W. H. Auden, der 1937 das schöne Kampfgedicht "Spain" schreiben konnte, lässt sich 1941 folgendermassen vernehmen: "Wenn ich auf die politischen Aktivitäten der literarischen Welt in den letzten zehn Jahren zurückblicke, kann ich mich des Gefühls nicht erwehren, dass wir bei grösserer Zurückhaltung und Mässigung vielleicht stärker gewirkt, mehr ausgerichtet hätten. Der Künstler, wenn er auch nur halbwegs erfolgreich ist, nimmt ja in einer modernen, demo=

kratischen Gesellschaft ~~insofern~~ eine ~~durchaus~~ ~~einzigartige Stellung~~ Ausnahmestellung ein, da als er sich einer ~~fast unbegrenzten~~ viel grösseren Bewegungs- und Handlungsfreiheit erfreut als alle übrigen Bürger; weder der Staat noch irgendein anderer Chef haben ihm zu befehlen. Aber gerade diese Unabhängigkeit, diese soziale Losgelöstheit ist es vielleicht, die sein politisches Urteil trübt oder verzerrt; denn der 'freie Künstler' hat das Problem der politischen Macht nie am eigenen Leibe erlebt und also wohl nie begriffen. So dürfte die Schwäche zu erklären sein, die der politisierende Künstler für extreme Positionen zeigt -- seine bedenkliche Neigung, das Heil entweder in der Anarchie oder aber bei einem 'guten Diktator' zu suchen."

Auch werden wir von Auden ermahnt, keine politische Formel, kein soziales Programm jemals für die endgültige, absolute Wahrheit zu halten -- woraufhin ich denn doch zu bemerken habe: "Gewiss ist jeder Fanatismus, jeder 'blinde Glaube' schädlich und gefährlich; aber eine ebenso grosse Gefahr liegt wohl in jener lähmenden Skepsis, vor der alle Werte gleich fragwürdig, gleich relativ werden. Freilich enthält kein politisches Dogma die 'absolute Wahrheit'; aber gewisse Dogmen sind von diesem Ideal noch weiter entfernt als andere: woraus sich für den Intellektuellen, den 'freien Schriftsteller' -- auch oder gerade für ihn! -- doch wohl die Verpflichtung zur Wahl ergibt."

Wystan gibt mir hierin recht, erinnert aber zum Schluss daran, dass die eigentliche Entscheidung des Künstlers und des Intellektuellen sich nicht in der politischen Sphäre zu vollziehen habe, sondern auf der moralischen Ebene. "Vor allem müssen wir unseren Sinn für absolute ethisch-religiöse Werte wiederfinden. Gelingt uns dies nicht, so werden wir dem Totalitätsanspruch der Macht, des Staates auf die Dauer nichts entgegenzusetzen haben."

8. April. Das vierte "Decision"-Heft ist beinah zufriedenstellend. Sehr wesentlich, sehr aktuell der Aufsatz des gescheiten, progressiven Max Lerner über "Democracy for a War Generation" mit seiner Forderung nach genau formu-

lierten, kühnen und realisierbaren demokratischen Kriegszielen. Auch der Artikel von Maurice Samuel, "The Destruction of the Intelligence", scheint mir bemerkenswert. Ausgezeichnetes über Psychologie und Methoden moderner Propaganda -- wobei er die Göbbels'sche nur als ein extremes Beispiel nimmt. Jede Propaganda, auch die gutgemeinte, hat es auf die Verdummung der Massen abgesehen: "The real objective is, always and continuously, the depression of the human intelligence."

Was meinen eigenen (etwas zu langen) Essay über Walt Whitman betrifft, so kann ich nur hoffen, dass wenigstens ein Teil des Gefühls, welches mich beim Schreiben bewegte, in ihm nachschwingen und sich auf den Leser übertragen möge. Gerne wüsste ich, ob Sherwood Anderson, ein amerikanischer Dichter von wirklichem Format, an meinem Versuch Gefallen gefunden hätte...

Andersons Tod -- auf einer Reise, irgendwo weit fort --, "this far-away death" (wie es in Muriel Rukeysers schönem Nachruf heisst) hat mich mehr betrübt, als in Anbetracht unserer kurzen Bekanntschaft vernünftig scheinen könnte. Aber vielleicht ist es gerade dies, was mich so traurig macht: dass ich ihn so wenig kannte, ihm nicht näher zu kommen suchte, obwohl er mich doch mit solcher Freundlichkeit empfing.

Ich erinnere mich der Nachmittagsstunde in seinem ziemlich engen, ziemlich dunklen New Yorker Hotelzimmer -- Tomski war auch dabei. Andersons Gesicht gefiel mir auf den ersten Blick; und je länger ich es ansah, desto lieber wurde es mir. Es war ein Gesicht mit weiten, ruhigen Flächen -- etwas schlaff schon, etwas gedunsen, aber stark dabei; ein gutes, reiches Gesicht -- das Gesicht eines Mannes, der viel erlebt und viel verstanden hat: alles Menschliche ist ihm vertraut, die ganze Skala der Sehnsüchte und Leidenschaften: nur für das Kleinliche, die Bosheit, das Gemeine hatte er niemals Zeit.

Zum Abschied sagte er uns: "Come again." Aber Tomski musste nach Georgia, und ich war zu beschäftigt. So wurde der Besuch nicht wiederholt. Und ich hätte doch so viel von ihm lernen können.

20. April. Endlich ein Brief von André Gide! Er ist in Südfrankreich und scheint bis auf Weiteres dort bleiben zu wollen; die Gerüchte über seine bevorstehende Amerikareise waren also wieder einmal "without any foun=dation" -- aus der Luft gegriffen. Übrigens macht der Ton seines Schreibens es nur zu deutlich, dass er sich in einem Zustand der Depression und Ent=mutigung befindet. Ob er mir etwas für "Decision" schicken wird? Seine Zusage klingt recht bedingt: "Ich will versuchen, Ihnen möglichst bald ein paar Seiten zukommen zu lassen. Aber ich wage nicht, ein festes Ver=sprechen zu geben; denn von fünf Tagen sind es mindestens vier -- wenn nicht gar neun von zehn! --, die mich zur Arbeit völlig ausserstande finden. Und zu den inneren Hemmungen kommen die äusseren -- all diese 'Rück=sichten', die zu nehmen sind..."

Das Wort "Rücksichten" -- in Anführungszeichen! -- sagt genug. Der Zensor! Vichy! Die Nähe der deutschen Macht!

Gide ist ein Gefangener.

2. Juni. Die Zeitschrift macht viel mehr Mühe, bringt viel mehr Ärger und Aufregung mit sich, als ich jemals für möglich gehalten. Am lästigsten ist natürlich das Geldproblem. War es also doch fehlerhaft, ein solches Unternehmen mit relativ geringen Mitteln zu beginnen? Man hat mich gewarnt, aber ich wollte nicht hören. Und nun weiss ich nicht, wie ich die nächste Druckerrechnung zahlen soll... Quälende Verhandlungen mit Geldgebern -- die nichts geben wollen. Ach, diese Reichen! Wie launisch sie sind! Wie grausam! Sowie sie merken, dass man Absichten auf ihr geliebtes Bankkonto hat, ziehen sie sich zurück. Aber freilich, wenn sie nicht geizig wären -- sie blieben nicht lange reich. Und wenn sie kein Geld mehr hätten -- was würde dann aus ihnen?

Bei all dem habe ich doch Freude an "Decision" und denke nicht daran, mein Sorgenkind aufzugeben. Gute Zusammenarbeit mit dem begabten und sen=sitiven, freilich auch etwas kapriziös-schwierigen Christopher Lazare,

der jetzt zu meinem "editorial staff" gehört. Interessante Beiträge von jungen Amerikanern -- wie viel Talent es hier gibt! In der Juni-Nummer, eine entschieden merkwürdige, schwermütig-groteske "short story" von Eudora Welty, deren Namen man sich merken muss. (Sie kommt aus dem "Tiefen Süden", wie Carson McCullers -- wie Faulkner, von dem Beide, Welty und McCullers, beeinflusst sind.) -- Recht geglückt auch, eine "International Anthology" -- mit Versen von Jules Romains, Berthold Viertel, Franz Werfel (im deutschen, bez. französischen Original, mit englischer Übersetzung) und einem dreisprachigen Gedicht (deutsch-französisch-englisch) von Eugene Jolas, der an das Kommen einer gemischten "Atlantischen Sprache" glaubt. -- Im kritischen Teil, eine sehr brilliante, sehr scharfe, übrigens ziemlich alarmierende Glosse von Martin ~~Gumpert~~ Gumpert über Lawrence Dennis, "An American Fascist". ("Dennis is unquestionably the brains behind Lindbergh, Anne Morrow, Wheeler, Taft, and all the others who are, knowingly or unknowingly, preparing the collapse of democracy.") -- Und für das Juli-Heft habe ich Zauberers grossen Artikel über "Germany's Guilt and Mission".

29. Juni. Hitlers Überfall auf die Sowjetunion ist ein Ereignis von so enormer Tragweite, dass ich es kaum zu kommentieren wage -- nicht einmal in diesen persönlichen Notizen, geschweige denn öffentlich. Aber dies will ich doch heute aufschreiben: dass in meiner ersten, instinktiven Reaktion auf die ungeheure Neuigkeit das Gefühl der Erleichterung überwiegt. Gewiss, man ist entsetzt, empört, erschüttert, auch besorgt. (Wie lange kann Russland sich halten? Wird das Hakenkreuz bald von den Türmen des Kremls wehen, wie von der Prager Burg und den Pariser Palästen?) Aber man atmet doch auf. Die Luft ist reiner geworden. Der Stalin-Hitler-Pakt -- eine der grössten Perversitäten und Paradoxe der Weltgeschichte -- gehört nun der Vergangenheit an: zusammen mit "München" und anderen blamablen Erinnerungen...

Und die Zukunft...?

Am gleichen Tag, später. Niemand weiss, was geschehen wird. Aber selbst an=

genommen, die Rote Armee wäre wirklich so schwach, wie man hier allgemein zu glauben scheint -- die Invasion der Sowjetunion wird Hitler immer noch teuer genug zu stehen kommen. Er hat einen Fehler gemacht -- den entscheidenden. Es ist der Anfang vom Ende.

Ist er toll -- dieser Hitler? Er hätte sich mit dem England Chamberlains gegen das kommunistische Russland verbünden können -- oder mit dem kommunistischen Russland gegen die angelsächsisch-kapitalistische Welt. Er aber greift beide an! Ja, er ist toll -- Gott sei Dank!

In seiner Tollheit wird er zustande bringen, was keiner Diplomatie gelingen wollte -- die Alliance zwischen Ost und West, zwischen Bolschewismus und Demokratie, zwischen Moskau und Paris-London-Washington. Wenn diese Grosse Koalition sich wirklich bilden und bewähren sollte -- nicht nur im Kriege, sondern auch nachher --: unsere bedrohte Zivilisation wäre vielleicht gerettet. Wie dankbar wollten wir dem tollen Hitler sein (der dann schon längst ein toter Hitler wäre...)

10. August. "Einsamer nie als im August..."

Die Zeile von Gottfried Benn (den es eigentlich gar nicht mehr geben sollte) will mir nicht aus dem Sinn.

> Einsamer nie als im August:
> Erfüllungsstunde --, im Gelände
> die roten und die goldenen Brände,
> doch wo ist deiner Gärten Lust?
>
> .....
>
> Wo alles sich durch Glück beweist
> und tauscht den Blick und tauscht die Ringe
> im Weingeruch, im Rausch der Dinge,
> dienst du dem Gegenglück, dem Geist.

Das "Gegenglück", dem ich zur Zeit diene, heisst "Decision". Die Zeitschrift hält mich fest. Ich bin an New York gebunden.

New York glüht. New York schwitzt. New York trieft und dampft, New York stinkt, New York stöhnt, New York geht aus dem Leim -- der New Yorker Asphalt ist schon ganz aufgeweicht, eine zähe Masse... Die Hitze, die am Tage infernalisch scheint, wird in der Nacht noch schlimmer. Keine Kühlung!

Kein Hauch vom Meer! Nur der sengende Atem der Hochhäuser, in deren ge=türmtem Gemäuer sich die ganze Glut des Tages zu akkumulieren scheint wie in gigantischen [redacted] Öfen.

"Einsamer nie als im August..." Ich wandere nachts durch diese heissen, dunklen Strassen -- immer in Schweiss gebadet, immer allein. Ich atme diese feuchte, schwere, mit Sinnlichkeit geladene Treibhaus- und Dampfbadluft. Ich bin im=mer hier. Seit der Auflösung unseres Princeton-Hauses -- das dürfte im April gewesen sein -- habe ich die Stadt nicht einen Tag verlassen, nicht eine Stunde war ich auf dem Land. Die Stadt gefällt mir. Ich mag Städte. Ich mag diese Stadt. New York gefällt mir, auch mit aufgeweichtem Asphalt. Ich habe keine Sehnsucht nach den Bergen oder nach dem Meer. Auch nach Menschen habe ich kein Bedürfnis.

E ist in England. Die Eltern sind in Kalifornien, wo sie sich endgültig niederlassen wollen. Von den vielen Bekannten, die ich hier habe, scheinen die meisten, fast alle, in kühlere Regionen geflohen zu sein. Manchmal ver=bringe ich einen Abend mit Christopher Lazare. Oder mit Landshoff, der seit einiger Zeit hier ist. Oder mit Muriel Rukeyser, die sich neuerdings dem Redaktionsstab von "Decision" angeschlossen hat.

Aber sogar diese wenigen Geführten verschwinden von Freitag nachmittag bis Montag früh. Ich bleibe -- gelähmt, gefesselt vom Dämon dieses gnadenlosen Sommers. Ich kann mich nicht bewegen. Mein Zimmer im "Bedford" wird zum dumpfen [redacted] Käfig, aus dem es kein Entrinnen für mich gibt...

Der einzige Trost dieser infernalischen Weekends sind die Anrufe aus der Stadt Savannah im Staate Georgia. Jeden Sonntag kommt Tomskis vertraute Stimme aus dieser fremden, südlichen Stadt, wo es gewiss noch heisser ist als er. Er hat ein Hotelzimmer dort; für ihn aber ist es kein Käfig, sondern ein kleiner Hafen, eine Zufluchtsstätte, wo er sich nach einer harten Woche in "Camp Stewart" vierundzwanzig Stunden der Erholung gönnt. Er erzählt mir von den Märschen, den Schiessübungen, dem groben Sergeanten -- wie anstren=gend und öde, wie hässlich und wie sinnlos alles ist. Er fragt nach New York

-- mit welcher Gier erkundigt er sich nach allem, was hier geschieht! Dabei geschieht so wenig... Er fragt mich nach meiner Arbeit. Und ich bin so faul!

In seiner martialischen Verbannung und Sklaverei beneidet er mich um meine Musse, meine Unabhängigkeit. Wüsste er, wie ich die Zeit vergeude! Wie wenig Genuss und Gewinn mir meine Freiheit bringt!

Ich schäme mich vor ihm. Ich möchte etwas tun, etwas leisten, wovon ich ihm am Telephon erzählen könnte. "Decision" genügt mir nicht mehr. Artikel genügen nicht. Ich will etwas Grösseres schreiben -- etwas Grosses: ein Buch!

Ein Buch, in englischer Sprache...; damit ich dem Tomski etwas zu berichten habe, wenn das Ferngespräch, der "person-to-person call" aus Savannah kommt. "Imagine! The first chapter is practically finished..."

Ein Buch...

Am gleichen Tag, später. ... Aber was für ein Buch?

Die Stunde ist ernst. Ich weiss um den Ernst der Stunde. Mir ist ernst zumute. Ich will ein ernstes Buch schreiben -- ein aufrichtiges Buch.

Kann ein Roman ganz ernst, ganz aufrichtig sein? Vielleicht. Aber ich will keinen schreiben -- nicht jetzt, nicht zu dieser Stunde. Ich bin müde aller literarischen Clichés und Tricks. Ich bin müde aller Masken, aller Verstellungskünste. Ist es die Kunst selbst, derer ich müde bin? Ich will nicht mehr lügen. Ich will nicht mehr spielen. Ich will bekennen.

Die ernste Stunde -- das ist die Stunde der Konfession.

11. August. Was ich da gestern abend unter dem Einfluss der betäubenden Hitze und einiger Whiskey-Sodas hingekritzelt habe -- leuchtet es mir noch ein, da ich es nun mit nüchternem Kopf, bei etwas abgekühlter Temperatur bedenke? Ja und nein. Ich war aufgeregt, um nicht zu sagen "aufgewühlt", und habe wohl den Mund ein wenig voll genommen. "Müde der Kunst"? Was nicht gar! Aber die Idee, gerade jetzt, im Augenblick der Krise, ein "Bekenntnis" abzulegen -- das heisst also: eine Autobiographie zu schreiben -- scheint

mir attraktiv und plausibel: auch ohne Alkohol und bei relativ kühlem Wetter.

Jedes ehrliche, genaue Zeugnis zählt und hat Gewicht. Warum sollte meines wertlos sein?

Jedes Menschenleben ist zugleich einzigartig und repräsentativ; in jedem persönlichen Schicksal, jedem individuellen Drama spiegelt und variiert sich das Drama einer Generation, einer Klasse, eines Volkes und einer Zeit.

Was für eine Geschichte ist es denn, die ich zu erzählen habe?

Die Geschichte eines Intellektuellen zwischen zwei Weltkriegen -- eines Mannes also, der die entscheidenden Lebensjahre in einem sozialen und geistigen Vakuum verbringen musste: innig -- aber erfolglos -- darum bemüht, den Anschluss an irgendeine Gemeinschaft zu finden, sich irgendeiner Ordnung einzufügen: immer schweifend, immer ruhelos, beunruhigt, umgetrieben, immer auf der Suche...;

die Geschichte eines Deutschen, der zum Europäer -- eines Europäers, der zum Weltbürger werden wollte;

die Geschichte eines Individualisten, dem vor der Anarchie fast ebenso sehr graut wie vor der Standardisierung, der "Gleichschaltung", der "Vermassung";

die Geschichte eines Schriftstellers, dessen primäre Interessen in der ästhetisch-religiös-erotischen Sphäre liegen, der aber unter dem Druck der Verhältnisse zu einer politisch verantwortungsbewussten, sogar kämpferischen Position gelangt...

Meine Geschichte -- möglichst ehrlich, möglichst genau ist sie aufzuschreiben, mit all ihren Zeit-bedingten, Zeit-charakteristischen Zügen, mit ihrer besonderen und aparten Problematik. (Der Schatten des väterlichen Ruhms auf meinem Weg...: ja, das gehört auch hinein.)

Ich hätte Lust, gleich mit der Arbeit anzufangen. Will mit Landshoff darüber sprechen. Vielleicht wird es etwas für den amerikanischen Verlag, den er hier mit Bermann-Fischer aufgemacht hat?

Am gleichen Tag, später. Aufrichtig sein! Nicht mehr lügen! Den Mut zu sich selber haben! Warum sollte ich mich bemühen, irgendjemandem zu schmeicheln oder Eindruck zu machen? Ich bin allein. Ich bin frei. Ich besitze nichts; ich will keinen Besitz. Warum sollte ich diplomatisch sein? Auf wen sollte ich Rücksicht nehmen? Ich kümmere mich nicht um den Stand der Börse, nicht um die Sexual-Tabus bourgeoiser oder marxistischer Zeloten, nicht um die Phrasen irgendeines Nationalismus. Der Nationalismus -- jeder Nationalismus gilt mir als die gefährlichste und dümmste Verirrung des modernen Menschen. Ich habe mich von meiner Nation getrennt, weil mir ihre aggressive Prahlerei zum Ekel wurde. Ich glaube an die unteilbare, universale Zivilisation, nach der das Jahrhundert verlangt.

Am gleichen Tag, noch später. Alleine? Frei? Ich bins. Aber ist es ein Grund zum Frohlocken? Freiheit kann zur Verzweiflung führen.

Angst vor der Verzweiflung.

22. August. Zwei Zitate würde ich gern meiner Autobiographie als Mottos voranstellen. Das eine, aus den Tagebüchern Franz Kafkas:

"Nicht verzweifeln, auch darüber nicht, dass du nicht verzweifelst. Wenn schon alles zu Ende scheint, kommen doch noch neue Kräfte angerückt, das bedeutet eben, dass du lebst."

Das andere, aus der "Porte étroite" von André Gide:

"Je me figure la joie céleste non comme une confusion en Dieu, mais comme un rapprochement infini, continu... et si je ne craignais de jouer sur un mot, je dirais que je ferais fi d'une joie qui ne serait pas progressive."

Ohne Datum: Wenn es Gott nicht gäbe, wir müssten Ihn erfinden. Könnte es dem Schöpfer zugemutet werden, im Nicht-Sein zu verharren, während Seine Schöpfung sich in tausendfacher Wandlung unersättlich selbst geniesst? Welch unfassbares, unerträgliches Leid es für Ihn wäre, nicht mit uns leiden

zu dürfen.

Wäre Er nicht -- aus Erbarmen müsste die Kreatur Ihn kreieren.

Am gleichen Tag, später. Aber Er IST!

Da wir uns Seine Existenz vorzustellen vermögen, wird Seine Nicht-Existenz unvorstellbar. Die Konzeption des Göttlichen muss göttlichen Ursprungs sein. Die Frage nach Gott, das Suchen nach Gott wird zum Gottesbeweis.

Woher käme unser schöpferischer Impuls, wenn nicht vom Schöpfer?

Und doch verhält es sich so, dass Gott des Menschen bedarf, vom Menschen abhängt. In unserem Gedanken wird Er sich Seiner selbst bewusst; in unserer Sehnsucht erkennt Er das Eigene Gefühl. Vielleicht -- sehr wahrscheinlicherweise -- hat Er auch noch andere Instrumente der Selbst-Erkenntnis, der Selbst-Identifizierung; wir sind nicht Sein einziger Spiegel. Aber sogar wenn unser Gottesbegriff nur einer unter unendlich vielen wäre -- Er könnte ihn nicht entbehren. Sein unendliches Wesen will unendlich oft geahnt, gedacht, gedeutet sein.

Er braucht uns...

Diese Einsicht involviert Verantwortungen ungeheurer Art. Gott will, dass wir Ihm gefällig seien -- hier und jetzt, auf unserem irdischen Plan. Andere Welten gehen uns nichts an. Ich glaube, dass es andere Welten gibt; aber sie haben keinen Bezug auf unsere hiesige und jetzige Pflicht, unser jetziges, hiesiges Drama. Der Gedanke an diese anderen Welten ist eher geeignet, unseren Geist zu verwirren und von seiner jetzig-hiesigen, einzig relevanten Aufgabe abzulenken.

Da wir das Unendliche nur im Gleichnis des Endlichen erfassen können, wird das Endliche von unendlicher Bedeutung; denn nur über die erfüllte Endlichkeit führt unser Weg zum Unendlichen.

Er braucht uns. Wenn wir uns im Endlichen nicht erfüllen, bleibt auch Seine Unendlichkeit unerfüllt. Unsere Niederlage wäre auch die Seine; unsere

Lüge beeinträchtigt Seine Wahrheit; unsere vergängliche Schande entstellt, versehrt Sein unvergängliches Bild.

Je mehr ich an Gott denke, je inniger ich mich mit Ihm beschäftige, desto deutlicher wird mir die enorme Wichtigkeit, die metaphysische Relevanz unserer jetzig-hiesigen Probleme und Affären.

3. September. Sehr beschäftigt mit den Vorarbeiten zur Autobiographie ("The Turning Point") und mit "Decision". Das September-Heft macht mir Freude -- vor allem die "English War-Time Anthology". Wichtige Beiträge von Harold Laski, Julian Huxley, E. M. Forster, Stephen Spender, Dylan Thomas. Alles, was jetzt aus England kommt, ist von ~~erfreulich~~ hohem Niveau und zeugt von ~~hoher~~ sittlich-politischer Reife. Es ist eine vornehm gelassene, elegante Entschlossenheit, mit der das bedrohte, beschädigte England sich behauptet. Kein Hurra-Patriotismus! Kein Fahnenschwingen oder Säbelrasseln! Kein Hass! Man bleibt sich der moralischen Werte bewusst, um die es in diesem Kriege geht und die im Prozess des Kampfes nicht preisgegeben werden dürfen. Man will nicht nur den Krieg gewinnen, sondern auch den Frieden.

Gleichfalls in der September-Nummer -- damit wir nicht zu optimistisch werden! -- ein Aufsatz mit dem ominösen Titel "Post-War Apocalypse". Der Autor, Henry G. Alsberg (ein literarischer Vorkämpfer der Roosevelt'schen "New Deal"-Philosophie) prophezeit eine chaotisch aufgewühlte, tragisch uneinige Nachkriegswelt. "The outlook is dark, whichever way you look at it..."

16. September. Arbeit an einer deutschen Anthologie für die Oktober-Nummer: "short story" von A. M. Frey; Essays von Frank Kingdon, Heinrich Mann, Hermann Kesten, Gustav Regler; Lyrik von Bert Brecht und -- Stefan George, den man hier fast nicht kennt. Unterhaltung über Grösse und Gefährlichkeit dieser so sehr deutschen, fragwürdig-liebenswerten Dichterfigur mit Peter Viereck -- ~~mehr~~ sympathischer, ~~mehr~~ begabter Sohn des politisch suspekten, literarisch zweitklassigen alten George Sylvester Viereck. Während der anrüchige Papa für Nazi-Deutschland Propaganda macht, untersucht Peter

die geistesgeschichtlichen Wurzeln und historischen Hintergründe der gegenwärtigen deutschen Psychose. In seinem Buch "Metapolitics: From the Romantics to Hitler" gibt es viel zu lernen -- selbst für mich, der ich mich doch im Labyrinth der germanischen Seele ein wenig auszukennen glaube. Aber dieser junge Amerikaner (teilweise deutscher Abkunft) scheint mit dem Problem des Deutschtums fast ebenso vertraut wie unsereiner -- und steht ihm dabei doch mit grösserer Distance gegenüber.

Mit Peter verabredet, dass er den Zyklus von George-Gedichten im Oktober-Heft einleitet. Wollte es erst selber tun, aber mir fehlt die Objektivität: Mein George-Bild würde entweder zu idealisch ausfallen -- oder zu gehässig. (Oder beides -- was das Schlimmste wäre!)

Am gleichen Tag, später. Heute nachmittag, in der "Bedford"-Bar, erregten E und ich den Unwillen eines älteren Gentleman, indem wir deutsch miteinander sprachen. Erst begriffen wir gar nicht, warum er an seinem Tisch so unheilverkündend brummte und knurrte -- bis er endlich aufsprang und vor uns hintrat mit purpurner Zornesmiene. "Stop it!" brüllte der cholerische Greis. (Es war recht beängstigend: der Schlag hätte ihn treffen können.) "That damned Nazi talk! Stop it! Shut up! Or speak English!"

Er hätte noch lang getobt, aber E unterbrach ihn -- ganz damenhafte Liebenswürdigkeit. "Delighted to meet you, Sir!" Sie sprach mit ihrem feinsten britischen Akzent -- wodurch der aggressive Alte so beeindruckt war, dass ihm der Mund buchstäblich offen stehen blieb. Der Mund blieb offen, während E mit schöner Würde fortfuhr: "Ich verstehe Ihre Animosität, mein Herr; ich teile Ihren Abscheu vor den Nazi-Greueln. Aber da Amerika sich noch immer nicht entschliesst, das greuliche Regime zu bekämpfen oder auch nur zu boykottieren -- was soll der Boykott einer Sprache, die übrigens in ihrer richtigen und reinen Form mit dem Nazi-Kauderwelsch kaum irgendeine Verwandtschaft hat?"

17. September. "The Myths of Childhood" (erstes Kapitel des "Turning Point") abgeschlossen. Merkwürdig, diese Beschwörung frühesten Erlebens -- in fremder Zunge...

Und wenn ich den "Turning Point" später einmal, nach dem Kriege, in deutscher Sprache publizieren will -- wer soll ihn übersetzen? Ich natürlich -- wer sonst? Ich könnte nicht mein Leben von einem anderen auf deutsch erzählen lassen. Ich muss es selber tun.

Das ganze Buch noch einmal schreiben! Ein Albtraum...

(Auch diese Notizen -- in englischer Sprache aufs Papier geworfen -- werden von meinem "alter ego", meinem deutschen Ich zu übertragen sein.)

Am gleichen Tag, später. Das Sprachproblem -- höchst quälend, höchst verwirrend...

Julien Green, der jetzt auch englisch schreibt (übrigens auch ein Erinnerungsbuch) erzählte mir neulich von seinen Schwierigkeiten. Dabei ist er -- der in Frankreich geborene und erzogene Amerikaner -- völlig zweisprachig aufgewachsen! Aber gibt es das überhaupt -- völlige Zweisprachigkeit? Da Green sich nun einmal für das Französische entschieden hat, fühlt er sich -- wie er mir versichert -- im Englischen nicht mehr so recht zuhause; obwohl es doch eigentlich seine "erste Sprache" ist...

Wenn die linguistische Metamorphose (die in seinem Fall [illegible] doch nur eine Rückverwandlung, eine Heimkehr ist) schon ihm so viel Qual und Mühe macht -- wie sollte ich sie zu bestehen hoffen?

Je tiefer ich ins Englische eindringe, desto stärker empfinde ich die eigene Unzulänglichkeit. Wie unendlich reich ist diese Sprache -- die Sprache Shakespeares und Burkes, Melvilles und Whitmans! Und wie verschieden ist sie von der unseren!

Der unseren? Bin ich dem Deutschen nicht schon halb entfremdet? Vielleicht läuft es darauf hinaus, dass man die Muttersprache verlernt, ohne mit der neuen Zunge jemals ganz vertraut zu werden...

Aber wenn ich keine Sprache mehr ~~habe~~ hätte -- was ~~bleibt~~ bliebe mir denn noch...?

Am gleichen Tag, noch später. Frappiert von diesen Zeilen, die ich bei T. S. Eliot (in seinem Gedicht "East Coker") finde:

> So here I am, in the middle way, having had twenty years --
> Twenty years largely wasted, the years of l'entre deux guerres --
> Trying to learn to use words, and every attempt
> Is a wholly new start, and a different kind of failure...

Ein Meister, der in seiner eigenen Zunge schreiben darf -- und kämpft mit dem Wort, um das Wort, wie nur irgendein Anfänger oder wie einer, der sich auf eine neue Sprache umzustellen versucht...

Für ihn, wie für uns -- für jeden, dem es ernst mit der Sprache ist und mit dem Leben: immer wieder das Lernen und Umlernen, immer wieder das Scheitern, und dann "the wholly new start", der gänzlich neue Anfang.

"For us," sagt Eliot, "there is only the trying. The rest is not of our business."

Für uns gilt allein das Versuchen. Der Rest ist nicht unsere Sache.

Gutes, tröstliches Wort!

7. Dezember. PEARL HARBOR...

Meine Reaktion ist ähnlich wie vor einem halben Jahr, bei der Invasion der Sowjetunion --: die gleiche Mischung aus Entsetzen und Erleichterung (wobei das Moment der Erleichterung, auch jetzt wieder, überwiegt). Aber diesmal ist alles näher, wirklicher. Gefühl direkter, persönlichster Betroffenheit.

12. Dezember. Es ist beinah unmöglich, an irgendetwas zu denken, ausser an die "grossen Ereignisse".

Amerika ist im Krieg mit Nazi-Deutschland. Ich will in die amerikanische Armee. (Ich bin aber noch kein "citizen": darf mich also nicht freiwillig melden, sondern muss hübsch warten, bis man mich holt...)

20. Dezember. Nur die "grossen Ereignisse" im Kopf? Aber die Arbeit am

"Turning Point" geht weiter -- und der Kampf um "Decision" auch. Am Tage nach "Pearl Harbor" war mein spontanes Gefühl: Schluss mit der Zeitschrift! Wozu noch "Decision"? Die Entscheidung fällt anderswo... Aber Tomski und andere Freunde taten alles, um mich umzustimmen. Eine kosmopolitisch-pro=gressiv eingestellte Revue von hohem geistigen Niveau -- so wurde mir ver=sichert -- habe gerade jetzt eine vitale Funktion und müsse unbedingt geret=tet werden. Sei es drum! Aber die Schwierigkeiten häufen sich. Das Geld=problem geht mir immer mehr auf die Nerven.

Trost der Lektüre (immer wieder Gide, Eliot, Thomas Wolfe); Trost der Musik.

Sehr genussreicher Abend in der "Metropolitan Opera": "Die Zauber=flöte" (unter Bruno Walter). Tiefer denn je berührt von der holden Erhaben=heit, der lächelnden Majestät des Werkes. Welch strömender Reichtum der musikalischen Erfindung, der vielfach wechselnden, präzis und innig formu=lierten Emotion! Das Mozart'sche Genie entfaltet, verschenkt sich hier in seiner ganzen Fülle; "Die Zauberflöte" übertrifft selbst den "Figaro", ja, noch den "Don Giovanni" an dramatischem Effekt und kühner Inspiration. -- Auch das Libretto gefällt mir, trotz seinen naiven Fehlern. Sehr reizvoll, sehr suggestiv -- die Mischung aus aufklärerischem Freimaurer-Ethos und phantastischer Laune, aus kindlicher Zauberposse und hohem Weihespiel. Die feierliche Vernünftigkeit, der ins Priesterliche gesteigerte "common sense" des Sarastro lässt an den späten Goethe denken; die stupende Viel=falt kontrastierender Stimmungen und Gesichte -- dies gewagte Nebeneinander komischer und ernster, burlesker und zärtlicher Elemente gemahnt an Shakespeares universale Gastlichkeit.

Wie brutal und bombastisch, wie indiskret und vulgär, ~~wie erdenschwer und bedrückend~~, wie langweilig erscheint Richard Wagners "Musikdrama" neben dieser magisch-amüsanten, heiter-profunden Kunst! Die reizende "Zauber=flöte" -- nicht die wüste "Götterdämmerung" -- antizipiert den musikalisch-dramatischen Stil der Zukunft: gesetzt, es gibt eine Zukunft mit Drama, mit

Musik, mit Stil... Halb ~~moralisches~~ humanistisches Lehrstück, halb barocker Mummenschanz, ~~zugleich humanistischer Ritus und bizarres Märchen~~, raisonable noch in der Caprice, edel noch im Ulk -- in all seiner schillernden Zusammengesetztheit und ~~strengen Harmonie~~ hohen Unschuld, mit all seinem Glanz, seiner Lieblichkeit, seinen Ahnungen, seiner Anmut möge Mozarts festliches Meisterwerk von künftigen Ge= schlechtern geliebt, verstanden, nachgeahmt und vielleicht gar übertroffen werden!

14. Januar 1942. Angesichts des Heroismus, mit dem die Rote Armee und das russische Volk die Nazi-Invasion bekämpfen, erscheint unser Urteil über die Sowjetunion in mancher Hinsicht revisionsbedürftig. Gewisse Tendenzen und Aspekte der Kreml-Politik, an denen wir Anstoss zu nehmen pflegten, werden erst jetzt verständlich. Wie steht es etwa, im Licht der ~~jetzigen~~ heutigen Ereignisse, um jene berüchtigten Prozesse von 1937? Die summarisch-rigorose Liquidierung der militärischen und "trotzkistischen" Opposition wurde damals in liberalen Kreisen als unerträglicher Skandal empfunden. Auch ich war tief empört -- und muss mich doch heute fragen, ob die garstigen Massenhinrichtungen vor fünf Jahren nicht doch vielleicht notwendig gewesen sind. Was damals in Moskau ausgerottet wurde -- war es nicht eben jene "Fünfte Kolonne", der die Demo= kratie in Frankreich, Holland, Belgien und anderen Ländern so geschwind zum Opfer fiel? Ohne die Prozesse von 1937 gäbe es heute, 1942, vielleicht keinen russischen Widerstand... Und Finnland? Wir alle schrien Zeter und Mordio, als dieses kleine und beliebte Land von der grossen und unbeliebten Sowjetunion überfallen wurde. Wie aber, wenn wir uns voreilig entrüstet hätten? Nein, Er= oberungslust war es wohl nicht, wodurch die Sowjetunion sich zu ihrem aggres= siven Akt bestimmen liess. Stalin griff an, um dem Angreifer zuvorzukommen. Er wusste, was Hitler plante -- und wie gefügig das anti-russische, pro-deutsche Helsingfors solchen Plänen war. Eine strategische Position von solcher Wichtigkeit musste gesichert werden...

Die Tatsache, dass Russland heute unser Bundesgenosse gegen Nazi-Deutsch=

land ist, soll uns freilich nicht blind für die Fehler des Sowjet-Regimes machen. Aber wenn dies Regime wirklich so hassenswert wäre und wenn es von den russischen Massen wirklich so gehasst würde, wie eine reaktionäre Presse uns seit über zwanzig Jahren einzureden versucht -- wie erklärt sich dann der zähe Heldenmut, mit dem das russische Volk sich jetzt verteidigt? Man sage mir doch nicht, die Liebe zur "russischen Erde" sei das einzige Motiv für solche Tapferkeit! Auch 1917 stand der Feind auf diesem heiligen Boden -- was die Bauern, Arbeiter und Intellektuellen aber keineswegs davon abhielt, den Krieg zu sabotieren; denn die Zarenherrschaft war nicht mehr erwünscht und man gedachte, sie loszuwerden. Auch der kommunistischen Diktatur könnte man sich jetzt entledigen, hätte man es darauf abgesehen. Gerade dies scheint nicht der Fall zu sein. Man sabotiert nicht: man kämpft. Wem gäbe das nicht zu denken?

(Hier liesse sich allerdings der Einwand machen, dass es auch im Hitler-Reich kaum nennenswerte Sabotage gibt. Auch dort steht die Nation "wie ein Mann" hinter dem Diktator -- ohne dass wir ihn darum weniger scheusslich fänden. Worauf aber denn doch zu erwidern wäre, dass der deutsche Tyrann bisher immer nur Siege aufzuweisen hatte und sogar jetzt noch siegt -- wenigstens scheint es so. Warten wir einmal ab, was aus der Popularität des Führers wird, wenn die Russen vor Berlin stehen und die westlichen Alliierten im Rheinland! Sollten die Deutschen selbst dann noch ihrem Adolf die Treue halten -- nun, so würde es nicht <u>für</u> diesen sprechen, sondern <u>gegen</u> jene...)

<u>31. Januar.</u> Man versichert mir allgemein, ~~dies~~ das soeben erschienene Doppelheft von "Decision" (die Januar-Februar-Nummer) sei das beste von allen. Schade, dass es auch das letzte ist. Es geht nicht weiter. Schluss! Mit ein paar tausend Dollars wäre das Ding zu retten; aber die sind nicht aufzutreiben...

Gefühl der Bitterkeit. Mit welcher Hoffnung, welchem Enthusiasmus habe ich dies Unternehmen angefangen! Wie viel Arbeit hat es mich gekostet! (Nicht zu reden von den finanziellen Opfern...) UMSONST...: immer wieder läuft es

darauf hinaus.

Einziger Trost: dass ich mich nun auf die Arbeit am "Turning Point" konzentrieren kann. Wie viel Zeit bleibt mir noch, um sie abzuschliessen? (Ich will in die Armee. Ich will Uniform tragen -- wie die anderen. Ich will kein Aussenseiter, keine Ausnahme mehr sein. Endlich darf ich mich einmal mit der Majorität solidarisch fühlen. Jeder Amerikaner sagt heute: "Let's lick that damned son-of-a-bitch over there, in Berlin!" Ich habe den gleichen Wunsch.)

23. Februar. Die Nachricht von Stefan Zweigs Selbstmord in Brasilien kam so völlig unerwartet, dass ich sie zunächst kaum glauben konnte. Bei Toller war man auf dergleichen vorbereitet; aber doch nicht bei ihm, der so lebensfroh, ja, geniesserisch, so verwöhnt vom Glück, so ausgeglichen, so vernünftig schien! Er hatte Ruhm, Geld, sehr viele Freunde, eine junge Frau -- und warf alles fort... Warum? In seinem Abschiedsbrief ist vom Krieg die Rede. Der Krieg -- Triumph der Barbarei, Durchbruch zerstörerischer Urinstinkte! Dem Humanisten graut. Ist dies noch seine Welt? Er erkennt sie nicht mehr. "Ich passe nicht in diese Zeit. Diese Zeit missfällt mir..." Und greift zum Gift. Ruhm, Geld und Freunde lässt er hier zurück; die junge Frau aber wird mitgenommen.

Ist es so einfach? Ach, was wissen wir...

Ich lese seine Briefe aus den letzten Jahren wieder durch. Hier dankt er für ein Buch, dort übt er Kritik, gibt Ratschläge, verspricht einen Artikel, erzählt von einer Reise, einem Theaterabend. Sonst nichts? Doch, manchmal gibt es wohl ein Wort der bitteren Ironie oder Müdigkeit, gedämpfte Seufzer und diskrete Klagen. Mir fiel nichts auf. Ich verstand ihn nicht. Ich hielt ihn für den genüschig-weltoffenen Literaten, dem nichts nahe geht. Und er war ein Verzweifelter!

Als ich ihn zuletzt sah, hier in New York -- es ist nicht lange her: fünf oder sechs Monate, vielleicht sieben -- , da war er gewiss schon der

Verzweiflung nah. Er liess sich aber nichts merken, sondern gab eine "Cocktail-Party". Die "Party" verlief ganz munter; es waren fast nur Literaten da. Er war ja selbst mit Leib und Seele Literat, der Literatur verfallen und verschworen -- "good old Stefan Zweig"!

Nach dem Cocktail-Klatsch begegnete ich ihm nur noch einmal, auf der Strasse. Er kam mir auf der Fifth Avenue entgegen, ohne mich übrigens gleich zu bemerken. Er war "in Gedanken", wie man wohl sagt; es dürften keine sehr vergnügten Gedanken gewesen sein. Die Sonne schien, der Himmel lächelte; nicht aber "good old Stez", der eher düster wirkte. Da er sich unbeobachtet glaubte, gestattete er seinem Blick, starr und gramvoll zu werden. Keine Spur mehr von der heiteren Miene, die man sonst an ihm kannte. Übrigens war er an diesem Morgen unrasiert, wodurch sein Gesicht erst recht verfremdet und verwildert schien.

Ich sah ihn an -- das Stoppelkinn, die blicklos finsteren Augen -- und dachte mir: 'Nanu! Was ist los mit ihm?' Dann ging ich auf ihn zu: "Wohin des Weges? Und warum so eilig?" Er fuhr zusammen, wie ein Schlafwandler, der seinen Namen hört. Eine Sekunde später hatte er sich gefasst und konnte wieder lächeln, plaudern, scherzen -- verbindlich, angeregt wie eh und je: der weltmännisch gesittete und elegante, etwas zu glatte, etwas zu liebenswürdige homme de lettres mit wienerisch nasaler Stimme und von unzweifelhaft "eminent pazifistischer Gesinnung".

Aber das wildfremde Bartgesicht, das er mir erst gezeigt, hätte mir doch zu denken geben sollen. Ich dachte: 'Nanu?' Und er war ein Verzweifelter...

13. März. E macht mich darauf aufmerksam, dass heute das zehnte Jahr unseres Exils beginnt. Ein Jubiläum!

Werden wir -- werde ich jemals wieder in Deutschland leben? Wohl kaum. Übrigens scheint mir die Frage, was mich betrifft, eigentlich nicht mehr von grosser Wichtigkeit.

Ich bin weit gegangen -- zu weit, als dass an Rückkehr noch zu denken

wäre. Ich muss weiter gehen -- vorwärts, nicht zurück! --: oder ich verliere den Weg und gehe in die Irre.

Die alte Heimat findest du nicht mehr, auch eine neue ist dir nicht beschieden. Die Welt ist deine Heimat: eine andre hast du nicht.

Die ganze Welt wird meine Heimat sein: gesetzt, es gibt noch eine ganze Welt nach diesem Kriege...

Heimkehr oder Exil? Falsche Problemstellung! Überholte Alternative! Die einzig aktuelle, einzig relevante Frage ist: Wird aus diesem Kriege eine Welt erstehen, in der Menschen meiner Art leben und wirken können? Menschen meiner Art -- Kosmopoliten aus Instinkt und Notwendigkeit, geistige Mittler, Vorläufer und Wegbereiter einer universalen Zivilisation -- werden entweder überall zuhause sein oder nirgends. In einer Welt des gesicherten Friedens und der internationalen Zusammenarbeit wird man uns brauchen; in einer Welt des Chauvinismus, der Dummheit, der Gewalt gäbe es keinen Platz, keine Funktion für uns. ~~Aber wer möchte leben in einer solchen Welt?~~ Wenn ich ~~das~~ Kommen einer solchen Welt für unvermeidlich hielte -- ich folgte noch heute dem Beispiel des entmutigten Humanisten Stefan Zweig...

Aber warum sollte das Schlimmste immer ~~wieder~~ unvermeidlich sein? Ich bin nicht ohne Hoffnung. (Hoffnung als Pflicht. Hoffnungslosigkeit als Schwäche.)

5. März. Den Nachruf auf Stefan Zweig für "Free World" abgeschlossen. Nun wieder zum "Turning Point"! Bin schon bei "Anja und Estther", beim "Frommen Tanz". Das Englische macht mir kaum noch Schwierigkeiten.

Wenig Menschen; viel Lektüre -- vor allem Gide, der mir immer wieder neue Überraschungen bereitet. Lebhaftes Vergnügen an "Les Caves du Vatican".

26. März. Ein Abend bei der (ziemlich radikal links eingestellten) "League of American Writers". Harry Slochower (Literaturkritiker und Germanist, Autor eines sehr soliden Buches über Richard Dehmel) liest

ein Kapitel aus seiner neuen Arbeit "Literature in Wartime" -- über Ernst Toller, Stefan Zweig, Richard Wright. Nachher Diskussion, bei der F. C. Weiskopf (immer sehr sympathisch) und ein junger Neger-Schriftsteller (Namen vergessen) sich hervortun. Auch ich muss etwas sagen, bin aber in schlechter Form. Wie behindert, wie hilflos fühle ich mich in einem Kreis von Intellektuellen, die das Marx'sche Dogma als Evangelium akzeptieren! Slochower, Weiskopf und der junge Neger scheinen sich darüber einig zu sein, dass Toller und Zweig sich nicht umgebracht hätten, wären sie nur bessere Marxisten gewesen. Macht die Philosophie des dialektischen Materialismus den Menschen immun gegen manisch-depressive Zustände und Schlaflosigkeit -- immun gegen den "taedium vitae", gegen den "Todestrieb"? Oder muss man aufhören, Mensch zu sein, um Marxist werden zu können?

10. April. Beim tschechoslowakischen Konsul. Interessante Mitteilungen über das Wachsen der Widerstandsbewegung in "unserem" Lande. (Ich bin ja noch immer Bürger der Tschechoslowakei -- und immer noch stolz darauf!) Der Konsul erzählt mir von Sabotage-Akten in der Rüstungsindustrie, im Verkehrswesen, in den Kasernen, von illegalen Rundfunksendungen und Flugblättern, von Attentaten.

Und diese Dinge geschehen nicht nur in der Tschechoslowakei, sondern auch in Frankreich, Holland, Norwegen, Dänemark -- in allen besetzten Ländern!

Curt Riess zeigte mir gestern einen Stoss von Dokumenten, die er als Material für sein Buch "Underground Europe" gesammelt hat. So gross ist die Fülle dieser ermutigenden Berichte, dass nur ein Teil davon verwendet werden kann. Wollte Riess das ganze ihm zur Verfügung stehende Material benutzen -- sein "Untergrund"-Buch würde ein gar zu dicker Wälzer.

Skeptiker ermahnen uns, die strategische und politische Bedeutung dieser weitverbreiteten, aber desorganisierten und hilflosen Opposition nicht zu überschätzen. Gewiss, die tollkühnen Verschwörergruppen und

heroischen Individuen, die irgendwo zwischen Spitzbergen und Athen der Hitler-Macht heimlich trotzen, mögen heute als politisch-strategischer Faktor noch nicht in Frage kommen. Aber morgen? Wenn unsere Armeen erst in Europa stehen -- auf wen werden wir uns dann stützen? Wer ist unser Bundesgenosse? Eben jenes Fähnlein der Aufrechten, jene desperaten Freiheitskämpfer, über die man jetzt die Achseln zuckt. In der europäischen "résistance" bereitet sich eine Volksbewegung vor, die nicht nur in der letzten Phase des Krieges, sondern auch bei der Gestaltung des Friedens eine sehr entscheidende Rolle spielen wird.

21. April. Amerikanischer Luftangriff auf Tokyo; Lübeck von der RAF bombardiert. Gut so!

...Ich schreibe dies hin, und erschrecke. Wie, ist man schon so verhärtet, so entmenscht, dass man der Apokalypse Beifall klatscht? Denn apokalyptisch geht es ja wohl zu beim Bombardement einer modernen Stadt... Die Agonie unschuldiger Kinder, die Panik der Massen, das gehäufte Elend, die Zerstörung von Kathedralen und Krankenhäusern, Tempeln und Theatern, Gärten, Schulen, Arbeiterwohnungen, und Bibliotheken, ~~Bäckereien, Schwimmbädern und Warenhäusern~~ -- ist das "gut"?

Nicht gut, aber unvermeidlich! Hitler muss fallen. Alles, was ihn schwächt und seine Niederlage näher bringt, hat meinen Beifall. Die Bombardements schwächen Hitler. Ich bin für die Bombardements.

Am gleichen Tag, später. Aber was ~~nützte~~ würde der Sieg über das Nazi-Regime, nützen, wenn die Sieger sich vom Nazi-Geist infizieren liessen? Im Kampf gegen die äusserste Brutalität mögen brutale Mittel statthaft oder selbst notwendig sein. Indessen geziemt es sich, dass wir solche Mittel nur mit schlechtem Gewissen verwenden und akzeptieren. Die Skrupellosigkeit des Feindes darf uns nicht skrupellos machen. Gefahr der Ansteckung! Seien wir auf der Hut!

23. April. Gute Arbeit am "Turning Point". Es geht schneller, leichter, als ich erwartet hätte.

Weitere Beschäftigung mit André Gide (das Tagebuch; essayistische Prosa: über Montaigne, über Dostojewsky); gleichzeitig sehr innige und dankbare Wiederbegegnung mit deutschen Mystikern: Mechthild von Magdeburg, Jakob Böhme, Meister Eckhart, Angelus Silesius, Franz von Basder, Novalis... Zauberhafte Sphäre! Das "andere Deutschland" -- ja, hier offenbart es sich in seiner reinsten und schönsten Form!

24. April. Brief von der Militärbehörde ("Local Board No. 15-23 of the Selective Service") -- des Inhalts, dass "der Fall K. M." neu geprüft werden soll. "The board intends to make a new determination of the registrant's classification."

Mein Antwortschreiben (es ist schon unterwegs!) schliesst mit den folgenden Sätzen: "Wollen Sie bitte zur Kenntnis nehmen, dass ich bereit, ja, begierig bin, der amerikanischen Armee beizutreten -- auch schon vor meiner Naturalisation. Es ist mein aufrichtiger Wunsch, Ihrem Lande und unserer Sache zu dienen... Ich hoffe, es wird Ihnen möglich sein, meine Klassifizierung sofort zu ändern."

28. Mai. Gestern, das letzte Kapitel des "Turning Point" abgeschlossen. Heute, zur militärischen Untersuchung.

Ich möchte, dass sie mich nehmen. Ich will dabei sein. Endlich einmal dabei sein!

2. Juni. Ungewissheit. Verzögerung. Warten...

Der sommerliche Tag ist lang und drückend. Ich habe zu viel Zeit -- ein ungewohnter Zustand. Die Autobiographie ist fertig. Ich fühle mich ausgepumpt, erschöpft, unfähig zu neuer Arbeit. Übrigens wäre es riskant, gerade jetzt etwas Grösseres anzufangen. Jeden Tag kann ich ja "zu den Fahnen gerufen" werden. Ich wünschte, es wäre so weit!

Überdrüssig der Freiheit; überdrüssig der Einsamkeit. Sehnsucht nach Gemeinschaft. Der Wunsch, mich einzuordnen, zu dienen!

4. Juni. Der Militärarzt ist nicht mit mir zufrieden. "Vorläufig abgewiesen." Ich beantrage eine neue "physical examination". Aber darüber können Monate vergehen...

Und inzwischen?

In diesem Zimmer halte ich es nicht mehr aus. Seit September 1940 -- seit einundzwanzig Monaten also -- habe ich noch keine fünf Nächte ausserhalb New Yorks, ausserhalb des "Bedford" verbracht. Eine Luftveränderung! Etwas anderes!

Ich erwäge eine Reise nach Kalifornien -- zu den Eltern, die ich so lange nicht gesehen habe. Es wird doch Zeit, dass ich unserem neuen Heim in Pacific Palisades endlich einmal einen Besuch abstatte. Dort fände ich vielleicht sogar etwas Ruhe zur Arbeit.

15. Juni. Notizen zu einer Jakob-Böhme-Biographie -- und zu einem Buch über André Gide. Ich weiss nicht, welcher der beiden Pläne mich mehr reizt. Aber vielleicht werde ich weder zum einen noch zum anderen kommen. Denn während ich mit dem Verlag ("Creative Age Press") über den alten deutschen Propheten und den modernen französischen Proteus verhandle, bin ich auch in Kontakt mit einer etwas geheimnisvollen Organisation, die der "Army" irgendwie nahezustehen scheint, ohne übrigens ganz zu ihr zu gehören -- eine sogenannte "Liaison-Elite-Truppe", die wahrscheinlich mit Sabotage oder Spionage im besetzten Europa, oder gar in Deutschland selbst, zu tun hat. Dergleichen könnte abenteuerlich, gefährlich sein. Ich bin dabei! Zunächst freilich bleibt es beim Ausfüllen von Fragebögen. Die Offiziere, bei denen ich mich vorstelle (alle in Zivil!) sind von unverbindlicher Höflichkeit, sehr vage, sehr geheimnistuerisch.

29. Juni. Den Vertrag mit "Creative Age Press" unterschrieben -- es läuft

also auf den "Gide" hinaus.

Meine "Elite"-Organisation wird immer vager, immer geheimnisvoller. Nicht auf sie zu rechnen.

Ich sage mich in Kalifornien an.

Pacific Palisades, Calif.; 8. Juli. Wiedersehen mit der Familie -- auch E ist hier. Reizendes Haus, schöner Garten. Von meinem Zimmer geht der Blick über Palmen- und Orangenhaine bis zum Pazifischen Meer. Auf der anderen Seite liegt Los Angeles -- dekorativ hingebreitet. Abends, grosser Effekt der Lichter -- lebhaft und festlich glitzernd in der trocken-windstillen Luft.

Ich freue mich auf die Arbeit. Auf der langen Zugfahrt, "Les Nourritures Terrstres" und "Les Faux-Monnayeurs" nochmals durchgenommen. Das erste Kapitel ("Legend and Reality") skizziert.

15. August. Arbeit -- zehn, zwölf Stunden am Tag... Zum "Gide" kommen jetzt auch noch die "Turning Point"-Korrekturen. Das Buch soll im Herbst erscheinen.

30. August. [redacted]. Heute Brief von der "Army": ich bin zu einer neuen Untersuchung vorgeladen. Mache mich also zu schleuniger Abreise nach New York bereit. Wird es diesmal klappen...?

Vom "Gide" fehlen nur noch das letzte Kapitel und der Epilog.

New York, 7. September. Gestern, den ganzen Tag in "Governor's Island". Endloses Schlange-Stehen mit anderen Rekruten (meistens nackt); sehr ausführliche "physical examination". Wieder abgewiesen! Sehr traurig, sehr entmutigt.

6. Oktober. "André Gide: And the Crisis of Modern Thought" ist abgeschlossen -- zur Zufriedenheit des Verlags. "The Turning Point: Thirty-Five Years in this Century" ist erschienen und wird viel gelobt. Schöne Briefe, glänzende Kritiken. Trotzdem bleibe ich deprimiert. Lähmendes Gefühl des

Ausgeschlossen-Seins.

Neues Gesuch an die "Army". Beantrage Wiederaufnahme meines Falles. (Wie man sich aufdrängen muss! Und so viele würden sich gerne drücken...)

15. Oktober. Immer mehr Rezensionen des "Turning Point" (in den "Sunday Times", der "Herald Tribune" etc) --: alle äusserst schmeichelhaft.

Depression hält an.

20. Oktober. Besprechung mit Landshoff über eine grosse europäische Antho=logie, die ich -- vielleicht in Zusammenarbeit mit Hermann Kesten -- für "L. B. Fischer Publishers" redigieren soll. Ein Querschnitt durch die litera=rische Produktion aller europäischen Völker "entre les deux guerres".

Interessante Idee -- aber ich bin nur halb interessiert.

Traurigkeit.

24. Oktober. Furchtbare Traufigkeit -- alles überschattend.

Der Todeswunsch.

25. Oktober. Der Todeswunsch -- sonst nichts.

26. Oktober. Der Todeswunsch... (Wie lang erträgt man das?)

27. Oktober. Der Todeswunsch.

Ich wünsche mir den Tod. Der Tod wäre mir sehr erwünscht. Ich möchte gerne sterben. Das Leben ist mir unangenehm. Ich mag nicht mehr leben. Es wäre mir äusserst lieb, nicht mehr leben zu müssen. Der Tod wäre mir entschieden angenehm. Ich wünsche mir den Tod.

1. November. Immer noch am Leben...

Die Arbeit hilft -- ein wenig.

Artikel über Virginia Woolf (für die "Chicago Sun").

Notizen zu "Heart of Europe" (die Anthologie). Gespräche mit Kesten -- dessen standhafte Vitalität und tapferer Optimismus erfrischend auf mich wirken.

12. November. Brief von der spröden, exklusiven "Army". Ich soll "demnächst" wieder untersucht werden. (Hoffentlich ehe der Krieg zu Ende ist...)

2. Dezember. Arbeit an "Heart of Europe" -- teils allein, teils mit Kesten.

Druckbogen des "Gide"-Buches. Korrekturen.

Buchbesprechungen für die "Chicago Sun".

14. Dezember. Die schon vertraute Fahrt zu "Governor's Island". Untersuchung.

ACCEPTED!

Genommen...

(Noch zwei Wochen "Galgenfrist", um meine Angelegenheiten in Ordnung zu bringen.)

20. Dezember. Arbeit: "Herat of Europe". Notizen zur Einleitung. Nächtliche Sitzung mit Kesten.

27. Dezember. Packen. Abschiedsvisiten. Der Abend mit E.

Morgen früh habe ich vorm "Grand Central Palace", Lexington Avenue, anzutreten -- als Soldat.

Zwölftes Kapitel

DER WENDEPUNKT
(1943 - 1945)

An Mrs. Thomas Mann, Pacific Palisades (Calif.)

Fort Dix (bei New York), den 6. 1. 1943

Soldatenmutter:

es ist nur, damit Du weisst, wo ich stecke. Lange freilich wird hier meines Bleibens nicht sein. Dies ist ein "Induction Center" -- was bedeuten will, dass die neuen Rekruten hier herumsitzen und warten, bis sie einer bestimmten Waffengattung zugeteilt und irgendwohin zum "Basic Training" verfrachtet werden. Ich kann nur hoffen, dass dieses "Herumsitzen" -- ein ziemlich euphemistischer Ausdruck! -- sich in meinem Fall nicht gar zu sehr in die Länge ziehen möge; denn, unter uns gesagt, das Leben hier ist nicht gerade lustig.

Die ersten zwei, drei Tage gingen noch. Zunächst gab es die Einklei= dungszeremonie (Uniform, Stiefel, Windjacke, Overalls zur Arbeit -- sogenannte "fatigues" --, Regenmantel, Wintermantel, Handschuhe, Hemden, Socken, Unterwäsche, sogar Toilettegegenstände: alles von prächtiger Qualität; aber noch keine Waffen...); dann kamen allerlei Interviews mit "classification officers" und die berühmte Intelligenz-Prüfung, bei der ich übrigens nur knapp mittelgut abschnitt. (Angeborene Blödigkeit? Oder sollte der "test" nicht unbedingt zuverlässig sein?) Ausserdem wurden wir gegen die verschiedensten Seuchen geimpft und mussten eine Reihe von Ansprachen -- teils religiös erbaulicher, teils wissenschaftlich auf= klärender Art -- über uns ergehen lassen. Am besten gefiel mir der Vortrag "Wie hüte ich mich vor Geschlechtskrankheiten?" -- besonders wegen des

sehr realistischen Films, der nachher zur Vorführung kam. Nun weiss ich alles. Dein Sohn ist gewarnt.

Also, wie gesagt, diese ersten Tage waren noch leidlich angeregt. Dann fing der Stumpfsinn an. Die Herren Sergeanten und Korporale lassen uns die wunderlichsten Dinge tun. Ein beliebter Sport ist das Aufheben von Zigarettenstummeln und Papierfetzen. Heute früh, gleich nach dem Bett-Machen (Du solltest sehen, wie gut ich das schon kann!), musste unsere Kompanie zu einem Marsch durch das ganze Lager antreten -- wobei es sich nicht etwa um eine militärische Übung handelte, sondern um eine Säuberungsaktion grossen Stils. Ich sammelte im Lauf des Morgens so viele "cigarette butts", dass der Feldwebel ganz beeindruckt war und mich gnädig auf die Schulter klopfte: "Good work, Soldier! Keep it up!" -- Nachmittags hatte ich dann ein relativ leichtes Amt: vier Stunden lang Wache-Stehen vor dem Klosett im Clubhaus der Offiziere. Das Klosett ist nämlich kaputt und soll zur Zeit nicht benutzt werden -- ein misslicher Umstand, auf den ein grosses Plakat an der Türe ausdrücklich und eindeutig hinweist. Aber irgendein zerstreuter Oberst oder mutwilliger General könnte es sich ja einfallen lassen, die lädierte Toilette (warum man sie wohl nicht abschliesst?) trotzdem zu benutzen. Um dies zu verhindern, ist die Wache da. Hätte der "Commanding Officer" von Fort Dix sich an mir vorbei in den verbotenen Lokus drängen wollen -- ich wäre berechtigt, ja, verpflichtet gewesen, ihm mit höflicher Entschiedenheit entgegenzutreten: "Sorry, Sir! But this latrine happens to be out of order." Glücklicherweise kam es nicht so weit. Die vier Stunden verliefen ohne Zwischenfall.

Morgen habe ich den ganzen Tag "K. P." -- was allgemein als das Schlimmste gilt... Aber Du weisst womöglich gar nicht, was "K. P." bedeutet? "Kitchen Police" natürlich auch -- was denn sonst? Küchendienst von fünf Uhr morgens bis zehn Uhr abends! Deine schwarze Magd würde Dir

schön kommen, wenn Du ihr dergleichen zumuten wolltest.

Ich bin trotz alledem ganz guter Dinge. Die Leute in meiner (sehr provisorischen) Kompanie sind ganz nett -- meistens italienischer Abstammung und in Brooklyn gebürtig. Ziemlich rührend war das Wiedersehen mit einem Liftboy aus dem "Bedford"-Hotel: er schlief just in dem Bett über meinem -- wie der Zufall doch spielt! Da ich ihm in zivilen Tagen generöse Trinkgelder zu geben pflegte, zeigte er sich recht huldvoll und unterwies mich in der Kunst des Stiefel-Putzens. Heute früh bekam er seine "traveler orders" und ist jetzt schon unterwegs -- "destination unknown". (Kein "G.I." darf je wissen, wohin er verschickt wird! Alles ist "militärisches Geheimnis"!) Der Junge, der nun das Bett des Liftboys übernommen hat, scheint auch ganz brav, wenngleich ein bisschen wortkarg. Der Einzige, dem er sich anvertraut, ist sein lieber Herrgott im Himmel. Vor dem Schlafengehen kniete er ein paar Minuten lang auf dem kalten Boden, gleich neben unserem Lager, mit gefalteten Händen und gesenkter Stirn. Es war noch hell im Saal, so dass alle ihn sehen konnten. Hat aber keiner über ihn gelacht.

Ich kritzle und kritzle -- beim Schein meiner Taschenlampe, was natürlich streng verboten ist. Wenn der Sergeant mich erwischt, muss ich auch übermorgen noch "K. P." machen. Ein grässliches Risiko! Du gestattest also, dass ich hastig-herzlich schliesse. Mit Kratzfüssen für Vater Zauberer...

An Miss Erika Mann, New York

Camp Joseph T. Robinson (Arkansas), den 14. II. 1943

Ich bin heute Nacht "C. Q." ("in charge of quarters") -- was heissen will, dass ich bis zum "reveille" (hier seltsamerweise "révelli" ausgesprochen) im "Orderly Room" (anderswo "Schreibstube" genannt) zu sitzen habe. Sollte das Telephon läuten, so würde ich mit schneidiger Stimme sagen: "B Company Orderly Room -- Private Mann speaking!" Und wenn

ein "enemy agent" sich einzuschleichen versuchte, müsste ich ihn mit meinem Gewehr in Schach halten, bis die "M. P.'s" ("Military Police") kommen, um ihn festzunehmen. Das Telephon läutet aber nicht und kein Spion lässt sich sehen. Ich habe also reichlich Zeit, Dir auf der schönen Schreibmaschine des "First Sergeant" ein Ausführliches hinzutippen.

Wo magst Du Dich aufhalten? Ich hatte alle Deine "lecture"-Engagements fein säuberlich auf einem Zettel; der mir denn auch prompt abhanden kam. Nun weiss ich nicht, in welcher Gegend des Landes Du Dich derzeit produzierst, und schreibe Dir also ins "Bedford"; hoffentlich schickt man Dir's nach. Wenn aber Deine Tournée Dich in diese südlichen Regionen führen sollte, so denkst Du gewiss daran, dass die Stadt Little Rock -- Kapitale des Staates Arkansas -- ganz in der Nähe unseres "Camp" gelegen und per Schnellzug, Flugzeug oder Autobus sehr bequem zu erreichen ist. Das wäre doch gar zu schön, wenn Du plötzlich mal kämest! Einen Abend würde man mir hier schon Urlaub geben, obwohl der "First Sergeant" -- so ein Dicker mit mürrischen Hängebacken und bösen Metzgerhundaugen -- im Allgemeinen eher zum Sadismus neigt. Aber schlimmsten Falles gehe ich halt zur höheren Instanz und appelliere an die Menschlichkeit des "Commanding Officer" -- ein recht fideler Herr, der seine Leute gern bei guter Laune hält.

Ich habe überhaupt Glück mit den Vorgesetzten (der Oberfeldwebel ist eine hässliche Ausnahme) und mit den Kameraden komme ich auch gut aus. Die meisten sind jünger als ich -- rüstige Fussballspieler zwischen achtzehn und fünfundzwanzig --; weshalb ich denn nicht gerade zu den besten Soldaten der Kompanie gehöre. Das Exerzieren fällt mir ziemlich schwer, die langen Märsche machen mich recht müde, und mit der Flinte weiss ich noch immer nicht viel anzufangen -- Du kennst ja meine manuelle Ungeschicklichkeit. Da läge es doch nahe, dass die Fussballspieler meiner spotteten -- zumal ich ja auch sonst ein wenig aus dem Rahmen falle. Mein Akzent ist fremd, ich lese Bücher, soll sogar selbst welche

geschrieben haben --: alles sehr zum Kichern! Man kichert aber nicht, sondern schmunzelt höchstens und nennt mich "the professor". Das ist gutmütige Ironie -- nicht ohne Wohlwollen, ja, nicht ohne einen gewissen humoristischen Respekt... Ob europäische Soldaten einen Kauz meiner Art mit ebenso viel Takt und Toleranz behandeln würden? Der Durchschnittsamerikaner mag noch unwissender und naiver sein als der durchschnittliche Europäer; aber gerade diese Naivität macht ihn freundlicher, generöser. Unter den Münchener Buben im Wilhelmsgymnasium habe ich mich fremder und einsamer gefühlt, als jetzt bei den "G.I.'s".

Über ernste Dinge freilich unterhält man sich wohl besser nicht mit ihnen -- es kommt auch fast nie dazu. Der bevorzugte Gesprächsgegenstand sind Mädchen. Wenn ausnahmsweise niemand eine Weibergeschichte zu erzählen oder ein attraktives Bild zu zeigen hat, so wird auf die Armee geschimpft -- es gehört zum guten Ton, alles Militärische zu hassen und zu verachten. Dabei tut man aber doch seine Pflicht und legt Wert darauf, sich als Soldat auszuzeichnen. Dass Amerika den Krieg gewinnen wird, gilt allgemein als selbstverständlich; was aber die Probleme und Umstände betrifft, die zum Kriege geführt haben, so herrscht eine erstaunliche Ahnungslosigkeit. Diejenigen "G.I.'s", die sich für solche Fragen überhaupt interessieren, -- es sind ihrer nicht viele! --, scheinen zu glauben, die Vereinigten Staaten seien von einem selbstsüchtig schlauen, dabei erbärmlich reduzierten England in den Kampf gegen Hitler gehetzt worden. Neulich gab es hier im "Camp" eine Vorführung des sehr eindrucksvollen und informativen Films "What we are fighting for" -- alle mussten ihn sehen, und alle hätten bei dieser Gelegenheit manches lernen können. Denn wenn der Film auch vielleicht nicht ganz deutlich machte, <u>wofür</u> wir kämpfen, so zeigte er doch mit drastischer Genauigkeit, was es für Mächte sind, <u>gegen</u> die wir uns zu wehren haben. Und die Reaktion des soldatischen Publikums? Ein Achselzucken! <u>Propaganda</u> --: mit diesem Wort lässt sich alles erledigen, alles beiseite schieben. Skeptische Ignoranz ist nicht zu überzeugen, nicht

zu beunruhigen, nicht zu erschüttern. Konzentrationslager? Gestapo-Terror? Überfälle auf schwache Nachbarn? Vertragsbruch? Massenmord? Welteroberungspläne? Der ignorante Skeptiker grinst und hebt die Schulter: "That's just propaganda..." Der ignorante Skeptiker amüsiert sich über Hitler und Mussolini -- zwei harmlose Clowns, die zum Vergnügen der "G. I.'s" auf der Leinwand gestikulieren und schwadronieren. Der ignorante Skeptiker findet den Nürnberger Parteitag "a pretty good show", die Bücherverbrennungen "a lot of fun". -- Pfui-Rufe gab es nur für die Japaner, die man wirklich nicht besonders gerne hat: "Pearl Harbor" wird ihnen doch ein wenig nachgetragen, und übrigens sind sie "farbig" -- was als verächtlich gilt.

Ja, das Rassen-Problem... Vorhin habe ich von der "Toleranz" der "G. I.'s" gesprochen. Ich bleibe dabei: sie sind im Ganzen duldsam und generös, ohne Vorurteil, ohne Hochmut und Tücke. Aber es kann nicht geleugnet werden, dass diese Toleranz in vielen Fällen eben doch nur eine begrenzte und bedingte ist; an einem ~~bestimmten~~ (gewissen) Punkte hört sie auf. Die Schwarzen und die Gelben sind "Untermenschen" -- man nennt sie nicht so, sondern "nigger" und "yellow-belly": es läuft aufs gleiche hinaus.

Wir haben uns über diesen melancholischen Aspekt des amerikanischen Lebens -- die Neger-Frage -- ja schon des öfteren miteinander Gedanken gemacht. Aber seitdem ich hier im Süden bin -- Arkansas gehört ja beinahe schon zum "Deep South" --, ist mir das Problem doch erst in seiner ganzen Dringlichkeit und Bitterkeit bewusst geworden. Von den vier Burschen, mit denen ich mein Zelt oder "Bungalow" teile, stammt einer aus dem Staate Alabama -- Johnny heisst er, ein recht lieber Mensch, kaum zwanzig Jahre alt, sanft von Gesicht und Wesen. Aber Du solltest ihn über die "f..... niggers" reden hören! Kein Nazi kann schlimmer sein. Ich glaube, so ein Alabama-Johnny würde Hungers sterben, ehe er sich mit Schwarzen an einen Tisch setzte. Lieber im Regen schlafen, als in einem Raum mit Negern! "Those bastards stink!" Johnny bleibt dabei.

Ist das nicht schrecklich? Mich erschreckt es sehr.

Was man so fein ~~die~~ "segregation" nennt -- die konsequente, starre Trennung zwischen Weiss und Schwarz -- wird gerade hier, in der Armee, zum unerträglichen Skandal. Glaubst Du, wir kämen jemals in Kontakt mit unseren ~~schwarzen~~ dunklen Kameraden? In "Camp Joseph T. Robinson" sind auch Neger-Truppen stationiert. Aber sie leben ganz für sich, in einem besonderen Distrikt des Lagers -- einer Art von "schwarzem Ghetto" mit eigener Kirche, eigenem Kino, eigenem "P. X." ("Post-Exchange" oder Kantine). Im Autobus, der uns nach Little Rock befördert, gibt es eine eigene Abteilung "For Colored People". Das geht doch einfach nicht! Das ist doch nicht in Ordnung! Wenn diese Leute gut genug sind, für unser Land zu kämpfen und zu sterben, dann können sie doch nicht zu schlecht sein für unseren "Service Club" und unsere Kapelle! Mit was für Gefühlen diese "colored people" wohl in den Krieg ziehen mögen? Die Frage What are we fighting for? -- für diese Parias dürfte sie nicht leicht zu beantworten sein...

Das sind so ~~meine~~ Nachtgedanken -- "rather disturbing", nicht wahr? Aber nun wird es schon hell draussen, die Trompete wird gleich zum "Révelli" blasen -- wir haben eine Bajonett-Übung heute morgen, nachmittags einen zwölf-Kilometer-Marsch. Da werde ich wohl wieder etwas stöhnen und schwitzen -- Du kannst Dir nicht vorstellen, wie schwer so ein vollgepackter Tornister ist, wenn man ihn drei, vier Stunden lang schleppen muss! Aber ich schaff' es schon. Und wenn ich wirklich gar nicht mehr weiter kann, wird der brave Alabame-Johnny sich meiner erbarmen und den Tornister eine Weile für mich tragen.

Let me hear from you!

Und komm nach Little Rock!

An Hermann Kesten, New York

Camp Joseph T. Robinson (Arkansas), den 31. III. 1943

Ihr Brief war Labsal. Intelligentes Lob wird immer gern gehört -- und was Sie mir über meinen "Gide" schreiben, ist von grosser Klugheit und

Sensitivität, wenngleich gewiss zu freundlich. Mein bestes Buch? Vielleicht. Aber deshalb brauchte es noch immer nicht gut zu sein. Jedenfalls sieht es hübsch aus -- darin stimme ich mit Ihnen überein. Die "Creative Age"-Leute haben sich Mühe gegeben. Übrigens klingen die ersten Kritiken ermutigend. Hoffen wir also, dass ein paar gutartige und neugierige Menschen den schmucken Band käuflich erstehen werden.

All dies scheint merkwürdig entfernt, entrückt, irgendwie irreal. Man lebt hier so völlig in der Wildnis, von der Welt abgeschnitten -- besonders von der literarischen. Seit Wochen besteht mein Leben nur noch aus staubigen Märschen, Exerzieren, Schiessübungen, Bajonett-Training, "Obstacle Course" (wobei man über breite Gräbe springen und auf hohe Bäume klettern muss), Gewehr-Putzen (besonders schwierig!), Stiefel-Putzen (nicht so schlimm), dazwischen ab und zu der mit Recht so unbeliebte Küchendienst. All dies gehört zum "Basic Training"; ich bin jetzt bald fertig damit. Keine Ahnung, was die unberechenbaren, unergründlichen Autoritäten dann über mich verfügen werden. (Die "Army"-Hierarchie erinnert mich immer mehr an jene schaurig kapriziösen, anonymen Mächte, die im Kafka'schen "Schloss" und "Prozess" ihr Wesen treiben...) Vielleicht schickt man mich "overseas" -- nach England oder zum Pazifischen Kriegsschauplatz (welch seltsame "contradictio in adjecto"!); vielleicht werde ich in ein anderes "Camp" versetzt und bekomme ein "special training". In Anbetracht meiner Sprachkenntnisse läge es nahe, dass man mich irgendwie im "Intelligence"-Dienst verwendete -- etwa zum Verhören deutscher Kriegsgefangener [redacted]. Aber man erzählt mir, dass die mysteriöse "Army" eine Neigung hat, Universitätsprofessoren als Lastwagenfahrer einzusetzen und Analphabeten mit der Abfassung wichtiger Memoranden zu betrauen -- jedenfalls soll es im vorigen Kriege so gewesen sein... Nun, man wird ja da sehen, und wir ist alles recht. Ich <u>wollte</u> Soldat sein, und darf mich nun nicht beklagen. (Tue es auch nicht!)

Was immer übrigens mit mir geschehen möge, ich hoffe doch sehr, dass ich noch Zeit finden werde, die über-fällige Einleitung zu "Heart of Europe" endlich abzuschliessen. Das kurze Vorwort sollte von einem repräsentativen Amerikaner sein -- Archibald MacLeish wäre nicht schlecht oder vielleicht die alte Willa Cather; auch Dorothy Canfield Fisher -- weniger glänzend, aber von solider Popularität -- wäre etwa in Betracht zu ziehen.

Mein Gewissen tut etwas weh, wenn ich an unsere "Anthology" denke -- wozu ich nicht häufig komme, aber doch zuweilen. Ich habe Sie da etwas hereingelegt, lieber Freund. Ein schöner "co-editor", der plötzlich zum Militärdienst desertiert! Während ich mich mit dem Schiessgewehr amüsiere, bleibt Ihnen all die garstige Plage mit der Auswahl portugiesischer und finnischer Autoren. Die kleinen Nationen dürften noch einiges Kopf= zerbrechen machen. (What about Yugoslavia? What about Greece?) Was die grossen betrifft, so sind wir uns wohl so ziemlich einig und im Klaren. Die italienische Gruppe ründet sich ganz artig, mit dem schönen Balzac-Essay von Benedetto Croce als Anfang und Borgeses brilliantem "D'Annunzio" als Finale. Auch mit den Franzosen bin ich nicht unzufrieden. Die "intro= duction" von Iwan Goll wird sicher gut; die Zusammenstellung der Texte scheint mir repräsentativ und glücklich. Valéry, Rolland, Gide, Proust, Martin du Gard, Claudel, Larbaud, Romains, Duhamel, Montherlant, Green, Mauriac, Aragon, Malraux, Eluard, Giraudoux, Saint Exupéry, Maritain, Cocteau, Bernanos -- kein ganz Wichtiger ist ausgelassen: es sei denn Sartre und Breton. Aber für alle ist nun mal nicht Platz. (Weshalb ich auch auf René Crevel schweren Herzens verzichte...)-- Montherlant ist freilich nicht unbedenklich: er soll vorzüglich mit den Nazis stehen -- wohl nicht nur aus Opportunismus, sondern auch aus Überzeugung: im Grunde seines Herzens dürfte dieser ästhetizistisch-sadistische Barde des Stierkampfes stets ein Fascist gewesen sein. Trotzdem ist nicht zu leugnen, dass er Talent hat -- ziemlich viel sogar! -- und dass sein Beitrag sehr wesentlich, sehr charakteristisch zur französischen Literatur unserer Zeit

gehört. Wenn wir aber den suspekten Montherlant dulden -- warum dann nicht gleich Céline? Der ist auch begabt -- wenngleich ein bösartiger Verrückter. Nein, Céline ginge zu weit. ~~Wir wollen ihn beide nicht.~~ Irgenwo muss eine Grenze sein.

Aber die Grenze ist nicht leicht zu ziehen. Norwegen ohne Hamsun? Selbst= verständlich! ~~Aber es ist doch~~ Trotzdem ist es schade. Was Deutschland betrifft, so ist das Fehlen Gerhart Hauptmanns bedauerlich; aber wir dürfen uns mit dem Ge= danken trösten, dass er seit 1920 kaum noch Bedeutendes geschrieben hat -- ganz abgesehen davon, dass er als Prosaist und Lyriker nie erster Klasse war. Dramatisches kommt ohnedies für unsere Auswahl nicht in Frage. So wird es also ohne Hauptmann gehen. Auch ohne Gottfried Benn -- um den es mir freilich schon viel eher leidtut. Aber der ist wohl nicht nur politisch un= tragbar, sondern auch unübersetzbar -- also eine doppelte Unmöglichkeit.

Das kurze Gedicht von Stefan George lassen Sie mir bitte! Ich weiss, was dagegen spricht. Aber mir liegt daran.

Annette Kolb und René Schickele kommen doch zu den Deutschen, obwohl sie beide halb-französisch sind? Und Hermann Hesse? Nein, ihn müssen wir wohl als Schweizer präsentieren -- er will es so, und die Schweiz ist stolz auf ihn.

Überhaupt das Nationalitäten-Problem! Was machen wir mit Kafka und Rilke? Zwei deutsche Dichter -- aber doch ~~einmal~~ Böhmen ihrer Herkunft nach, und übrigens auch in ihrer künstlerischen Art, ihrer ästhetisch-moralischen Haltung entschieden slawisch beeinflusst. Wenn unsere Sammlung schon in nationale "départements" eingeteilt wird, so geht es wohl nicht an, dass wir Kafka und Rilke für Deutschland reklamieren. Das sähe ja fast so aus, als ob wir den Hitler'schen Imperialismus billigten! Prag gehört nun einmal nicht zum Reich.

Mancherlei Probleme! Und es gibt noch mehr. Ich bespräche sie gern mit ihnen; hoffentlich ergibt sich die Gelegenheit. Bleiben Sie mir inzwischen gewogen, obwohl ich Ihnen das "Herz Europas" aufgeladen habe...

An Mrs. Thomas Mann, Pacific Palisades (Calif.)

Camp Ritchie (Maryland), den 27. IV. 1943

Zunächst meine zwei Neuigkeiten -- beide entschieden nett --: Erstens, ich bin zum "Staff-Sergeant" (vier Streifen!) befördert worden; zweitens, laut amtlicher Mitteilung habe ich am nächsten Freitag, den 30. April, in Baltimore, Maryland, vor dem Richter zu erscheinen, um mich dortselbst zum "U.S. Citizen" schlagen zu lassen. Wenn ich erst einmal Bürger bin, so steht meiner Verschickung nach "overseas" nichts mehr im Wege; sei also darauf gefasst, nächstens aus fernen Landen zu mir zu hören. Oder aus der "Officers' Candidate School"? Als "citizen" könnte ich es vielleicht gar zum Leutnant bringen! Aber wozu? "Staff-Sergeant" ist mir reichlich fein genug.

Der Spass ist umso grösser, als alles so geschwind gekommen ist -- gar nicht im Stil der "Army", die sonst nicht zu hurtigen Improvisationen neigt. Vom "Private" avanciert man eigentlich zunächst zum "Pfc" ("Private-First-Class"), dann zum Korporal, dann zum ordinären, drei-streifigen Sergeanten. Ich bin also von der untersten Stufe direkt zur vierten gehüpft -- eine kecke Leistung! In einem gewöhnlichen "outfit" -- bei der Infantrie etwa -- käme das natürlich nicht in Frage. Aber dieses "Camp" hier ist ja, wie neulich schon angedeutet, in mancher Hinsicht eher ungewöhnlich -- "somewhat on the unusual side", um mich vorsichtig auszudrücken.

Vorsichtige Diktion ist am Platze; denn alles, was wir hier tun, hat ganz-ganz-ganz geheim zu bleiben. Immer wieder werden wir zur äussersten Diskretion ermahnt. Don't talk! The enemy listens! Plakate, auf denen ein seltsam im Raume schwebendes, innerlich behaartes Ohr recht widrig dargestellt ist, erinnern uns an die diabolische Neugier und Hellhörigkeit des Feindes. -- Gut, ich sage nichts.

Aber ich darf wohl erzählen, dass es in diesem Lager auffallend viele Europäer gibt -- auch Amerikaner, die lange "drüben" waren und fremde Sprachen können. In den Barracken, in der "mess hall", im "P.X." wird

italienisch, deutsch, französisch, polnisch, tschechisch, norwegisch ge= redet; korrektes Amerikanisch hört man nur ausnahmsweise. Und so viel be= kannte Gesichter! Es wimmelt von alten Freunden aus Berlin, Wien, Paris, Budapest -- man kommt sich vor wie in einem Club oder Stammcafé. Zu meiner Kompanie gehören Hans Wallenberg (Sohn des alten Wallenberg, Du weisst schon: der mal bei Ullstein ziemlich wichtig war) und Hans Habe. (Du hast doch seinen Buch "A Thousand Must Fall" gelesen? Sehr informativ und obendrein unterhaltend.) -- Ja, und Hans Busch ist da, Sohn des Dirigenten, Neffe des Violinisten -- ein sehr freundlicher und hilfsbereiter Kamerad. Und Sforzino Sforza -- erinnerst Du Dich noch, wie bildhübsch er war, als Sechzehnjähriger, damals in Toulon? Er sieht immer noch reizend aus -- wie ein Jünglingsbild des Bronzino: von adlig strenger Anmut, sehr gescheit, sehr liebenswürdig, dabei etwas traurig. -- Wer sonst noch? Peter Viereck -- der unsoldatischste Soldat, den ich je gesehen habe: noch salopper, noch zivilistischer als ich! Übrigens entdecke ich an ihm immer mehr in= teressante und attraktive Eigenschaften; auch seine Gedichte werden immer besser. Meinen alten Gespielen Bubi Koplowitz, jetzt Oscar Seidlin, (re= member?) darf ich auch nicht unerwähnt lassen -- und Tomski! Das war die grösste Freude und die grösste Überraschung -- Sergeant Thomas Quinn Curtiss in diesem kuriosen Milieu wiederzusehen!

Dies ist nur eine kleine Auswahl. Ich sage Dir: es wimmelt! Über Ein= samkeit kann ich mich in "Camp Ritchie" nicht beklagen.

Trotzdem war mir recht trüb zumute, als ich mich neulich -- am vorigen Samstag -- in Philadelphia von E trennen musste. Wir hatten nur ein paar Stunden miteinander; abends ging ihr Schiff nach Lissabon -- ein komischer kleiner Frachtkahn, für eine so weite Fahrt kaum geeignet. Hoffentlich hat sie ein ruhiges Meer -- und macht drüben keine zu tollen Sachen! Sie schien gesundheitlich in guter Form, auch bei sehr guter Laune. Gott sei

mit ihr!

Von Philadelphia fuhr ich nach New York weiter, wo ich einen sehr netten Sonntag hatte: Vormittags mit Kesten (Besprechung über die Anthologie); Lunch mit Landshoff -- sehr animiert und herzlich; nachmittags, in der "Carnegie-Hall", herrliche Aufführung der Mathäuspassion unter Bruno Walter; Abendessen mit Tomski -- äusserst schick, bei "Voisin" --; dann noch zu einer "party" bei Carson McCullers, die John Steinbeck als Ehrengast bei sich hatte. Ein Riese von einem Mann (gewiss ebenso gross wie Robert Sherwood), etwas ungelenk, von freundlich stiller Art. Er gefällt mir.

Enough! It's bed-time, the lights will go out any moment. Ich lasse hören, sowie ich von Baltimore zurück bin -- as an American citizen, let's hope!

An Mrs. Thomas Mann, Pacific Palisades (Calif.)

Camp Ritchie (Maryland), den 1. V. 1943

Es hat nicht geklappt. Ich stand schon im feierlichen Saal zu Baltimore vor der amerikanischen Flagge und dem George-Washington-Bildnis -- bereit, den Eid zu leisten: als ein Beamter mir etwas jählings eröffnete, dass meine "naturalization" verschoben werden müsse. Liegt es an Schwierigkeiten technisch-bürokratischer Art? Steckt etwas anderes dahinter? Ich weiss es nicht, werde es wohl auch nie erfahren.

Nun, ich will mich's nicht anfechten lassen. "That's just one of those things," wie die G.I.'s" mit männlicher Resignation zu sagen pflegen, wenn ihnen etwas schief geht. Übrigens dürfte die Sache bald in Ordnung kommen.

Zunächst freilich fühle ich mich etwas verloren und verwirrt. Meine Kompanie ist heute abgedampft -- "destination unknown". Ich durfte nicht mit. Die Frage meiner Naturalisation ist erst zu klären...

An Prof. Thomas Mann, Pacific Palisades (Calif.)

Camp Ritchie (Maryland), den 2. VI. 1943

Dies wird nur ein ganz kurzer Geburtstagsgruss. Das neue Lebensjahr

wird vielleicht eines Deiner interessantesten sein. Alles, was mir über das begonnene Buch zu Ohren kommt, klingt höchst sonderbar und vielversprechend. Du mischest also "musicam", die Dir allzeit lieb gewesen, mit Medizin und leider auch Theologie? Das wird ein Tränklein geben! Inspiration durch Krankheit? Pathologie des Genies? Künstlertum als Pakt mit dem Teufel? Ich wittere Reize sehr neuer, kühner, dabei aber auch anheimelnd vertrauter Art. Anklänge an den "Tod in Venedig" -- if I am not mistaken? Aber alles grösser und geisterhafter, ins Gotisch-Magische stilisiert... Vorzüglich! I am all for it! -- und wäre nicht erstaunt, wenn dieser "Faustus" sich als Dein merkwürdigstes Gespinst erweisen sollte.

Von mir nicht viel Neues. Ich bin immer noch hier, immer noch ein unbeschäftigter Sergeant, immer noch kein Bürger. Man muss viel Geduld haben -- besonders in der "Army".

An Mrs. Thomas Mann, Pacific Palisades (Calif.)

Camp Crowder (Missouri), den 18. VI. 1943

Ja, wieso hör ich denn nichts von Dir? Schon gut: es ist wohl etwas unterwegs und lässt nur für meinen Geschmack zu lange auf sich warten -- weil ich doch halt so "lonesome" und in der Verbannung bin.

Meine Verschickung hierher ist in der Tat ein Stück aus der Tollkiste; die Offiziere geben es selbst, nicht ohne Bestürzung, zu, dass ich eben leider "misplaced" worden bin. Dieses "Camp" gehört nämlich zum "Signal Corps" -- was bedeuten will, dass hier Telephonisten, Funker und andere Spezialisten des Nachrichtendienstes ausgebildet werden. Da nun aber die Organisation, zu der ich in "Ritchie" gehörte, "First Mobile Radio Broadcasting Company" heisst, lag es wohl nahe, mich für einen Radio-Techniker zu halten: obwohl ich -- wie Dir nur zu wohl bekannt -- von technischen Dingen weniger verstehe als irgendein amerikanischer "high-school boy". Da sitze ich nun also und niemand weiss etwas mit mir anzufangen. Aus lauter Verlegenheit lässt man mich jetzt die "Company History" schreiben --

eine genaue Chronik der Märsche, Geburtstagsfeiern, Schiessübungen, Urlaube, Hochzeiten, Skandale, Avancements etc. ("Am 17. April wurde Captain H. B. McCowley zum Major befördert, während Second Lieutenant L. R. Fuchs zum First Lieutenant aufrückte. Die ganze Kompanie brachte den zwei Offizieren, die sich allgemeiner Beliebtheit erfreuen, in Form eines Ständchens ihre herzlichsten Glückwünsche dar." In diesem Stil.)

Welch quälende und lächerliche Zeitverschwendung! Natürlich hoffe ich, nicht lang zu bleiben,und spinne überallhin meine Fäden. Wenn gar nichts andres klappt, kann ich wohl nach "Ritchie" zurück, um dort auf die "Intelligence School" zu gehen. Aber bis dahin mögen Wochen vergehen -- vielleicht Monate...

An Miss Erika Mann, War Correspondent; U. S. Headquarters in the Middle East

Camp Crowder (Missouri), den 25. VIII. 1943

Dein Brief aus Cairo klang animiert, beinah glücklich. Es macht mich froh, Dich in so froher Form zu wissen. Wo bist Du jetzt? Wirklich in Teheran? Es ist klingt märchenhaft, unglaublich. Weil ich doch immer in Missouri sitze...

Du weisst ja wohl, dass ich versehentlich hierher geraten bin und sinnloser Weise festgehalten werde. Es sieht so aus, als sollte ich "for the duration" -- bis zum Kriegsende also -- in dieser Einöde bleiben. Aber vielleicht ändert sich etwas, wenn ich erst einmal eingebürgert bin. Man versichert mir, meine "naturalization" sei fällig und könne nicht mehr lange auf sich warten lassen. Darf ich es glauben? Trübe Erfahrungen haben mich skeptisch gemacht. Aber ich zwinge mich zu einem gewissen Optimismus (oder Fatalismus?) und nutze die öde Wartezeit, so gut es eben geht.

Übrigens ist festzustellen und zuzugeben, dass ich dann auch wieder Glück im Unglück habe; denn nach einer Periode ziemlich unwürdiger und irritierender Untätigkeit bin ich jetzt leidlich angenehm und konstruktiv beschäftigt --

im "Public Relations Office" nämlich, als Mitherausgeber und regelmässiger Mitarbeiter der "Camp"-Zeitung "The Message". Das ist kein übler "job" -- zumal mein Vorgesetzter, ein weisshaariger Oberst namens Pratt, von gutmütigem Charakter, gar nicht dumm und mir herzlich wohlgesinnt ist. So dichte ich denn meine Artikelchen -- teils über interne "Camp"-Angelegenheiten (das neu-eröffnete Krankenhaus, unsere Brieftauben-Zucht, die Visite eines Generals aus Washington), teils über den Stand des Krieges. Da gab es ja nun letzthin einiges Erfreuliche zu berichten. In Sizilien kommen wir wohl eher schneller voran, als zu erwarten war; die Nachrichten aus Rom sind ermutigend. Nicht, als ob mir dieser verkalkte alte Badoglio (mir sympathisch wäre! Erinnert er nicht an Pétain? Wir haben eine Neigung, mit der schwärzesten Reaktion zu flirten! Erst der fragwürdige Monsieur Darlan, jetzt der Herzog von Addis Abeba...) Immerhin, den "Duce" sind wir los -- das ist schon etwas, oder sogar viel: nun wird es auch mit dem Berliner Partner in absehbarer Zeit zu Ende sein. Aber je sicherer und näher der militärische Sieg erscheint, mit desto grösserer Besorgnis denkt man an die Probleme, ohne deren Lösung es keinen dauerhaften Frieden gibt. Die Gerüchte über Unstimmigkeiten zwischen der Sowjetunion und den angelsächsischen Mächten mehren sich. Der Rücktritt Litwinows von seinem Botschafterposten in Washington dürfte nichts Gutes zu bedeuten haben. Und Roosevelt entlässt den besten Mann im "State Department" -- Sumner Welles! Will mir auch nicht gefallen... Das sind freilich Dinge, die ich in der "Camp Crowder Message" nicht diskutieren kann.

Ich spreche also vom Sieg und tue was für die Stimmung -- übrigens nicht nur in unserem "G.I."-Wochenblättchen, sondern gelegentlich auch bei den Zivilisten. Bist Du jemals in Neosho gewesen? Oder in Carthage? Das sind Missouri-Städtchen, die niemand kennt; ich aber trete dort als Redner auf -- der gutmütige Herr Oberst sieht es gern, und irgendwie muss man sich nützlich machen.

Aber mein wirkungsvollster Coup im Dienst der guten Sache soll noch

kommen. "War Bonds" -- Du weisst es ja -- spielen jetzt hier eine ebenso grosse Rolle wie die "Kriegsanleihe" in Deutschland anno 1916 und 1917. Immerzu muss etwas aufgestellt werden, um die Leute zum Kauf dieser "Bonds" zu bewegen. Im Rahmen eines solchen "War-Bond Drive" will ich nun eine Auktion veranstalten -- irgendwie hier in der Gegend: vielleicht in Kansas City --, wobei signierte Bücher, Manuskripte (auch Noten), Filmstar-Bilder mit echtem Autogramm und andere Herrlichkeiten zur Versteigerung kommen sollen: nicht für Geld natürlich, sondern eben für "Kriegsanleihe". Kein schlechter Ausdach -- wie? Die Handschriften und Porträts erschnorre ich mir im "prominenten" Freundeskreis. Habe schon Mutter-Mielein [illegible] gebeten, in Hollywood für mich zu sammeln; auch Dieterle, Cukor, Walters, Franks werden beisteuern und behilflich sein; in New York nimmt Landshoff sich der Sache an [illegible] --: kurz, ich werde eine schmucke Kollektion zusammenkriegen und die Finanzierung des Krieges kann als gesichert gelten.

Auf solche Scherze verfällt man, wenn man sonst nichts zu tun hat -- oder doch nichts Rechtes -- und seine besten Jahre in Missouri vertrauern muss.

Hoffentlich wird es dem Golo besser ergehen in der "Army" -- Du hast gewiss gehört, dass er nun auch bald an die Reihe kommt. Ich beneide ihn nicht um das "Basic Training", das er vor sich hat -- es ist (believe me!) keine Kleinigkeit. Aber er wird's schon schaffen. Sind im Grunde doch eine zähe Familie.

An Mr. und Mrs. Thomas Mann, Pacific Palisades (Calif.) (Telegramm)

Camp Crowder (Missouri), den 25. IX. 1943

Endlich naturalisiert stop Zeremonie verlief recht würdig auf grossem Paradefeld bei strahlendem Wetter stop bin stolz und froh...

An Commanding Officer, First Mobile Radio Broadcasting Company, Italien (Kabel)

Camp Crowder (Missouri), den 25. IX. 1943

Bin amerikanischer Bürger stop hoffe dass mich anfordern und nachkommen las=
sen werdet

An Private Golo Mann, Fort McClellan (Alabama)

Camp Crowder (Missouri), den 2. XI. 1943

Zunächst meine Glückwünsche zu Deiner "naturalization". Ist wohl ein nettes Gefühl -- wie? Ich, als alter "citizen", kann mir's natürlich kaum vorstellen.

Und das "Basic Training"? Auch ganz nett -- wenn ich mich recht erinnere. Aber die Einzelheiten sind mir altem Sergeanten längst entfallen. Ausgedehnte Wanderungen mit sinnlos beschwertem Tornister? Nächtliches Bivacouieren auf blosser Erde? Schiessübungen bei rauhem Wetter? Keckes Fuchteln mit dem Bajonett? Ja, auf dergleichen läuft es wohl hinaus... (Ob ihr auch zum Grunzen angehalten werdet, wenn ihr die Strohpuppe mit dem Stahl durch=bohrt? Wir mussten grunzen -- unser "Captain" legte Wert darauf. Denn die Strohpuppe -- nicht wahr? -- ist doch der Feind, den zu massakrieren Lust bereitet. Wer Lust empfindet, grunst; bei sadistisch betonter Libido soll es zu wahren Grunskonzerten kommen. Dieser Hauptmann in "Camp Joseph T. Robinson" war gar nicht so blöd, wie er vielleicht manchmal aussah!)

Also, dann halte nur immer Dein Gewehr recht sauber ("your rifle is your best friend" -- wie Du wohl weisst) und mache mir überhaupt Ehre! Diese ersten Wochen sind eine Schinderei, dauern aber nicht ewig -- was immerhin ein tröstlicher Gedanke ist. Nachher wird's manchmal besser. (Manchmal auch nicht.)

Was mich betrifft, so warte ich auf meine "travel orders" -- auch eine Beschäftigung! Meine alte "First Mobile" -- "irgendwo in Italien" -- hat mich reklamiert; irgendwann einmal werde ich also wohl den Marschbefehl er=

halten. Aber die "Army" lässt sich Zeit... Grundgütiger Himmel, wie viel Zeit sich unsere "Army" lässt!

Inzwischen geht hier alles den gewohnten Gang: Ich schreibe jede Woche mein kleines Ding für die "Camp Crowder Message", halte mal einen "orientation speech" für die "G. I.'s" hier im Lager oder eine "lecture" im Nachbarstädtchen. Der gute Colonel Pratt ist recht mit mir zufrieden -- besonders seit dem sensationellen Erfolg meiner "War-Bond"-Auktion. Du lasest wohl darüber in den Blättern? War ja ein gross Geschrei -- mir viel zu laut (wie ich mit scheusslich künstlicher Bescheidenheit betonen möchte). Eine Million Dollars -- was ist das schon? Diese Summe -- Du lasest es gewiss -- ist ja bei der Versteigerung eingekommen. Ein Gentleman namens W. T. Grant, Direktor einer Versicherungsgesellschaft, kaufte für eine Million "War Bonds" und erwarb solcherart meine Kollektion, um sie dann der Universitätsbibliothek in Kansas City als Stiftung zu überlassen. (Schauplatz der schönen Handlung war [redacted] -- wie Dir aus den Gazetten sicherlich bekannt -- das sehr feine Haus des sehr-sehr feinen "President of Kansas City University", Dr. Clarence R. Decker.)

Die von mir mühsam ~~ersehnorrte~~ erbettelte Sammlung konnte sich aber auch wirklich sehen lassen -- mit plötzlich ungehemmt hervorbrechender Eitelkeit sei es festgestellt! ~~Schmock~~ Lauter Leckerbissen! Handgeschriebene Noten von Schönberg und Strawinsky, ein dickes Manuskript von Vater Zauberer, sehr säuberliche Briefe von John Steinbeck, Albert Einstein, Hendrik Willem Vam Loon und manchem anderen, Bücher mit schöner Widmung von Pearl Buck, Thornton Wilder, Pierre van Paassen, Walter Lippmann, Wendell Willkie, Henry A Wallace, Carlo Sforza, Geneviève Tabouis, Archibald MacLeish, Franz Werfel, Lion Feuchtwanger -- kurz, von allen, die gut und daher teuer sind! Und dann stelle Dir noch die Bilder vor -- diese glanzvolle Gallerie von Vedetten und Virtuosen! Der ganze Ruhm von Broadway und Hollywood -- nicht einmal Garbo fehlte. Für so gehäuften "glamour" ist ein Milliönchen wahr=

lich nicht zu viel!

... Genug des Unsinns! Ich wünschte, ich wäre, wo der Pfeffer wächst, oder vielmehr, wo die Kanonen schiessen. Warum wünscht man sich das eigentlich? Ganz gleich, warum -- ich wünsch' mirs nun einmal.

An Mr. und Mrs. Thomas Mann, Pacific Palisades (Calif.)

Camp Crowder (Missouri), den 5. XII. 1943

Unser Wiedersehen in Kansas City war doch sehr schön, liebe Elterlein! Und dass E sich auch dazu gesellen konnte! Quite a family re-union! I enjoyed every minute of it...

Besonders stark bleibt mir die Vorlesung des Zauberers im Gedächtnis. Diese nicht ganz geheuren, nicht ganz erlaubten Experimente des alten Leverkühn prägen sich sehr tief ein. Und das schlimme Gelächter, von dem der kleine Adrian angesichts der spukhaften Phänomene geschüttelt wird, das lässt sich auch nicht vergessen...Was für ein wunderliches Buch da im Entstehen ist! Dein wunderlichstes, verehrter Zauberer -- ich muss dabei bleiben.

Eure Visite hat mir Glück gebracht. Bei meiner Rückkehr wurde ich hier, gleich am Bahnhof, mit der Neuigkeit empfangen, dass meine "orders" endlich eingelaufen. Ich weiss noch nicht das genaue Datum, aber wahrscheinlich werde ich schon vor Ende der nächsten Woche von hier aufbrechen. Es scheint alles ziemlich geschwind gehen zu sollen. Ich bin freudig erregt...

An Mrs. Thomas Mann, Pacific Palisades (Calif.)

"United States Army", den 23. XII. 1943

Etwas lächerlich, Dir auf englisch zu schreiben; aber daran werden wir uns nun gewöhnen müssen: der Zensor besteht darauf.

Ich bin noch nicht "drüben" und doch auch nicht mehr "hier". Es ist eine Art von Niemandsland, wo ich mich jetzt befinde; in der militärischen

Sprache nennt man das "Camp of Embarkation".

Natürlich darf ich Dir nicht verraten, wie lange ich mich in dieser sonderbaren Zwischenzone aufzuhalten gedenke; es dürfte sich indessen nur um Tage handeln.

Morgen abend werde ich an euch denken. Hoffentlich habt ihr eine leidlich hübsche Weihnachtsfeier. Auf die drei abwesenden Kinder in Uniform möge immerhin ein wehmütiger Champagner-Toast ausgebracht werden; im Übrigen aber sollt ihr euch, bitte, keine Sorgen machen! Es geht schon alles gut -- ich bin des ganz gewiss: weil wir halt eben doch eine zähe kleine Familie sind. Pass auf, das nächste Christfest sieht uns alle wiedervereinigt, und beim Gänsebraten werden martialische Abenteuer erzählt. (Oder gibt es keine Gänse in Californ~~i~~a? Dann ~~erwähle~~ renomiere ich eben beim Truthahn -- "faute de mieux"!)

Ich würde gern allen schreiben, komme aber wohl nicht mehr dazu. Grüsse mir also den lieben Zauberer, auch die Borgeses und Bibi nebst Gemahlin und niedlicher Nachkommenschaft. Bruno und Liesl (Frank) habe ich noch aus "Crowder" Nachricht gegeben, möchte ihnen aber nichts-desto-trotz nochmals empfohlen sein. Die Walter'schen nicht zu vergessen! Und Eva Herrmann! Und Marcuses! Und Alfred Neumanns! Und was es in eurer Gegend sonst noch an freundlichen Gesichtern geben mag!

Von Dir erbitte ich mir als Weihnachtsgabe, dass Du sehr auf Dich achtgibst (auch beim Auto-Fahren!) und mich lieb behältst.

An Mrs. Thomas Mann, Pacific Palisades (Calif.)

Nordafrika, den 15. I. 1944

Grüssgott, wie gehts, mir ganz gut. Die Überfahrt war scheusslich -- ein richtiger Albtraum, bei weitem das Garstigste, was ich in der "Army" -- und überhaupt -- je durchgemacht. 8000 Soldaten in einem Schiff, das eigentlich nur Platz für etwa 3000 hat! Und mindestens die Hälfte des zur Verfügung stehenden Raumes für ein paar hundert Offiziere reserviert! Das Loch, das mir und fünfzig anderen als Quartier diente, -- irgendwo ganz

unten, im Bauch des Dampfers -- war von fünf Uhr nachmittags bis acht Uhr morgens stockfinster. Als einzig erleuchteter Raum stand uns die Latrine zur Verfügung; dort verbrachte ich denn auch jeden Tag viele Stunden -- auf=recht stehend, mit dem Buch in der Hand, eingepfercht zwischen lauter fremde missgestimmte, unentwegt schimpfende "soldier boys" (viele davon auch noch seekrank). Welch ein Weihnachtsabend -- in der überfüllten Toilette! Auch das Neue Jahr wurde von mir dort begrüsst... Ich könnte noch lange jam=mern -- zum Beispiel über das Essen, von dem einem selbst bei stiller See spei-übel geworden wäre --; unterlasse es aber. Denn jetzt bin ich ja hier -- und je mieser mir auf dem unfreundlichen Meer zumute war, desto vergnügter befinde ich mich auf dem lieben Festland.

"Übrigens lebe ich weiterhin unter äusserst primitiven Bedingungen, in einem sogenannten "Replacement Depot", und habe noch nichts Vernünftiges zu tun. Aber das wird anders, wenn ich erst zu meiner Kompanie gestossen bin -- wahrscheinlich in Sizilien oder Süditalien. Inzwischen freue ich mich an altvertrauten und doch exotischen Szenerien -- in der marokkani=schen Hafenstadt nämlich, an deren Peripherie unser "Depot" gelegen ist und die ich beinah jeden Tag besuchen darf. Die Mischung aus französ=sischen und arabischen Elementen hat für mich ihren ganzen Zauber be=halten -- ich bin ebenso entzückt, ebenso dankbar wie als Neunzehnjähri=ger. Stunden lang könnte ich vor einem dieser etwas schmutzigen Cafés am Marmortischchen auf der Strasse sitzen, zwischen einem würdig starren Scheich im weissen Burnus und einem nicht minder vornehmen Monsieur im seltsam altfränkischen schwarzen Habit, mit Pincenez, soigniertem Spitz=bart und rot-geschmücktem Knopfloch. Der Kaffee ist freilich miserabel, und was man in den Restaurants vorgesetzt bekommt, taugt auch nicht viel.

~~"Überhaupt macht das Land einen sehr gepflegten, verarmten Eindruck, ob=wohl es doch relativ wenig gelitten haben dürfte. Wie mag es da erst in Tunis aussehen, das so lange Kriegsschauplatz gewesen ist! Vorder=~~

Überhaupt scheint die wirtschaftliche Lage hier recht prekär; man sieht viel Elend, hört viel bittere Klagen. Dabei hat Marokko doch vom Kriege nur relativ wenig mitgemacht! Tunis muss unvergleichlich schlimmer zugerichtet sein. Wie es dort aussehen mag? Von der ausgehungerten, zerbombten, zerbröckelnden "Festung Europa" gar nicht erst zu reden...

An André Gide, durch "Editions E. Charlot", Algier

Tunis, den 8. II. 1944

So eine Enttäuschung! Die amerikanische Presse hat unlängst mitgeteilt, Sie seien hier in Tunis -- und nun ist es schon nicht mehr wahr! Sie sind abgereist -- wie ich gestern hier in Erfahrung brachte -- und halten sich jetzt "irgendwo in Marokko" auf. (Die genaue Adresse war nicht festzustellen; weshalb ich Ihnen über das Verlagshaus schreibe.)

In Marokko! Und gerade von dort komme ich! Zwei Wochen lang war ich in Casablanca, oder doch ganz in der Nähe. Auch in Rabat, Fez und Oran habe ich -- "en route" nach Algier -- kurz Station gemacht. In irgendeiner dieser Städte müssen Sie doch sein? Hätte ich nur eine Ahnung davon gehabt... Je suis navré. Es ist ewig-schade.

Ob mein Brief aus dem "Army-Camp" in Missouri Sie je erreicht hat? Kaum. (Obwohl "André Gide, Afrique du Nord" als Anschrift genügen sollte...) Auch mein Buch ist Ihnen wahrscheinlich noch nicht zu Gesicht gekommen -- ich meine den ziemlich dicken Wälzer, den ich über Sie und Ihr Werk geschrieben habe. In Amerika hat man das Ding recht freundlich aufgenommen. Werden auch Sie es tun? Sie können sich denken, mit welcher Spannung und mit wie viel Sorge ich auf Ihr Urteil warte. Hoffentlich kommt das Exemplar bald an, das ich Ihnen [redacted] aus New York nach Algier schicken lasse.

Wie viel es zu erzählen, zu besprechen gäbe! Nun muss ich mich mit der Lektüre Ihrer neuen Schriften trösten; in dem Sammelband "Attendu que..." gibt es wohl manches, was ich noch nicht kenne, und die erste Nummer Ihrer

Zeitschrift "L'Arche" sieht vielversprechend aus. Aber für die versäumte Begegnung ist all dies kein völliger Ersatz. Wäre ich ein freier Mann -- ich liesse mirs nicht nehmen, nach Marokko zurück zu reisen. Aber ich bin nicht frei. Ich trage Uniform.

Trotz alledem ist es gut, Sie in der Nähe zu wissen. Bleiben Sie ge= sund! Sie werden gebraucht -- von vielen. Auch von mir.

An Mrs. Thomas Mann, Pacific Palisades (Calif.)

Italien, den 22. III. 1944

Ich bin in einer Stadt, deren Namen Du nie erraten wirst. Ich arbeite für eine Organisation, von deren Tätigkeit Du Dir keinerlei Vorstellung machen kannst. Die Organisation heisst "Psychological Warfare Branch" -- so viel darf ich sagen. ~~Wer käme darauf, dass Radiosendungen und Flug= blätter bei einer psychologischen Campagne verwendet werden? So närrische Vorstellungen liegen Dir gewiss durchaus fern.~~

Es geht mir gut. Ich bin guten Mutes.

Zwar habe ich schon einiges sehr Arge und Wüste gesehen -- erst in Nordafrika (das zerstörte Bizerte!), dann in Sizilien und hier in der der Gegend; aber auch an schönen Eindrücken fehlt es nicht. Die Stadt, deren Namen Du nie errätst, hat immer noch grossen Reiz, obwohl sie ziemlich schwer beschädigt ist und übrigens auch weiterhin lästige Visiten empfängt: wir haben oft unruhige Nächte. Bedrohlicher aber als die etwas reduzierte deutsche Luftwaffe wirkt im Augenblick jener vulkanische Berg, der nicht weit von hier gelegen ist (Du ahnst natürlich nicht, welchen Berg ich etwa meinen könnte!) und der seit einigen Tagen eine höchst ungewöhnliche Aktivität ent= wickelt. Er speit allen Ernstes Feuer oder vielmehr die feurige Lava-Masse, die wir aus den "Letzten Tagen von Pompei" kennen. Es ist ein rechtes Spektakel -- zumal abends, wenn die ungeheure Rauchwolke um den eruptiven Gipfel von gewittrigen Flammen durchzuckt und erleuchtet wird. Ich kann nicht umhin zu vermuten, dass dieser grossartig-grässliche Ausbruch

irgendwie mit unserem eigenen frevelhaften Tun -- mit dem Kriege also zusammenhängt. Die Elemente, die das Gebild von Menschenhand ohnedies hassen, benutzen mit düsterer Wollust die Gelegenheit, sich in einen apokalyptischen Prozess einzuschalten, der allerdings seinerseits von Menschenhand begonnen worden ist. Die eifersüchtige Natur will uns das Zerstörungswerk nicht allein vollenden lassen. Und in der Tat scheint der zornige Vesuv mindestens ebenso leistungsfähig wie ein Geschwader von erstklassigen Bombern. Mehrere Ortschaften am Fuss des Berges mussten schon evakuiert werden. Auch hier, in den Strassen der nicht-zu-erratenden Stadt, macht sich der Aschenregen bemerkbar. "Psychological Warfare Branch" sollte den ungebärdigen Vulkan zur Raison bringen.

Von ominösen Naturspielen und gelegentlichen Luftangriffen abgesehen, geht es hier übrigens recht friedlich zu. Armut und Korruption sind im befreiten Italien freilich noch krasser als in Nordafrika; trotzdem scheinen die Massen sich ihrer Befreiung aufrichtig zu freuen. Die "Te=deschi" sind allgemein unbeliebt -- jedenfalls wird allgemein auf sie geschimpft: vielleicht teilweise aus Liebedienerei (man versucht, sich bei uns einzuschmeicheln), teilweise gewiss von Herzen. Ge=schimpft wird allerdings auch sonst -- über den Schwarzen Markt, zum Bei=spiel, der immer frecher wuchert (droht unsere Schuld! (leider auch unter Beteiligung und zum Profit unserer eigenen Truppen!) und über die wahr=haft stupenden Preise. Die hübschen Dinge, die man in den Läden sieht (es gibt fast alles zu kaufen) sind für neunundneunzig Prozent der Be=völkerung durchaus unerschwinglich. Aber trotz diesen Übelständen -- und manchen anderen, auf die ich lieber nicht eingehe -- ist man eben doch froh, die Nazis los zu sein, und zeigt herzliche Sympathie für die Alli=ierten -- da diese nun einmal die Sieger sind... die doch nun einmal den Krieg gewinnen... Obwohl wir vor Cassino und am "Landekopf" nicht so schnell vorwärts kommen, wie zunächst erwartet, zweifelt hier doch niemand an unserem Sieg -- zumal die Nachrichten aus dem Osten günstig bleiben

(es lebe die Rote Armee!) und aus Deutschland Ermutigendes über die Wirkung unserer Bombardements gemeldet wird. (Ein Hoch auf die "R. A. F." und die "U.S. Air Force"!)

Ich spreche viel mit Italienern über Kriegs- und Nachkriegsprobleme. die Leute hier sind [illegible] zutraulich und eloquent: jeder Fremde im Café oder in der Strassenbahn ist für eine nette kleine Diskussion zu haben. Auch alte Freunde habe ich wiedergesehen -- vor allem die Sforzas, père et fils, die ja sehr bald nach der Befreiung hierher zurückgekehrt sind. Über die politischen Aktivitäten und Aspirationen des Papa dürftest Du durch die Presse unterrichtet sein. Er ist gross in Form -- brillianter, provokanter, triumphaler denn je: der letzte Grandseigneur (oder doch einer der letzten) in jedem Wort, jeder Geste. Mit Sforzino, dem ich seit den Tagen von "Camp Ritchie" herzlich zugetan bin, komme ich oft zusammen. [illegible] Neulich nahm er mich über das Weekend zu Benedetto Croce, der mit seiner Familie nicht weit von hier -- ich darf nicht sagen, wo -- sehr schön am Meere wohnt. Ein merkwürdiger Fall -- dieser Croce! Die schlaue Zähigkeit, die er im intellektuellen Kampf gegen den Fascismus zwei Jahrzehnte lang bewiesen hat -- nicht im Exil, sondern hier im Lande --: nun macht sie sich bezahlt. Sein Prestige ist ungeheuer; der alte Philosoph hat heute mehr moralische Autorität, mehr Einfluss, ja, mehr Macht als irgendeiner der Politiker -- Sforza nicht ausgenommen. Sforza war Emigrant; zwar hatte er es mit der Heimkehr eilig, aber er ist doch nun einmal weggewesen. Croce nicht! Deshalb ist Croce stärker. Interessant -- nicht wahr?... Übrigens war er reizend. Zunächst fürchtete ich, ihn senil zu finden -- er ist beinah achtzig, und sieht nicht jünger aus --; aber im Gespräch belebte sich sein pergamentenes Gesicht: plötzlich erschien er jung oder doch alterslos -- ein agiles Heinzelmännchen voll Weisheit und Humor. Er sprach viel von Deutschland -- oft mit Bitterkeit, dann aber auch wieder mit Bewunderung. Wie intim er deutsche Dichtung kennt! Er zitierte mir Goethe -- mit seltsamem Akzent, aber fehlerfrei.

Sehr herzlich erinnerte er sich einer Begegnung, die er vor tausend Jahren irgendwo mit euch gehabt -- in München, bei Hans Feist, wenn ich nicht irre. Und mindestens drei Mal hat er mich ermahnt, ich möge in meinem nächsten Brief erwähnen, dass er euch schön grüssen lässt.

Ich meinerseits darf Dich bitten, der lieben Medi und ihrem Borgese (von dem hier natürlich oft die Rede ist) meine Gratulation zum zweiten Töchterchen auszurichten. Ich schreibe ihnen auch noch direkt, sobald ich dazu komme.

Glückwünsche auch dem Zauberer zum Erfolg von "Joseph, the Provider" -- ich lese gerade in unserer Soldatenzeitung, "The Stars and Stripes", dass der "Book of the Month Club" den Roman akzeptiert hat. Prächtig, prächtig! So wird unser Joseph also wirklich noch zum "Ernährer" -- wenigstens für eine bedürftige Familie... Wächst der "Faustus"? Schreib mir noch darüber!

Ob der Golo noch in den Staaten ist oder schon "overseas"? Und E ? Sind sie wieder in England?

Ich denke an euch alle.

An Mrs. Thomas Mann, Pacific Palisades (Calif.)

Italien, den 15. V. 1944

Kein Grund, sich um mich zu sorgen! Ich bin "vorne" -- "im Einsatz", wie man das jetzt bei der deutschen Wehrmacht nennt --, mit dem "Combat Team" der "First Mobile Radio Broadcasting Company"; aber so ganz vorne doch wieder nicht. Zu Deiner Beruhigung kann ich Dir erzählen, dass von meinen zwei Zeltgenossen der eine ein Zivilist ist -- Jim Clark: ein sehr netter und begabter Mensch --, der andere ein Offizier: eben jener Captain Martin Herz, mein besonderer Gönner, der mich aus Missouri hierher berufen hat. Du kannst Dir denken, dass man einen Zivilisten -- wie tapfer er auch immer sein mag -- nicht gerade in exponierter Stellung unterbringen würde. Übrigens hat dieses Arrangement für mich auch seine Nachteile. Schliesslich bin ich doch ein gewöhnlicher "enlisted man", dem es eigentlich keineswegs

zukommt, mit einem "Mister" (der Majorsrang hat) und einem Hauptmann zu=sammen zu kampieren. Wenn meine Zeltgenossen Besuch von ihresgleichen -- von Offizieren also -- bei sich empfangen, so ziehe ich mich immer gleich zurück. Da ich aber mit den "G. I.'s" meiner eigenen Klasse jetzt nur wenig in Berührung komme, bin ich recht isoliert -- in einem sozialen Vakuum, sozusagen: was ja freilich kein ungewohnter Zustand für mich ist. Nur, dass die "Standesunterschiede" in der Armee eben doch wohl noch starrere, unbedingtere Gültigkeit haben, als im zivilen Leben. Die mili=tärische Hierarchie ist eine Realität, die sich [illegible] nicht ignorieren lässt.

Bin aber trotzdem zufrieden und zuversichtlich. Die Situation an dieser Front hat sich neuerdings sehr gebessert: ihr werdet bald schöne Neuig=keiten lesen -- und wohl nicht nur Italien betreffend. Auch in anderen Teilen Europas sind grosse Ereignisse fällig. Sehr möglich, dass "es" (Du errätst, was ich meine) schon geschehen ist, wenn dieser Brief in Deine Hände kommt...

Schade, dass ich Dir nichts über meine Tätigkeit erzählen darf! Sie ist oft interessant. Gerade in den letzten Wochen gab es reichlich zu tun; je mehr Gefangene wir machen, desto beschäftigter bin ich. Zu literarischer Arbeit habe ich kaum Zeit; ein Artikel, den ich über Sforza und Croce -- "Two Great Italians" -- schreiben will, muss zunächst liegen bleiben. Dabei wäre ich eben jetzt in produktiver Laune -- ermutigt, an=geregt durch einen überraschend warmen, fast überschwänglichen Brief von André Gide, der mein Buch endlich bekommen und -- wie es scheint -- nicht ohne Freude gelesen hat. Ich habe ihm (so schreibt er) "Trost und Stärkung" gegeben -- "courage, récomfort, réconciliation avec moi-même et avec mes écrits. Comme vous les expliquez bien, et motivez! J'aurais été bien empêché si, cette conscience et clairvoyance que vous m'apportez aujourd'hui, je l'avais eue d'abord; mais combien profitable m'est aujourd'hui cet éclairissement de ma vie! J'en arrive presque, grâce à

vous, à me comprendre, à me supporter, tant votre présentation de mon être, de ma raison d'être, de mes efforts, de mes erreurs même, comportent de l'intelligence et de sympathie. Je reçois votre livre comme une récompense..."

~~Ich bin sehr froh.~~

An Miss Erika Mann, U.S. War Correspondent, London

Italien, den 22. VI. 1944

Ob Du noch in England bist -- oder schon irgendwo in der Gegend von Cherbourg? Ach, wie ich Dich kenne, warst Du unter den Ersten, die gelandet sind...

Nun ja, auch ich bin unter den Ersten in Rom gewesen -- was allerdings nicht so gefährlich war. Aber schön! Die Stadt -- übrigens beinah unbeschädigt -- präsentierte sich im Festesglanz. Was für ein Empfang! Die Leute waren ausser Rand und Band. Jubel, Blumen, Musik, Hochrufe, Tränen der Rührung, Umarmungen -- wo immer wir uns zeigten! So huldigt man nicht Siegern -- nur Befreiern. Evviva i liberatori! Überall der gleiche Schrei... Dazwischen freilich manchmal auch die Frage: "Warum hat es so lang gedauert? Ihr habt uns warten lassen..."

Aber jetzt geht es schnell. Rom (ich war nur ein paar Tage dort) liegt schon weit zurück -- zeitlich und ~~auch~~ räumlich. Wir bleiben in Bewegung -- ~~auch Civitavecchia liegt schon hinter~~ auf die Alpen zu, die gar nicht mehr so sehr entfernt erscheinen. Übrigens ist es, bei allem Hochgefühl, nicht gerade eine Vergnügungsreise. Auch ein Siegesmarsch bringt Strapazen mit sich -- je rapider wir vorwärtskommen, desto mehr Anstrengung und Unbequemlichkeit! Wenn die italienischen Landstrassen nur nicht so staubig wären! So was an Staub! Den ganzen Tag läuft man mit weiss-gepudertem Haar herum, das Gesicht mit einer Kruste aus Dreck und Schweiss bedeckt. Denn jetzt wird es heiss. Nachdem wir in unseren Zelten so lang unter Nässe und Frost gelitten haben, ist es nun die Sonne, die uns nicht minder lästig zu-

setzt. "Überhaupt diese Zelte! [redacted] Ich gäbe viel darum, einmal wieder in einem Hause schlafen zu dürfen. Aber sogar in Rom wurde unter freiem Himmel kampiert -- im Park der "Villa Savoia", am Rand der Stadt. Und seit=her habe ich kaum ein Haus gesehen, in dem sich schlafen liesse. Die Dörfer, durch die wir kommen, sind Trümmerhaufen...

Du siehst, das Leben der "liberatori" hat auch seine trüben Seiten. Aber in der Normandie -- wüsste ich nur, ob Du dort bist! -- geht es wohl schlimmer zu. Die Hauptsache ist, dass wir siegen; lange kann's nicht mehr dauern: das Ende des Kriegs scheint in Sicht. Hier, bei der Fünften Armee, gibt es Optimisten, die glauben -- und sogar wetten! --, dass wir vor dem Herbst in Wien und München sind. Das dürfte wohl ein bisschen übertrieben sein; aber man kann nie wissen...

Nur die Deutschen ~~wollen~~ noch immer nicht ~~angreifen~~ merken, dass sie er=ledigt sind -- das ist jedenfalls der Eindruck, den man von den Kriegs=gefangenen bekommt. Die Truppen des Herrn Marschall Kesselring scheinen nach wie vor überzeugt, dass Deutschland schliesslich doch noch irgendwie gewinnen werde -- sei es durch die lang-verhiessene "Wunderwaffe", sei es durch irgendeine andere mirakulöse Fügung. Ein besonders schlauer "Landser" (dieses neu-deutsche Wort ist Dir doch schon bekannt?) überraschte mich neulich mit folgender Offenbarung: "Wenn die Russen erst in Preussen stehen, werdet ihr Amerikaner Angst bekommen und einen Separatfrieden mit uns schliessen. Dann gibt es ein Bündnis zwischen Anglo-Amerikanern und Deutschen gegen die Sowjets -- unter deutscher Führung natürlich!" -- Drollig sieht es aus in solchen Köpfen!

Neben den Sturen und den Arroganten finden sich unter den Kriegsgefange=nen freilich auch andere, die klar denken können und mit denen man sich gerne unterhält. Gerade vor ein paar Tagen, in Civitavecchia, wurde mir ein besonders netter und intelligenter "P. W." zum Verhör geschickt -- ein junger Münchener übrigens, Schauspieler seines Standes: er war lange bei Otto Falckenberg an den "Kammerspielen". Komisch, nicht wahr? --

so eine Begegnung im Gefangenenlager! Wir plauderten über gemeinsame Be=kannte -- fast-vergessene Gestalten aus der Münchener Literatur- und Theater=welt. Der Junge -- Hans Reiser heisst er -- erzählte sehr amüsant: auch über die Wehrmacht, von der er sich in Rom nicht ohne Gefahr getrennt. Er hasst die Nazis; selbst in unseren Kreisen habe ich so fulminante Worte der Anklage, des Zornes kaum je gehört. Sein Abscheu vor dem schuldbeladenen Regime war echt -- des bin ich ganz gewiss; echt, auch sein Glaube an die Erneuerungs=fähigkeit, die Zukunft des deutschen Volkes. Ich sah ihn an, während er redete -- den entflammten Blick, die helle Stirn, das trotzig starke Kinn. Ich dachte: 'Gibt es viele wie dich? Wenn ich wüsste, dass es in Deutschland eurer viele sind -- ich teilte deinen Glauben.'

Hoffentlich wird es mir möglich sein, dem Kriegsgefangenen Hans Reiser irgendwie zu helfen.

An Mrs. Thomas Mann, Pacific Palisades (Calif.)

Italien, den 1. IX. 1944

Um einmal ganz apart zu sein, schreibe ich Dir aus einem kanadischen Feldlazarett. Nein, man hat mir keine kostbaren Glieder abgeschossen! Es ist nur ein bisschen Malaria -- ein ziemlich leichter Anfall übrigens: das Fieber -- gestern noch etwas heftig -- ist heute schon im Heruntergehen, dank dem vortrefflichen Chinin, das ich in rauhen Mengen konsumiere. Ich bin ein wenig taub -- was auf den Chinin-Genuss zurückzuführen sein dürfte --; aber auch das wird sich geben.

Die Malaria-Infektion muss ich mir irgendwie, irgendwo auf der langen, staubigen Autofahrt (im offenen "jeep"!) von Florenz nach Rimini zugezogen haben. Wie in meinem vorigen Brief schon angekündigt, bin ich ja zeitweilig -- wohl nur für ein paar Wochen -- an die englische Achte Armee "ausgeliehen" worden. "Psychological Warfare Branch" ist eine inter-alliierte -- oder, um genau zu sein, eine britisch-amerikanische -- Organisation, und wenn

den Psychologen von der "Eighth Army" ein Mann mit bestimmten Qualifi=kationen fehlt, so können sie ihn von unserer "Fifth" bekommen. Für mich ist es übrigens eine nette Abwechslung; die Reise quer durch Italien, bis zur adriatischen Küste, hatte bei aller Unbequemlichkeit ihre Reize; es gab Aufenthalte in Perugia und Assisi -- zwei Herrlichkeiten, die mir noch unbekannt gewesen. Eindrücke solcher Art sind mit ein bisschen Sumpf=fieber nicht zu hoch bezahlt.

Von den Briten habe ich noch nicht viel gesehen, ausser ein paar kana=dischen Doktoren und Krankenschwestern. Bei der "P.W.B."-Gruppe, die sehr nahe der Front stationiert ist, hielt ich mich nur zwei Tage auf, ehe man mich ins Hospital transportierte. Die erste Impression war angenehm; es scheint mir, dass die "Tommies" in etwas höflicheren, zivilisierteren Formen miteinander verkehren, als unsere ungehobelten "G. I.'s". Sollte die alte europäische Kultur doch ihre Vorteile haben? Nachteile hat sie freilich auch, wie mir im Gespräch mit englischen Offizieren wieder so recht klar geworden ist. Diese Herren sind von einer Arroganz, die gerade durch ihre Diskretion, ihre kühle und korrekte Nonchalance erst recht aufreizend wirkt. Habe ich nicht neulich in einem Brief an Dich Bemer=kungen über die "Standesunterschiede" in unserer "Army" gemacht? Nun, wenn bei uns zwischen "enlisted men" und "commissioned officers" eine Kluft besteht -- hier, bei den Engländern, gibt es einen Abgrund. Übrigens ist die britische Hierarchie komplizierter und nuancierter als die ameri=kanische: statt des einfachen Zweiklassen-Systems hat man hier drei soziale Kategorien: zwischen den "Privates" und den Offizieren bilden die "Ser=geants" eine doch schon halb-priviligierte Mittelschicht. Meine vier dummen Streifen, die bei uns niemandem Eindruck machen, gereichen mir hier zum Vorteil. Ich speise mit den Feldwebeln in ihrer besonderen "mess", wo es manierlich zugeht: man lässt sich sogar bedienen. Du siehst also, wenn Dein Sohn auch nicht gerade zur Aristokratie gehört,

so darf er sich doch zur gehobenen Bourgeoisie zählen.

À propos "Aristokratie": kurz ehe ich das Hauptquartier der Fünften Armee verliess, gab es dort höchst adligen Besuch: Winston Churchill war da, ich hatte die Ehre, für ihn Spalier zu stehen. Eine Ehre war es mir in der Tat -- Du weisst ja, wie sehr ich den Mann bewundere: der grösste Redner unserer Epoche, eine Figur von starker Menschlichkeit und imposantem Format, nicht ohne geniale Züge. Von seinem physischen Format übrigens war ich enttäuscht: er wirkte recht klein und gedrungen, wie er da neben unserem hünenhaften General Clark die Front abschritt, mit seiner unvermeidlichen langen Zigarre und alkoholisch gerötetem Bulldoggengesicht. Aber es war doch rührend, ihn so aus der Nähe zu sehen -- nickend und brummend, auch ein wenig schnaufend im mühsam-stolzen Schreiten, die rechte Hand mit zwei gespreizten Fingern erhoben zum Siegeszeichen. Ja, seinen Sieg -- nun wird er ihn bald haben! Aber dann...? Ein Friedensführer ist er wohl nicht. Gut, dass wir Roosevelt haben!

~~Aber~~ Kann Roosevelt allein es schaffen? Manchmal ist mir bang. Ja, es gibt Augenblicke, da der Gedanke an das nahe Ende des Krieges mich mit Angst erfüllt... Aber das ist das Fieber. Ich hätte nicht so lange schreiben sollen. Schluss!

Gruss dem Vater und den Freunden -- besonders dem lieben Bruno (Frank). Was Du mir über sein Befinden mitzuteilen hattest, klang recht alarmierend. Ob es ihm besser geht? Ich muss oft an ihn denken. Und auch Werfel ist krank? Gerade jetzt, wo er mit seiner "Bernadette" so viel Erfolg hat und geniessen könnte! Es sieht fast so aus, als ob das Leben in Kalifornien gefahrenreicher wäre, als hier "im Einsatz".

An F. H. Landshoff, New York

Italien, den 20. XII. 1944

Leutnant X, der von hier aus direkt nach New York fliegt, wird so freundlich sein, diesen Brief an Dich mitzunehmen -- was natürlich einen

Verstoss gegen "Army regulations" bedeutet und also nicht herumgeschwatzt werden darf. Indessen sah ich keinen Grund, das gefällige Angebot des Leutnants abzulehnen; denn obwohl ich Dir keine militärischen Geheimnisse verraten will, ist es doch ganz angenehm, einmal "unzensuriert" zu schreiben, und übrigens lag mir daran, meinen kleinen Beitrag für "Die Neue Rundschau" auf möglichst sichere und schnelle Art zu expedieren. Du weisst ja wohl, dass Gottfried (Bermann-Fischer) -- den ich zu grüssen bitte -- in der "Sonderausgabe zu Th. M.'s 70. Geburtstag" gern ein paar Seiten von mir bringen will. Hier sind sie also -- "pas grande chose", aber von Herzen. (Manuskript liegt bei.)

Du fragst mich, was ich treibe. Ich sitze im Dreck, wate im Schlamm, spaziere durch Schnee und Regen. Nach einem kurzen Gastspiel bei der englischen Achten bin ich zu unserer lieben alten Fünften zurückgekehrt und hause nun schon seit bald drei Monaten irgendwo hoch oben im Apennin-Gebirge, wo es am wildesten und unwegsamsten ist. Wie Du ja wohl aus den Gazetten weisst, ist unser Vormarsch an dieser Front irgendwie ins Stocken geraten -- ungewiss, warum; aber General Clark könnte es wohl erklären. Statt Bologna und Milano im Sturm zu nehmen, haben wir uns nun nördlich von Florenz -- nicht sehr weit nördlich! -- vorläufig zur Ruhe gesetzt: wenn man den Aufenthalt in so rauher Berglandschaft als "Ruhe" bezeichnen will. Es ist eher lästig -- zumal man doch im August und September den Krieg eigentlich schon für beendigt gehalten hatte. Und nun machen diese wahnsinnigen Deutschen im Westen eine Gegenoffensive und halten uns hier in den Apenninen fest! Was soll's? Sogar die Dümmsten unter ihnen müssen nun doch wohl begriffen haben, dass der Kampf für sie verloren ist. Warum hören sie denn nicht endlich auf? Worauf warten sie -- die Unglückseligen?

Worauf wartest du, deutscher Soldat? Willst du ein neues Kriegsjahr? Nein, das kannst du nicht wollen!

Was ist es also, worauf du wartest, hier in deinem Erdloch, irgendwo an der italienischen Front?

Wartest du auf den deutschen Sieg? An den glaubst du doch selber nicht. Jedes Kind weiss längst, dass Deutschland keine Aussicht mehr hat, den Krieg zu gewinnen.

Wartest du auf die neuen Waffen, die über Nacht die Lage zu Deutschlands Gunsten verändern sollen? Als ob die Erfahrungen mit "V 1" und "V 2" nicht gezeigt hätten, dass der Einsatz von neuen technischen Experimenten die Kriegsführung der Alliierten nicht zu beeinflussen und ihrer Überlegenheit nichts anzuhaben vermag.

Wartest du darauf, dass Adolf Hitler endlich einmal wieder zum deutschen Volke sprechen wird? Darauf wirst du vielleicht lange warten müssen!

Oder wartest du einfach darauf, dass dich eine Kugel erwischt????

Das könnte dir freilich passieren, wenn du lange genug wartest.

Du sitzt hier und wartest, und weisst selbst nicht, worauf.

Und inzwischen...?

Das ist so eines der Flugblätter, wie ich sie hier im Schweisse meines Angesichts -- dabei oft mit frosterstarrten Fingern -- dutzendweise produziere. Über dem rührenden Text, den ich Dir soeben abgeschrieben, steht in schönen, fetten Lettern: WARTEN -- WORAUF? Auf der Rückseite wird dann recht grässlich aufgezählt, was alles in der Heimat passiert, während der Landser hier im Erdloch hockt: "Und inzwischen führt die alliierte Luftwaffe jeden Tag neue Schläge gegen deutsche Fabriken, Bahnen, Häfen; schieben sich die Fronten jeden Tag tiefer nach Deutschland hinein; werden deutsche Familien jeden Tag durch Zwangsverschickung auseinandergerissen..." In diesem Stil. ~~So ein Ding~~ Dergleichen wird dann von unserer Artillerie in die deutschen Stellungen geschossen -- wo es hoffentlich seine zersetzende Wirkung tut.

Du solltest sehen, was wir uns alles ausdenken, wie diabolisch einfallsreich wir sind. Jedes Ereignis, das die Stimmung des Feindes ungünstig beeinflussen könnte, wird ungesäumt durch Flugblatt mitgeteilt -- nicht ohne tückischen Kommentar, versteht sich! Als am 20. Juli der brave Graf

Staufenberg den Versuch unternommen hatte, seinen Führer in die Luft zu sprengen, begann ich mein "leaflet" mit der scheinbar gutmütigen Fest=stellung: HITLER HAT NOCH MAL SCHWEIN GEHABT...: woran sich aber alsbald die ominöse Frage schloss: WIRST AUCH DU SOLCHES SCHWEIN HABEN? "In deiner unmittelbaren Nähe," so hiess es weiter, "kann jeden Augenblick eine alli=ierte Bombe krepieren oder ein Geschoss einschlagen. So was geht leicht mal schief. Jeder Tag im Einsatz kann dein letzter sein..." -- Als der lädierte Adolf dann plötzlich so schweigsam wurde, beschenkten wir die Truppen des Marschall Kesselring mit Millionen von Zettelchen, auf denen in grosser roter Schrift nur die zwei Worte: HEIL HIMMLER! prangten. Und auf der Rück=seite -- ebenso fett gedruckt, aber in Schwarz --: WO IST HITLER? Sonst nichts. Lass den Landser darüber brüten! Vielleicht kommt er allmählich auf den demoralisierenden kleinen Gedanken, den wir ihm zu suggerieren wünschen: dass nämlich Hitler völlig ausgeschaltet, vielleicht schon tot, oder doch ein Gefangener des unbeliebten Himmler ist.

Im Augenblick ist es vor allem der "Volkssturm", den wir propagan=distisch ausschlachten. VOLKSSTURM -- VOLKSMORD! Du kannst Dir die Linie denken. Weil die Herren Hitler, Himmler, Göbbels und Konsorten wissen, dass ihr schuldbeladenes Leben verwirkt ist, wollen sie die deutsche Nation zum Selbstmord zwingen! -- Ist doch auch wahr!

Übrigens möchte ich doch betonen, dass wir zwar teuflisch schlau, aber eigentlich gar nicht verlogen sind. Keinerlei Versprechungen, die Zukunft des deutschen Volkes betreffend, dürfen je in unseren Texten vorkommen --: Befehl aus Washington! Die Deutschen werden nachher nicht behaupten können, wir hätten sie mit gleissnerischer Rede in die Niederlage geschwatzt. (Sie werden es trotzdem behaupten -- aber ohne Grund.) Unsere Front-Propaganda verträgt sich durchaus mit der Unconditional-Surrender-Formel, an der von Roosevelt festgehalten wird. Wir geben uns dem deutschen Soldaten gegen=über nicht als "Befreier", sondern treten als Sieger auf. Die Essenz unserer Botschaft ist immer wieder: "Ihr habt verloren -- wozu kämpft ihr

noch? Kommt zu uns! In amerikanischer Gefangenschaft werdet ihr gut behandelt; wir respektieren die Genfer Konvention. Und nach dem Krieg seht ihr die Heimat wieder..."

Diese einfache, einleuchtende Argumentation wiederholt sich in all unseren Appellen -- nicht nur den gedruckten, sondern auch den gesprochenen. Denn neben den Flugblättern spielen natürlich Radio und Lautsprecher die wichtigste Rolle in unserer psychologischen Campagne. Vor allem mit den Lautsprechern hatten wir letzthin gute Erfolge, an denen ich nicht ganz unbeteiligt bin. Es macht mir Spass, durch das Mikrophon direkt auf die deutschen Soldaten einzureden: "Kommt rüber! Bei uns gibts prima Bohnenkaffee und Butterbrot -- Zigaretten auch! Macht schnell! Kommt rüber, solang' es dunkel ist! Der Krieg ist sowieso gleich aus -- wozu wollt ihr noch in letzter Minute euer Leben riskieren?" -- Ich aber riskiere meines, während ich so schwatze; denn das Mikrophon steht sehr weit vorn, ganz nah am Schuss...

Seltsamerweise bin ich überhaupt nicht nervös bei solchen Gelegenheiten. Oder vielleicht ist es gar nicht so besonders seltsam? Ich hänge nicht am Leben. Mit Heroismus hat diese Ruhe nichts zu tun.

Die Ausflüge zur Front sind mir eine erwünschte Abwechslung. Im Hauptquartier der Fünften Armee, wo ich stationiert bin, hört man die Kanonen nur wie ein entferntes Donnergrollen. Meine Tage vergehen in trübem Einerlei. Immer der Nebel! Immer der Dreck! Immer der kalte Regen oder der feuchte Schnee! Und das Essen ist miserabel.

Übrigens sieht es im Augenblick so aus, als ob meine persönlichen Verhältnisse sich demnächst ändern sollten. Die Soldatenzeitung "The Stars and Stripes (Mediterranean Edition)" will mich als "staff ~~correspondent~~ writer". Ich bin nicht abgeneigt. Es wäre mir lieb, wieder englisch schreiben zu dürfen -- und wenn die "G. I.'s", an die das Blatt sich wendet, auch kein ideales Publikum sind, so ziehe ich sie doch den deutschen "Landsern" vor. Ausserdem würde ich nach Rom versetzt. Es klingt fast zu schön, um wahr

zu sein -- oder auch nur wahrscheinlich. Die grosse Frage ist, ob "P.W.B." mich gehen lassen wird.

Und Du? Erzähl mir von Deinen Tätigkeiten und Plänen! Verdienst Du goldene Berge mit "Heart of Europe" oder trägt das Buch, im Gegenteil, zu Deinem finanziellen Ruine bei? Wird die Wiedereröffnung des ~~deutschen~~ Amsterdamer Querido-Verlages schon vorbereitet? Bedenke, dass der Friede über Nacht ausbrechen kann -- und dann wollen wir alle wieder in deutscher Sprache erscheinen! Ich selbst werde wohl allerdings beim Englischen bleiben; aber es gibt ja gute Übersetzer...

Grüsse mir den Kesten. Ist sein Roman von den ~~Über die~~ Nürnberger Zwillingen schon abgeschlossen? Ich beneide ihn um seine Produktivität! Mir fällt gar nichts mehr ein -- nur noch Slogans für Flugblätter und biedere Trivialitäten für die Soldatenzeitung. Je älter man wird, je mehr man erlebt hat, desto schwieriger wird das Schreiben. Sogar dieses ~~das~~ Geburtstags-Artikelchen für Vater Zauberer hat mir Mühe gemacht -- und ist dabei recht dürftig ausgefallen.

Beilage (für "Die Neue Rundschau"):

FEIERLICH BEWEGT

Mit der amerikanischen Armee in Italien,
Weihnachten 1944

"Joseph, der Ernährer" ist das einzige deutsche Buch im Gepäck eines amerikanischen Soldaten. Ich bin der amerikanische Soldat. Das Buch ist mir ein sehr tröstlicher und stärkender -- in der Tat, ein väterlicher Freund gewesen in einer Zeit, da ich des Trostes und der Stärkung zuweilen bedürftig war. Ja, gerade unter den harten, unerfreulichen Bedingungen meines jetzigen kriegerischen Lebens hat sich mein Gemüt als besonders empfänglich und dankbar erwiesen für den Zuspruch dieses feierlichen Witzes und dieser geistvollen Frömmigkeit.

Es waren merkwürdige Umstände, unter denen ich mir die schöne

Geschichte und kunstvolle Gotteserfindung zu Gemüte führte. Meistens las ich nachts, beim Licht eines Kerzenstummels, in einem eisigen Zelt, durch dessen Leinwand der italienische Winterregen sickerte. Das Buch begleitete mich auf meinen Fahrten durch das zerstörte Land. Ich hatte es bei mir, als ich im Speicher eines verödeten und zerschossenen italienischen Bauernhauses einquartiert war. Während ich mich an Josephs tiefsinnigen Schelmenstücken ergötzte, gingen in meiner unmittelbaren Nähe die sonderbarsten und beunruhigendsten Dinge vor sich. Die schwere Artillerie -- unsere sowohl als die feindliche -- vollführte einen wahren Höllenlärm. Manchmal musste ich meine Lektüre unterbrechen, um mich vor den Granaten in Sicherheit zu bringen. So stieg ich denn aus meinem Speicher in den Keller hinunter -- mit dem Buch unterm Arm.

Ich liess mich durch den Radau nicht in meinem Spass und meiner Andacht stören. Wenn ich mich bei einer leichten Nervosität ertappte, so gedachte ich Mai-Sachmes, des ruhigen Amtsmannes über das Gefängnis, der -- eher zu seinem Leidwesen -- beim besten Willen nicht erschrecken konnte. Daraufhin fiel es mir leichter, die eigene Schreckhaftigkeit beinah völlig zu überwinden, wie erschrecklich der Feind auch immer toben mochte.

Der Feind -- das sind die Deutschen. Das Buch aber, in das ich so innig vertieft war, dass es mich sogar die Angst vor dem Feind vergessen liess -- dieses Buch ist in deutscher Sprache von einem Deutschen geschrieben. All dies ist entschieden wunderlich.

Tagsüber hatte ich oft mit deutschen Kriegsgefangenen zu tun. Was für einen Kauderwelsch redeten denn diese Burschen? War das deutsch? Es klang nicht wie die Sprache, die mein Vater mich zu sprechen und zu lieben lehrte. Würden diese Fallschirmspringer und SS-Leute für die archaisch-ironischen Finessen des "Joseph"-Stils irgendwelches Verständnis haben? Was für Gesichter sie wohl machen

würden, wenn ich es mir einfallen liesse, ihnen ein paar Abschnitte aus dem biblischen Roman vorzutragen?

Indessen gab es unter meinen Kameraden einen, dem sehr daran gelegen schien, das Buch im deutschen Original zu studieren. Der junge Mensch, der sich den "Joseph" bei mir ausleihen wollte, war von Geburt ein Deutscher, hatte aber schon seit einer Reihe von Jahren in Amerika ge= lebt und sich dort völlig akklimatisiert. Er war besonders beliebt und angesehen bei seiner Einheit: ein tüchtiger Soldat und obendrein ein herzensguter Junge -- hilfsbereit und lustig, begabt mit natürlichem Charme und anspruchsloser Anmut.

Eines Morgens beim Frühstück sagte ich zu ihm: "Du, übrigens, ich bin fertig mit dem dicken Buch, du kannst es haben."

Er sagte: "That's fine. Ich hole mir's abends ab."

Damit trennten wir uns. Fünf Minuten später ging er über die Dorf= strasse -- gerade als das feindliche Feuer wieder einsetzte. Er wurde in den Rücken getroffen. Lange kann er nicht gelitten haben.

Ich will den Namen meines jungen Freundes hierher setzen. Er hiess Johnnie Löwenthal. Er war einer aus Josephs alter, leiderfahrener Familie.

***

Man sagt wohl, dass Menschen in kritischen Situationen die Zuver= lässigkeit und Stärke ihres Charakters beweisen können. Das trifft auch auf Bücher zu. Ein Buch, das seine Gültigkeit und seine Anziehungskraft im Kanonenfeuer, inmitten von Tod und Zerstörung bewährt, muss von echter, kraftvoller Substanz sein. Es hat die Feuerprobe bestanden.

Wenn ich mich der schlimmen Tage in dem beschossenen italienischen Dorf erinnere, ist es zuerst und vor allem Joseph, der Ernährer, der mir in den Sinn kommt. Die wüsten Gesichte des Krieges verblassen, werden schattenhaft, während die Figuren der schönen Gotteserfindung an plastischer Wirklichkeit eindrucksvoll gewinnen. Seht, da sind sie

wieder -- sorgfältig ausgestattet mit ihren einmaligen und doch menschlich typischen Eigenschaften! Da sind die alten Freunde: Joseph, der sich vom inspirierten Lamm aufs natürlichste und erfreulichste zum Obersten Schattenspender und Herrn des Brotes entwickelt; Jaakob, der Feierliche, der im Fortschreiten der Erzählung zusehends geschichtenreicher und erinnerungsschwerer wird, und Josephs Brüder, die ihrerseits Kinder zeugen und ihr Lebenspensum verrichten, während die Geschichte, Sandkorn für Sandkorn, still und stetig durch die gläserne Enge läuft. Ja, und da sind neue Gesichter: Mai-Sachme, der gelassene Verwaltungsbeamte, Physikus und Literat; der oberste Bäcker und der oberste Mundschenk -- zwei unvergessliche Chargen, eigens zu dem Zwecke eingeführt, dass Josephs prophetisches Talent sich an ihnen erstmalig bewähren möge; Amenhotep, der zärtliche und verzärtelte Gottsucher, der mit Joseph in der kretischem Laube das grosse Göttergespräch führt; Thamar, diese faszinierende Person, die sich mit verblüffender Entschlossenheit auf die Bahn zu bringen versteht, und Serach, die kindliche Musikantin, deren schlaue und holde Lied-Improvisation in meiner Erinnerung den Donner der schwerkalibrigen Geschütze übertönt. Immer höre ich ihre rührende Stimme:

> Gott kann striemen und lindern.
> Ach, wie wunderlich ist er mit seinem Tun
> unter den Menschenkindern.

Ach, wie wunderlich ist er mit seinem Tun!... Ja, auch mir ist wunderlich zu Mut. Ich bin tief und feierlich bewegt. Alles kommt mir etwas traumhaft vor -- die Umgebung, in der ich diese Zeilen zu Papier bringe, und auch der Anlass, für den ich sie schreibe.

Ist mein Vater wirklich siebzig Jahre alt? Das klingt mir doch äusserst traumhaft! Dann wäre es ja zwanzig Jahre her, dass wir im Rathaussaal zu München seinen Fünfzigsten mit behäbig-offiziellerm (Aufwand) ~~Feierlichkeit~~ begingen...

Was für zwanzig Jahre! Wenn das alles nur ein "Gottesscherz" ge=

wesen ist -- wie Serach es von Josephs diversen Brunnenfahrten und Auferstehungen behauptet --, dann sind Gottes Scherze in der Tat ganz unbegreiflich grimmiger Natur. Er hat uns wahrlich bewiesen, dass Er imstande ist, uns gehörig zu striemen. Eine kleine Linderung erscheint überfällig.

Oder sind in der Züchtigung schon Elemente einer kommenden Haupt=erhebung und Weltversöhnung enthalten? Der geduldig schöpferische Siebzigjährige, den die literarische Weltöffentlichkeit am 6. Juni 1945 feiern wird, scheint dergleichen Ahnungen in seinem geschichten=reichen, erinnerungsschweren Herzen zu tragen. Er versteht sich auf Ahnungen, Andeutungen und Antizipationen. Die scheinbar absurden Fügungen göttlicher Launenhaftigkeit werden weniger unverständlich und weniger schwer zu ertragen, wenn er sie lächelnd betrachtet und gestalterisch deutet.

An Sergeant Thomas Quinn Curtiss, U.S. Army, Paris

Rom, den 20. III. 1945

Noch immer in Paris? Ich wäre neidisch -- hätte ich nicht meinerseits solches Glück gehabt! Seit etwa vierzehn Tagen bin ich hier, bei den "Stars and Stripes" -- ein ausgezeichnetes Blatt, nebenbei gesagt: viel lebendiger, viel liberaler als die Pariser Konkurrenz. Unser Chef, Bob Neville -- früher, in New York, bei "P. M.", dann bei "Time" -- ist ein sehr erfahrener, sehr begabter Journalist; unter den Mitarbeitern -- lauter "enlisted men"! gar keine Offiziere! -- gibt es ein paar starke Talente. Die Karikaturen "Up Front" von Bill Mauldin werden wohl auch jenseits der Alpen nachgedruckt? Ein phantastischer Junge! Erst zweiundzwanzig ist er, und sieht noch jünger aus -- wie ein "high-school boy", ein Pennäler, mit frecher Stubsnase und abstehenden Ohren. Aber schon ein Meister! -- Was mich betrifft, so schreibe ich hauptsächlich für die Sonntagsbeilage --

relativ ernsthafte und gründliche Artikel, meist über deutsche Probleme. Eine Stellung, wie ich sie mir sogar im Zivilleben nicht besser wünschen könnte!

Nach den Monaten in der Schlamm- und Felsen-Wildnis fühle ich mich hier wie im Paradies. Wir sind in einem richtigen Hotel untergebracht -- drei Mann in einer grossen, komfortablen Stube (mit laufendem Wasser!). So gut wirst Du's wohl in Paris nicht haben.

Und die Stadt! Ich hatte sie ja bisher kaum gekannt -- Rom war mir verleidet, solang es hier diesen grotesken "Duce" gab. Im vorigen Juni dann sah ich zum ersten Mal das freie Rom -- nur ein paar traumhaft turbulente Tage lang; aber es war genug, um mir die Sehnsucht nach einem Wiedersehen mit auf den Weg zu geben. Und jetzt, da ich bleiben darf, wird mir allmählich klar, wie recht ich hatte, mich hierher zu sehnen. Rom ist viel reicher an versteckten Schätzen und geheimen Kostbarkeiten als etwa Paris, das seine ganze Pracht mit gefallsüchtiger Generosität hinbreitet und dem ersten Blick nichts vorenthält. Rom aber will erforscht, erobert sein. Freilich, es gibt hier keine Avenue, die sich an Glanz und Weite mit den Champs Elysées messen könnte; auch eine Place de la Concorde hat das vergleichsweise enge, provinzielle Rom nicht zu bieten. Aber wo fänden sich in Paris diese verborgenen Schätze -- das fürstliche Barock in abgelegenen Winkeln, die stillen Seitenstrassen mit diskret-grandiosen Renaissancepalästen?

Übrigens wäre es sehr dumm und undankbar, wenn ich im Hochgefühl neuer Liebe eine ältere verleugnen wollte. Paris ist unvergleichlich -- und ein bisschen neidisch bin ich natürlich doch auf Dich, der Du dort sein darfst. Aber unvergleichlich ist auch diese Stadt. Welch ein Glück, dass die zwei Königinnen verschont geblieben sind und noch immer strahlen.

Im Gegensatz zu Neapel und Florenz, die beide doch recht mitgenommen sind, wirkt Rom beinah unverschämt wohlerhalten und wohlhabend! ~~Man fühlt sich hier auf privilegiertem Boden; ein Ruhm von beinah drei Jahrtausenden~~

Dies ist priviligierter Boden -- dank einem Ruhm von beinahe drei Jahrtausenden und dank der Anwesenheit des Heiligen Stuhles, in dessen Schatten sich gut leben lässt. Die Römer leben gut -- lauter Lebenskünstler! Gewiss gibt es auch Arme, aber sie machen sich unsichtbar oder bleiben doch im Hintergrund. Umso mehr fallen die Reichen auf. Auf dem Corso, in den schönen Gärten der Villa Medici, in den Cafés und Theatern bemerkt man Frauen, deren Eleganz selbst in Hollywood und New York Bewunderung erregen würde. Die dazugehörigen Kavaliere sehen freilich meist ein wenig billig aus --: gar zu taillenschlank, das Schnurrbärtchen ridikül gezwirbelt, mit übertrieben glänzendem Pomadehaar und übertrieben blanken, spitzen Schuhen.

Im Theater habe ich schon Einiges gesehen, was Dich interessieren würde -- vor allem eine Schauspielerin von starkem Temperament und echter Persönlichkeit: Anna Magnani heisst sie. Ihr Talent dürfte bald internationales Aufsehen machen -- nämlich in einem Film, "Roma, Città Aperta", dessen erste Hälfte neulich einem geladenen Publikum vorgeführt wurde. Ausserordentlich! Das Drama der "résistance" wird mit einem künstlerisch gebändigten Realismus dargestellt, der an die besten Leistungen der Russen denken lässt. Der Regisseur, Roberto Rosselini, hat unter dem Fascismus nur Mittelmässiges hervorgebracht. Und nun, nach der Befreiung, gelingt ihm dieser Wurf!

Überhaupt hat man den Eindruck, dass sich hier in kulturell-kreativer Sphäre mancherlei vorbereitet. Ich treffe ziemlich viel Menschen -- Schriftsteller, Maler, Theaterleute, auch Politiker. Besonders erfreulich ist mir der Kontakt mit Leonore Fini -- kennst Du ihre Bilder? In Paris dürften Arbeiten von ihr zu finden sein: sie hat lang dort gelebt -- was ihrer ~~Arbeit~~ Malerei anzusehen ist: der Einfluss der Surrealisten fällt sofort ins Auge. Indessen hat alles, was von ihr kommt, sehr eigenen Stil -- eine Mischung aus Zartheit und Vitalität, weiblich-sinnlicher Grazie und männlicher Kraft, die es weder bei Max Ernst noch bei Dali gibt. Da Chirico, dessen Anfänge so faszinierend waren, seit geraumer Zeit nicht mehr in Frage

kommt (er scheint völlig verkalkt und produziert veritable Scheusslich=keiten!), ist Leonor Fini heute wohl die stärkste und originellste Be=gabung unter den italienischen Malern.

Und ihr persönlicher Charme kommt mindestens dem ihrer Bilder gleich. Sie ist dynamisch, sehr intelligent, auch schön oder doch attraktiv, mit üppig stolzem Mund und weiten, goldgrün phosphoreszierenden Katzenaugen. Ich verbringe meine Abende gerne in ihrem Atelier, wo man oft interessante Leute trifft. Dem Romancier Moravia, zum Beispiel, bin ich dort begegnet -- als Schriftsteller beachtenswert, als Mensch freilich etwas sauer=töpfisch und unergiebig --; auch der Choreograph und Tänzer Aurel Milloss -- ungarischer Abstammung, aber seit Jahren in Italien tätig -- gehört zu Leonor's intimem Kreis. Wenn Du einmal hierher kommst, darfst Du nicht versäumen, Dir in der Oper ein Ballett von ihm anzuschauen. Wo er "klas=sisch" sein will, wird er manchmal konventionell; aber auf das Phan=tastische, Bizarr-Macabre versteht er sich und leistet Vorzügliches in diesem ~~Stil~~ Genre.

Merkwürdig war das Wiedersehen mit Ignazio Silone -- ein alter Be=kannter aus Züricher Vorkriegs-Tagen. Er und seine Frau -- eine Irin: entschieden reizvoll -- baten mich zum Essen in das "Albergo", wo sie seit ihrer Rückkehr provisorisch ~~einquartiert sind~~ Lausen. Es ist ein ziemlich elegantes Hotel -- von den Franzosen requiriert und verwaltet. Die Silones leben also als Gäste der Besatzungsmacht --: "vorläufig," wie Madame mehrfach versicherte. "Bis wir etwas anderes finden! Aber es gibt ja keine Wohnungen hier in Rom..."

Übrigens machte er einen prokkupierten, fast verstörten Eindruck. Wenn er im Exil Heimweh nach seinem Italien hatte -- jetzt scheint er sich ins Exil zurückzusehnen. Wir sprachen viel von der Schweiz. Dort ging es ihm gut -- trotz der Nostalgie, von der er sich zu schönen Büchern in=spirieren liess. In Rom aber findet er sich vielfach ~~vielfach~~ in Anspruch genommen und abgelenkt; die Politik frisst ihn auf; zum Schreiben kommt

er beinah gar nicht mehr.

Oder fehlt es ihm an schöpferischer Initiative? Es wäre nicht erstaunlich, wenn sein Selbstvertrauen gelitten hätte -- und damit auch seine Schaffensfreude. "Fontamara" -- ausserhalb Italiens schon so lang berühmt -- ist nun endlich auch hier erschienen. Die fast gehässige Reserviertheit, mit der die römische Kritik das Buch bespricht, muss den Autor kränken und enttäuschen. Auch das Publikum zeigt wenig Enthusiasmus. Sonderbar! Ein Werk, das sonst überall als gültiger und reiner Ausdruck des italienischen Wesens gilt, wird gerade hier, in Italien, nicht verstanden oder doch nicht gebilligt. Die Italiener sagen: "Silone kennt uns nicht mehr, ist uns fremd geworden. Sein Stil hat fremden Rhythmus; die Bilder und Akzente, mit denen er operiert, sind hier nicht üblich; alles an ihm mutet exotisch an. Im Ausland mag er italienisch wirken -- nicht hier! Hier hat er keine Wurzeln. Sein Ruf klingt falsch -- weshalb er ohne Echo bleiben wird."

Bitter ist die Verbannung. Bitterer noch, die Heimkehr.

Auch Sforza dürfte dies erfahren haben; aber sein robuster Ehrgeiz, sein sieghafter Elan triumphiert über alle Hindernisse. Gerade in letzter Zeit ist er sehr populär geworden -- dank Winston Churchill. Der englische Protest gegen die Berufung Sforzas ins Aussenministerium war ein diplomatischer und psychologischer "faux-pas" von solcher Krassheit, dass er dem Betroffenen -- Sforza eben -- nur nützen konnte. War er bisher als früherer Emigrant scheel angesehen und verdächtigt worden, so arrivierte er nun über Nacht zum nationalen Märtyrer, fast zum Heros. Wie -- Mr. Churchill mischte sich in die internen Angelegenheiten des befreiten Italien? Graf Sforza war dem britischen Premier nicht royalistisch, nicht reaktionär genug und sollte deshalb nicht Minister werden? Welch ein Affront! -- Bei nächster Gelegenheit -- ich bin ziemlich sicher -- wird Sforza das gewünschte Amt bekommen: <u>obwohl</u> er im Exil gewesen ist!

...Aber ich vergesse, dass Politik Dich langweilt. Mich im Grunde auch. Könnte man sich's nur leisten, diese schmutzig-öde Sphäre einfach zu

ignorieren! Leider geht es nicht.

Du findest ein neues Stück von O'Neill oder Shaw wichtiger als die Yalta-Konferenz der "Grossen Drei"? Wenn man sich aber in Yalta nicht geeinigt hat, so kommt es vielleicht nicht mehr zur Shaw-Premiere.

Du bist unpolitisch, anti-politisch? Indessen wäre es doch auch für Dich verdriesslich, wenn es nach diesem Kriege (der ja nun wirklich fast zuende ist!) gleich wieder einen gäbe...

An Christopher Lazare, New York

Rom, den 14. IV. 1945

Dein letzter Brief klang traurig, fast verzweifelt. Was Du über die schwierige und verfahrene internationale Lage schreibst -- schwierig und verfahren trotz unserem Siege! -- hat mich sehr beschäftigt. Noch mehr frappiert war ich von Deinen Bemerkungen zur problematischen -- oder, wie Du Dich ausdrückst, "hoffnungslosen" -- Situation des liberalen Intellektuellen in der heutigen Welt, besonders im heutigen Amerika. Hoffnungslos? Ich wollte Dir widersprechen. Meine Absicht war, Dir eine ausführliche Epistel hinzulegen -- voll ermutigender Hinweise auf den Zusammenbruch des Hitler-Reiches und die moralischen Konsequenzen, die von diesem Ereignis zu erwarten seien. Mit dem Ende des Krieges -- so wollte ich Dir versichern -- beginnt eine Ära der universalen Solidarität, der geistig-sittlichen Erneuerung, des guten Willens. Die "Atlantic Charter", Yalta, die Vereinten Nationen, die kommende Weltrepublik -- alles sollte gegen Deinen Pessimismus mobilisiert werden.

Und nun kann ich meine tröstliche kleine Predigt nicht halten. Die schönen Worte, die ich für Dich in Bereitschaft hatte, würden jetzt recht hohl und unwahr klingen. Seit vorgestern abend -- seit der Radio-Nachricht aus Warm Springs, Georgia, sieht die Welt anders aus. Plötzlich ist es dunkel.

Roosevelts Tod ist ein fürchterlicher Verlust, ein fürchterliches Zeichen. Wenn einer berufen schien, unsere zerrüttete Zivilisation zu retten -- dieser ists gewesen, und nun gibt es ihn nicht mehr! Er hatte genug Weisheit und Wendigkeit, genug Geduld, genug Autorität, auch Güte; er wurde geliebt, flösste Vertrauen ein, die Bösen aber wusste er einzuschüchtern. Er hätte den Frieden organisiert -- wer tut es jetzt? Er war der rechte Mann. Kein anderer in Sicht, der ihn ersetzen könnte! Welche böswillig destruktive Macht hat uns den Unersetzlichen genommen?

Diese Todesnachricht verursacht einen Schock, in welchem Überlegungen sehr rationaler Art sich mit fast abergläubisch düsteren Angstgefühlen sonderbar vermischen. Man weiss, worüber man sich grämt: der objektiven Gründe gibt es nur zu viele; trotzdem erscheint die subjektive Reaktion fast unbegreiflich heftig. Gram ist plausibel; doch woher das Grauen?

Mir graut bei dem Gedanken, dass eine böswillige Instanz uns solches antun durfte. Den Einen zu entfernen, auf den Verlass gewesen wäre! Den Friedensplaner aus dem Weg zu räumen -- gerade jetzt, da er benötigt würde! Wird höheren Orts gewünscht, dass wir verderben sollen? Ist unser Untergang beschlossene Sache? Die "Atlantic Charter" und die "United Nations", Yalta und Teheran, das massenhafte Sterben, die Invasionen und die Bombardements, das viele Blut, der viele Schweiss, die gar zu vielen Tränen -- alles umsonst? UMSONST...: Ein Wort, vor dem mir graut.

Es hat eine schlimme Bewandtnis mit diesem Tod. Ich bin voll schlimmer Ahnung.

Übrigens scheint die Betroffenheit, der Kummer allgemein. Noch nie habe ich die "G. I.'s" so bestürzt und betrübt gesehen. In unserem Redaktionsbureau und in der Druckerei, im "Red-Cross-Club", im "P. X.", auf der Strasse -- überall Trauermienen! Sogar die Lautesten sprechen seit vorgestern mit gedämpfter Stimme. Wahrscheinlich werden sie morgen umso roher lärmen; aber schon diese vorübergehende Gedämpftheit ~~zeugt von echtem Schmerz~~ ist rührend und bedeutungsvoll -- eine Demonstration sehr seltener, fast un=

erhörter Art.

Rom ist still. Auch die Italiener wissen, dass seit dem 12. April etwas weniger Hoffnung in der Welt ist als vorher.

Aber ist diese grosse, allgemeine Trauer um F.D.R. nicht doch auch wieder tröstlich? Er war ein Mann der Einsich und des guten Willens. Die Massen, die ihn beweinen, können ihrerseits nicht ohne guten Willen und auch nicht völlig ohne Einsicht sein.

An Prof. Thomas Mann, New York

U.S. Press Camp, Rosenheim (Bayern), den 16. V. 1945

Dies ist ein Geburtstagsbrief -- mein feierlich bewegter Gruss zu Deinem Siebzigsten. Der Gruss kommt aus Bayern, beinah aus München -- wodurch seine Feierlichkeit bis ins Wunderliche und Wunderbare gesteigert wird. Ich habe auch unser Haus gesehen, ich war in der Poschingerstrasse.

Aber ~~auch~~ nod die wunderlichsten und wunderbarsten Abenteuer wollen fein ordentlich, der Reihe nach berichtet sein.

Also, die Sache ist die, dass mein ausgezeichneter Vorgesetzter, Oberst Neville, Herausgeber der "Stars and Stripes" in Rom, [illegible] auf die bemerkenswert gute Idee gekommen ist, mich als Sonderberichterstatter oder "special correspondent" nach Deutschland zu schicken. Am 2. Mai ergaben sich die deutschen Truppen in Italien; drei Tage später, am 5., zog ich los -- begleitet von einem tüchtigen und wohlgelaunten Photographen namens Tewksbury. (Er hat auch die Bilder von unserem Haus gemacht, die ich diesem Brief beilege.)

Wir reisen in einem "jeep" -- Tewksbury natürlich am Steuer; denn chauffieren kann ich immer noch nicht. Es war eine schöne Fahrt, eine rechte Frühlings- und Ferienreise: von Rom nach Florenz, und weiter, über Bologna und Verona, nach Bolzano. Je mehr wir uns den Alpen näherten, desto häufiger wurden die Begegnungen mit deutschen Soldaten -- wobei es sich nicht etwa um abgesprengte kleine Gruppen oder isolierte Individuen handelte, sondern um völlig intakte, wohlausgerüstete, ziemlich starke Truppeneinheiten unter

der kompetenten Aufsicht von deutschen Offizieren. Keine Spur von Panik oder Meuterei! Wenn die Wehrmacht vor Stalingrad, in Tunis, auch in Frankreich einen moralisch-militärischen Kollaps erlitten hat -- hier, in Italien kann von dergleichen kaum die Rede sein. Die Armee des Marschall Kesselring, von der wir uns so lang den Weg zur Po-Ebene versperren liessen, wirkt immer noch formidabel -- "im Felde unbesiegt", wie die Deutschen nach ihrem vorigen Debacle mit charakteristischer Arroganz von sich zu sagen pflegten. Diese Arroganz bleibt auch diesmal wieder ungebrochen.

In Deutschland selber freilich kann man jetzt viel zerknirschte Reden hören; die Niederlage ist zu eclatant; man gibt sie zu, geleugnet wird nur noch die eigene Schuld. Nicht so die "Landser" in Norditalien und Südtirol! Die halten den deutschen Zusammenbruch für einen Trick und können es kaum erwarten, Seite an Seite mit uns nach Moskau zu marschieren.

"Die Deutschen und die Anglo-Amerikaner gehören zusammen," versicherte mir ein ziemlich prominenter Häuptling der SS in einem Gefangenenlager, nicht weit von Trento. (Die SS-Formationen sind die einzigen, die -- mindestens im Prinzip -- von uns interniert werden, während alle übrigen deutschen Regimenter, teilweise noch bewaffnet, ganz unbehelligt ihres Weges ziehen.) "Und warum gehören wir zusammen?" fragte der Häuptling -- um alsbald triumphierend festzustellen: "Weil wir rassische Verwandte sind! Klar, Mensch! Der Deutsche und der Anglo-Amerikaner hat nordisches Blut und nordische Kultur -- im Gegensatz zum Russen, der überhaupt keine Kultur besitzt. Ich war doch selber dort, ich weiss Bescheid. Der Russe wäscht sich nicht, der Russe hat kein Familienleben. So was an Unkultur! Bildung? Disziplin? Gemüt? Beim Russen nicht vorhanden! Und dieser Barbar will über Europa herrschen! Euch Anglo-Amerikanern passt das genau so wenig in den Kram wie uns. Da aber der Russe angeblich euer Alliierter ist, hat man sich einen Schwindel ausgedacht. Unsere Niederlage -- ha ha ha! Ein Witz! Alles abgekartet! Nächste Woche geht es wieder los -- wir Deutsche mit euch Amerikanern gegen die Bolschewisten! Der Göbbels hat immer gewusst, dass

es so kommen wird. Ein Schlaumeier, unser Göbbels! Sie glauben doch nicht, dass der wirklich tot ist? Lauter Greulmärchen! Russische Propaganda! Und was den Führer betrifft..." Hier dämpfte der Räuberhauptmann seine Stimme zum geheimnisvollen Raunen, wobei er mir recht ekelhafter Weise, auch noch den Arm vertraulich auf die Schulter legte. "Na, da gibt es wohl nicht den geringsten Zweifel: Hitler lebt! Klar, Mensch!" In seinem Blick mischte sich feuchte Innigkeit mit kalter Tücke -- eine nicht sehr angenehme Kombination, der man gerade bei Nazis ziemlich oft begegnet.

Das Gerücht, dass Adolf Hitler noch am Leben sei und sich irgendwo "in Bereitschaft" halte, wird überall diskutiert. Die meisten Deutschen -- auch solche, die angeblich immer gegen den "Führer" gewesen sind -- scheinen dieses Märchen durchaus ernst zu nehmen. "Ist Hitler tot?" Immer wieder stelle ich die Frage, und immer ist die Reaktion die gleiche: ein schlaues Blinzeln, ein verlegenes Achselzucken. Nur ein Einziger -- Hermann Göring -- antwortete mir mit einem klaren, festen "Ja". Aber davon später.

Am Abend des 7. Mai kamen wir in Innsbruck an, dessen dunkle Gassen schaurig verödet schienen. Um sieben Uhr ist Polizeistunde -- wie ein amerikanischer "M. P." ("Military Police") uns erklärte; kein Zivilist darf ohne besondere Erlaubnis auf die Strasse. Umso animierter nahm sich die Stadt am nächsten Morgen aus. War es eine befreite Stadt oder eine eroberte? In Österreich weiss man das nicht so genau. Unsere Truppen dürfen mit der Bevölkerung nicht "fraternisieren": was darauf schliessen lässt, dass wir auch hier, wie in Deutschland, als Sieger, -- nicht als "Befreier" -- kommen. Trotzdem fand ich die Stimmung in Innsbruck hoffnungsvoll angeregt -- von einer freilich etwas hektisch-turbulenten Festlichkeit. Wir kamen kaum von der Stelle in unserem "jeep" -- so dicht war das Gedränge. Ortsansässige Bürger, ländliches Volk in pittoresker Tracht, Evakuierte aus allen Gegenden "Grossdeutschlands", befreite Häftlinge aus den Konzentrationslagern und befreite Zwangsarbeiter -- Polen, Italiener, Russen, Holländer, Franzosen --: alles wimmelte durcheinander, lärmte, schimpfte, lachte,

schwatzte in vielerlei Zungen, wollte Auskünfte, bestürmte die hilflosen "G. I.'s" mit absurden Fragen und Bitten. Ziel und Zentrum der chaotischen Massenwanderung war das sogenannte "Landhaus", wo ein paar verwirrte öster= reichische Beamte -- ihrerseits beaufsichtigt von ebenso konfusen ameri= kanischen Offizieren -- sich verzweifelt bemühten, etwas wie einen admi= nistrativen Apparat in Funktion zu halten. Der provisorische Chef dieser äusserst provisorischen Verwaltungsbehörde -- ein noch ziemlich junger, sympathisch robuster und intelligenter Mann namens Dr. Karl Gruber -- empfing uns inmitten eines Wirrwarrs, den ich kaum eine Stunde lang er= tragen hätte. Dem rüstigen Gruber aber schienen Lärm und Unordnung nichts anzuhaben. Mit humorvoller Gelassenheit und ruhiger Autorität dirigierte er die Schar der aufgeregten Sekretärinnen, fertigte Bittsteller ab, zeich= nete Dokumente, durchflog Telegramme, beschwichtigte hysterische Kollegen. Zwischen all diesen Obliegenheiten fand er noch Zeit, sich von Tewksbury photographieren zu lassen und mir einiges über die österrei= chische Widerstandsbewegung mitzuteilen. Die Innsbrucker "résistance", die von Gruber befehligt wurde, soll in den letzten Tagen recht Erheb= liches geleistet haben. Sehr anschaulich, mit Enthusiasmus, aber ohne jemals prahlerisch zu werden, berichtete der ehemalige Untergrund-Kämpfer von allerlei gefährlichen Abenteuern --: wie er einmal schon fast in den Klauen der Gestapo gewesen, um im letzten Augenblick doch wieder zu entwischen, und wie am Schluss eine ganze deutsche Division, irgendwo in den Alpen, sich einem kleinen Trupp von schlechtbewaffneten Tirolern feige ergeben habe.

Er gefällt mir -- dieser Mann Gruber. Man sollte gar nicht denken, dass er zur katholisch-konservativen Partei gehört. Sehen die Klerikalen neuer= dings so aus -- von sehnig hohem Wuchs und braungebrannter Miene, sportlich, lustig, zugleich verwegen und zivilisiert? Das wäre eine angenehme Novität.

Von Innsbruck fuhren wir nach Berchtesgaden weiter. Das Gewimmel von alliierten Truppen -- grösstenteils Franzosen -- und "displaced persons"

jeder Nationalität war dort noch dichter, auch noch lärmender, von karne=valistisch wilder Ausgelassenheit. Zahlreiche Betrunkene fielen durch be=sonders entfesselte Manieren auf; der Wein, an dem sie sich so angeheitert hatten, stammte aus Hitlers Keller. Zwei Tage lang war der "Berghof" von unseren Soldaten -- "G. I.'s" und "Poilus" -- systematisch geplündert worden; es muss eine Raub- und Siegesorgie grossartig-wüsten Stils ge=wesen sein. Leider kamen Freund Tewksbury und ich zu spät, um dies noch mitzumachen. Wir fanden den berühmten Landsitz schon von militärischer Polizei bewacht -- recht überflüssiger Weise. Nach den Bomben, die hier schon früher grässlich aufgeräumt, hatten die Plünderer gewissenhaft ge=wütet. Geborstene Mauern und verkohlte Balken, tiefe Trichter voll Schutt und Asche, zerbrochenes Mobiliar, Scherben und Dreck, ein Trümmerhaufen --; sonst ist nichts mehr da. In den Ruinen des Hauptgebäudes erkennt man noch die Struktur des enormen Fensters, auf das der Hausherr so besonders stolz gewesen sein soll. Hier pflegte er sich mit seinen Gästen, seinen Schranzen und Opfern am Anblick des alpinen Panoramas zu ergötzen. Das Panorama ist noch immer eindrucksvoll; aber die hässlichen Überbleibsel des "Berghof" stören das schöne Bild. Die mannigfachen Baulichkeiten für Gäste, Dienerschaft, Journalisten und Gestapo-Beamte, die Villa Martin Bormanns, Görings Pavillon -- lauter schwarze Höhlen, schwarze Haufen: lauter Schmutzflecke und Schandmale in sonst reiner Landschaft. Von dem ganzen mächtigen Komplex, der einst Hitlers Lustschloss und feste Burg gewesen, steht nur noch ein relativ bescheidener Seitenflügel -- auch dieser ausgebrannt und ausgeraubt. Eine blau-weiss-rote Flagge schmückt das lädierte Dach. Die Tricolore!

Bei unserer Ankunft in Salzburg, am Abend des gleichen Tages, sahen wir an den Kiosken die Extra-Ausgabe der "Stars and Stripes" mit der grossen Überschrift: "IT'S ALL OVER OVER HERE! VICTORY IN EUROPE IS OURS..."

"It's all over..." Vorbei! Geschafft! Erledigt! Man denkt nicht an das Kommende -- nicht heute! Heute denkt und fühlt man nur: Uff...

Und die Pazifische Front? Dort gibt es noch kein solches Aufatmen. Pessimisten sagen, der Krieg mit Japan werde sich noch viele Monate, vielleicht Jahre lang hinziehen. Ich kann's nicht glauben. Freilich hätte ich auch nie für möglich gehalten, dass die Deutschen ihren selbstmörderisch-frevelhaften Kampf erst am 8. Mai 1945 beenden würden.

Von Salzburg, das glücklicherweise ziemlich heil geblieben ist, ging es am nächsten Morgen auf der protzig-ambitiös angelegten, übrigens stark beschädigten "Reichsautobahn" nach München. Unterwegs erzählte ich meinem Geführten von unserem schönen Haus an der Isar, das ich in gutem Zustand vorzufinden hoffte. Hiess es nicht in der Presse, alliierte Bomber hätten die Aussenbezirke und Villenvororte der deutschen Städte beinah ganz verschont? Warum also sollte gerade der ländlich stillen Poschinger-Strasse im Herzogspark etwas zugestossen sein? Tewksbury und ich amüsierten uns beim Gedanken an die Nazi-Bonzen, die wir im "Kinderhaus" wahrscheinlich vorfinden würden -- freche Diebe, behaglich eingenistet! Welch ein Spass, dem Gesindel mit kalter Höflichkeit die Türe zu weisen! "Wollen Herr Obersturmführer bitte zur Kenntnis nehmen, dass diese Villa rechtmässiges Eigentum meines Vaters ist! Herr Obersturmführer haben das Haus sogleich zu räumen. Ich gebe Herrn Obersturmführer zwei-ein-halb Minuten..." -- Das Haus -- befreit und gründlich ausgeräuchert -- könnte irgendwie verwendet werden: vielleicht als Münchener Hauptquartier der "Stars and Stripes". Es war lustig, solche Pläne zu schmieden. Wir unterhielten uns gut auf der Fahrt von Salzburg nach München.

Indessen verging mir das Lachen angesichts der zerstörten Stadt. Ich hatte mir's schlimm vorgestellt, aber es war noch schlimmer. München ist nicht mehr da. Das ganze Zentrum, vom Hauptbahnhof bis zum Odeonsplatz, ~~und zur Feldherrnhalle,~~ besteht nur noch aus Trümmern. Ich konnte kaum den

Weg zum Englischen Garten finden -- so schauerlich entfremdet und entstellt waren die Strassen, in denen ich früher jedes Haus gekannt. War dies die Heimkehr? Alles fremd, fremd, fremd... Und doch auch wieder nicht! Fremd und vertraut zugleich... Die ur-vertraute Landschaft wild-fremd geworden; das Wild-Fremde mit Spuren von Ur-Vertrautheit: dies kommt sonst nur in bangen Träumen vor.

Die Stadtmitte ist am ärgsten zugerichtete; weiter draussen, am Isar-Ufer, gibt es noch wohlerhaltene Gebäude und Monumente. Je mehr wir uns der Poschingerstrasse näherten, desto heimatlicher wurde die Szenerie. Die Prinzregenten-Strasse, wo die Wedekinds ihre Wohnung hatten -- auch Tante Lilchen selig hauste dort --, ist ramponiert, aber lässt sich doch noch erkennen. Sieh da, die Friedenssäule -- dekorativ und schlank, vom Kriege unberührt! Der goldene Engel auf der Spitze trägt noch den dunklen Camouflage-Kittel, soll aber darunter in tadelloser Form geblieben sein. Die Anlagen am Fluss -- unser täglicher Spaziergang und Spielplatz in mythisch fernen Kindheitstagen -- wirken gleichfalls gut konserviert. Und die Max-Joseph-Brücke -- auch noch da! Sie scheint kleiner geworden -- was aber nichts mit den Bombardements zu tun hat. Die Dinge schrumpfen mit der Zeit -- oder vergrössern sie sich in unserer Erinnerung und erscheinen deshalb vergleichsweise winzig, wenn wir sie nach Jahren wiedersehen? Wie dem auch sei: die Max-Joseph-Brücke -- einst so stattlich -- hat sich in unserer Abwesenheit, hinter unserem Rücken, spielzeughaft verniedlicht und verringert. Auch der Fluss ist reduziert -- ein schmales Rinnsal: unser "jeep" hopste nur so hinüber.

Nun nach links, in die Föhringer Allee eingebogen -- ur-vertraute, wild-fremde Perspektive! Hier scheint einiges an Format zugenommen zu haben; Bäume und Gebüsch sind jetzt viel üppiger als in unseren Tagen -- verwahrlost wuchernd, von irgendwie bedrohlicher Dynamik. Eine dunkle, verwilderte Allee -- erstaunlich kurz übrigens: unser Kriegswagen legte sie im Nu zurück. Da war schon das Hallgarten'sche Haus -- Rickis Haus: es steht noch! Und das unsere?

Ja, auch unseres steht -- zunächst hielt ich es für unbeschädigt. Auf den ersten Blick nimmt sich das alte Ding gar nicht so übel aus. Der reine Bluff! -- wie ich bei näherem Hinschauen alsbald konstatieren musste. Das ~~Fassaden-Struktur~~ Gerüst hat standgehalten, aber nur als Attrappe und hohle Form. Drinnen ist alles wüst und ausgebrannt -- wie in Hitlers "Berghof".

Über zerborstene Stufen kletterte ich zum Portal und schlüpfte durch ein Russ-geschwärztes Loch -- wohin? Wo befand ich mich? Doch nicht in unserer Diele? Aber die war grösser gewesen -- mindestens doppelt so gross -- und überhaupt ganz anders. Durch Schutt und Asche tastete ich mich weiter ins Haus hinein. Fremd, fremd, fremd -- und doch auch wieder nicht! Hier, dieser Fensterbogen schien ur-vertraut, auch der Kamin hatte die alte Form. Es war also doch die Diele? Aber dann läge Mieleins Salon zur rechten Hand und dort drüben, links, müsste das Speisezimmer sein. Stattdessen gab es dort durchaus unbekannte Räumlichkeiten.

Hier stimmte etwas nicht. Man hatte neue Wände eingebaut: aus vier grossen Räumen waren sechs kleinere geworden. Das Schrumpfungs-Phänomen beruhte diesmal nicht auf Täuschung, sondern war objektiv vorhanden.

Ob es auch in den oberen Stockwerken geschrumpfte Zimmer gab? Ich hätte gerne nachgeschaut, musste aber mangels einer Treppe darauf verzichten.

Nachdem wir uns noch ein wenig in den öden Parterre-Stuben umgetan, riskierten wir eine Expedition in den halb-verschütteten Keller und fanden von dort aus schliesslich den Weg zurück ins Freie. Tewksbury, der fleis= sig Interieur-Aufnahmen gemacht hatte, wollte nun die Front des Hauses -- diese scheinbar solide Bluff-Fassade -- von der Strasse her photographieren.

Während mein Begleiter mit der Kamera beschäftigt war, schlenderte ich durch den Garten, wo Unkraut und Blütenbüsche sich ebenso provokant-hyper= trophisch entwickelt hatten wie draussen in der ~~verwilderten~~ Föhringer Allee. Mir war seltsam zumut -- wunderlich und verwunschen. Verwilderter, wild= fremder Garten mit zugewachsenen Pfaden und zerstörter Mauer! Und doch

war dies die vertraute Hecke, der immer-gekannte, nie-vergessene Kastanien=baum, der Fliederstrauch traumferner Frühlingsnächte...

Das Haus, vom Garten her gesehen, wollte wieder recht schmuck und ge=diegen scheinen -- mit Efeu-umrankter Terrasse, grünen Fensterläden und dem hübsch-geschwungenen Balkon vor Mieleins Schlafzimmer im ersten Stock. Alles Lug und Trug! Foppende Kulisse, hinter der es nichts gibt -- nicht einmal eine Treppe, auf der man in die oberen Stockwerke gelangen könnte!

Im zweiten Stock liegt mein Zimmer, gleichfalls mit Balkon -- Du erin=nerst Dich? Auch dieser Balkon ist wohlerhalten. Ich spähte hinauf -- nicht ganz ohne Wehmut. Es wäre doch nett gewesen, das Zimmer wiederzusehen, mochte es gleich geschrumpft sein. Wie schade, dass es keine Treppe gab!

Da entdeckte ich das fremde Mädchen.

Das fremde Mädchen stand auf dem Balkon vor meinem Zimmer -- bewegungslos, ein wenig geduckt hinter der Ballustrade. Wahrscheinlich hatte sie sich schon die ganze Zeit dort aufgehalten und meiner träumerischen Promenade zu=geschaut. Ich winkte ihr zu, aber sie reagierte nicht, sondern blieb völlig starr, als glaubte sie sich noch immer unbemerkt. Hatte sie Angst vor mir? Freilich, ich trug die Uniform des Feindes...

"Was machen denn Sie da oben?"

Keine Antwort.

Da ich meine Frage wiederholte, zuckte sie die Achseln: "Ich wohne hier. Haben Sie was dagegen?"

Hatte ich was dagegen? Kaum. Nicht eigentlich. Ich war nur überrascht. Wo wohnte sie? In meinem alten Zimmer?

Dies verneinte sie; das Zimmer sei kaputt. "Auf dem Balkon hab' ich mich eingerichtet. Solang's nicht regnet, ist es so weit ganz gemütlich hier."

Aber wie kam sie hinauf? Es gab doch keine Treppe.

"Man muss sich zu helfen wissen," schrie sie mir zu, immer noch mit misstrauisch verkniffener Miene. Sie hatte etwas konstruiert -- eine Art von Leiter an der Rückseite des Hauses --: "nicht sehr bequem," wie sie

mit einem gewissen Nachdruck konstatierte -- wahrscheinlich, um mich von einem Besuch abzuschrecken. "Aber für mich ist's gut genug. Ich bin nämlich Alpinistin -- Sie wissen doch, was das ist? Eine Bergsteigerin bin ich."

Nun lächelte sie sogar ein bisschen; indessen wurde ihr Gesicht gleich wieder böse und verkniffen, als ich erklärte, dass ich zu ihr wolle -- trotz der Unbequemlichkeit. "Es wird Ihnen nichts geschehen," fügte ich begütigend hinzu. "Sie sollen nicht von Ihrem gemütlichen Balkon vertrieben werden. Zeigen Sie mir die Leiter!"

Es war eine halsbrecherische Kletterpartie; aber ich schaffte es, dank den kundigen Ratschlägen und Anweisungen, die mir das Mädchen -- hilfreich, bei aller Mürrischkeit -- durch die Dachluke zurief. Schliesslich stan= den wir uns gegenüber.

"Na, jetzt sehen Sie ja selbst, dass es hier nichts zu requirieren gibt!" So begrüsste sie mich -- wobei sie mit nachlässig-verächtlicher Gebärde zur Decke wies, durch deren weite Löcher und Risse der Nachmittagshimmel leuch= tete. "Kaputt!" Sie wiederholte das Wort -- in der Annahme wohl, dass ich des Deutschen nicht recht mächtig sei. "Alles kaputt! Nix gut! Understand?"

Sie war kaum älter als fünf- oder sechsundzwanzig, aber schon irgend= wie verblüht, mit unreiner, fahler Haut und einer verdrossen eigensinnigen Stirn unter dem straffen Scheitel. Ohne zu lächeln, mit feindlich ver= schlossener Miene geleitete sie mich durch eine Flucht von Dach= kammern, die in unseren Speicher eingebaut worden sind und auf deren lamen= tablen Zustand meine Führerin mich immer wieder hinweisen zu müssen glaubte. "Kaputt! Nix gut!" Sie blieb dabei. Auch in "meinem" Zimmer -- wild-wild= fremd: mit macabren Resten von Urvertrautheit -- deutete sie, nicht ohne Schadenfreude, zum zerrissenen Plafond: "Nix gut! Understand?"

Draussen auf dem Balkon aber sah es in der Tat fast "gemütlich" aus. Das Matratzenlager, mit Kissen und Decken reichlich ausstaffiert, wirkte recht komfortabel; auf dem niedrigen Tisch daneben gab es sogar Blumen und

ein Buch; auch Weckeruhr, Stuhl und Waschgeschirr waren vorhanden.

Ich lobte das Arrangement, gab aber meiner Befürchtung Ausdruck, dass es nachts, unter freiem Himmel, doch wohl um diese Jahreszeit noch etwas frostig sei. Das Mädchen -- durch Lob und Anteilnahme zutraulicher gemacht -- verteidigte ihren Balkon und das Münchener Wetter. Das bisschen Kälte! Eine Alpinistin war Schlimmeres gewohnt. Und überhaupt -- wer wollte wählerisch sein, heutzutage? Sie sei drei Mal ausgebombt worden -- zuletzt im Hause einer Schwägerin, die ihrerseits nicht mehr lebe: "Verbrannt -- vor meinen Augen!" Die Stimme des Mädchens bebte bei diesen Worten, klang aber gleich wieder ruhig und gelassen -- etwas trotzig vielleicht, aber nicht eigentlich bitter oder schmerzbewegt. Mit monotoner Sachlichkeit zählte sie ihre Verluste auf: Die Eltern, tot -- vom Herzschlag hingerafft, aus Gram über das Bombardement der Wohnung; der Bräutigam, in russischer Gefangenschaft verschollen; ein Bruder, kriegsverletzt -- "beide Beine weg"; der andere, gefallen -- vor Stalingrad. Und nun die Schwägerin!

"Man ist halt ganz allein," stellte das Mädchen fest -- nicht klagend: eher trotzig. "Keine Verwandten mehr und keinen Bräutigam! Kein Geld und keine Bleibe! Aber man schlägt sich durch; ein bisserl Glück muss der Mensch halt haben. Dieser Balkon, zum Beispiel -- das ist doch ein Glücksfall!"

Ich wollte wissen, wie sie denn gerade auf dieses Haus gekommen sei -- "auf unser Haus", hätte ich fast gesagt.

"Freunde," erklärte sie mir, etwas vage. "Ein bekannter Herr (früher) hat hier gewohnt."

Es ist fehlerhaft, einen Herrn, mit dem man bekannt ist, als "einen bekannten Herrn" zu bezeichnen; aber auf solche Feinheiten deutscher Grammatik lässt man sich als amerikanischer Soldat nicht ein. Ich fragte also nur: "Können Sie mir vielleicht zufällig sagen, wem das Haus gehört?"

Nein, das konnte sie nicht --: "leider Gottes," wie sie spitz betonte. "Leider Gottes bin ich da nicht so genau orientiert."

Immerhin wusste sie zu berichten, dass die Villa "durch viele Hände" gegangen sei; zuletzt hätten fünf oder sechs Familien -- "sehr feine Leute wirklich" -- sich in die drei Etagen geteilt. "Deshalb ist ja hier alles umgebaut worden," sagte sie verständig. "Wegen der Wohnungsnot. Vor dem Krieg gab es hier grosse Räumlichkeiten -- das Studierzimmer im Erdgeschoss hätten Sie sehen sollen! Gradezu luxuriös!"

Sie war stolz auf die vergangene Pracht des Studierzimmers im Erdgeschoss, wo sie mit dem "bekannten Herrn" heitere Stunden verlebt haben mochte. Ganz ursprünglich aber -- auch dies fiel ihr noch ein -- war das Luxus-Studio von einem Schriftsteller benutzt worden, der dann ausser Landes gegangen war und dort, nach Ansicht des Mädchens, längst eines elenden Todes gestorben sein dürfte. "Wahrscheinlich ein Nicht-Arier," vermutete sie achselzuckend. "Oder sogar Volljude. Jedenfalls hat er sich mit unserer Regierung nicht vertragen können." Woraufhin sie noch einmal bemerkte, dass sie eben "leider Gottes nicht genau orientiert" sei.

"Das Haus gehört also einem Schriftsteller, der sich mit der Regierung nicht vertragen konnte?"

Meine direkte Frage war ihr nicht angenehm; sie wich aus: "Wie man's nimmt. Wenn der Schriftsteller Jude war oder sonst irgendwie nicht in Ordnung, dann ist sein Eigentum natürlich konfisziert worden -- auch das Haus." Nach kurzem Sinnen kam sie zu dem Schluss: "Das Haus gehört dem Staat. Sonst hätt' es doch keinen Lebensborn hier gegeben!"

Keinen Lebensborn? Das klang interessant. Ich bat das Mädchen, sich noch deutlicher zu erklären.

"Wissen Sie wirklich nicht, was das bedeutet?" Sie schüttelte missbilligend den Kopf, setzte mir dann aber aufs geduldigste auseinander, was für

eine Bewandtnis es mit dem Lebensborn in unserem Hause hatte. "Stramme Burschen von der SS waren hier einquartiert -- sehr feine Leute wirklich: die reinsten Bullen. Na, und [illegible] als Bullen oder Hengste wurden sie auch verwendet -- von wegen der Rasse, Sie verstehen doch. So ein Lebensborn -- wir hatten ja viele, überall im Land -- diente den rassischen Belangen, der Züchtung nordischen Geblüts, dem deutschen Nachwuchs. Die Mädels mussten natürlich auch rassisch prima sein -- die Schädelform, das Becken: alles wurde genau gemessen mit dem Zentimetermass. Wenn alles stimmte -- nichts zu lang oder zu kurz, zu dick oder zu mager -- dann wurden sie hier begattet und bis nach der Niederkunft im Haus behalten. Der Lebensborn war nicht nur Züchtungsstelle, sondern auch Mütterheim." -- Den letzten Satz sprach sie mit einer gewissen leiernden Andacht, ~~als hätte sie ihn auswendig gelernt,~~ wie ein Sprüchlein aus dem Katechismus.

Ich hätte gern noch einiges erfahren -- nicht nur über den Lebensborn im Allgemeinen, sondern auch über die besonderen Zusammenhänge, die es zwischen dieser piquanten Institution und meinem auffallend gut-informierten Balkon-Fräulein vielleicht einst gegeben hatte. Leider wurde unsere Konversation unterbrochen, als sie gerade nett zu werden versprach: Tewksbury, in übrigens nicht unverständlicher Unruhe oder Ungeduld, rief nach mir aus dem Garten. Ich erklärte dem Mädchen, dass ich nun leider schleunigst gehen müsse -- was sie zu enttäuschen und sogar ein wenig zu verletzen schien. -- "Bitte sehr!" Dies war wieder ihr piquierter Ton. Aber ihr Lächeln wurde beinah rührend, da sie mit weicherer Stimme hinzufügte: "Ich hätte Sie gern noch etwas da= behalten -- die ganze Nacht, wenn Sie wollen. Es ist doch so gemütlich hier! Fast wie zuhause..."

Tewksbury und ich fuhren noch eine Weile im Herzogspark herum. Die meisten Häuser in dieser Gegend sind unverletzt; wir haben ganz besonderes Pech ge= habt. Übrigens suchte ich vergeblich nach einem bekannten Namen an irgendeiner dieser intakten Villen. Alle haben den Besitzer gewechselt. Von unseren Freunden scheint keiner mehr da.

Wohin mit uns? Es wurde spät; wir hatten keine Lust, nach Rosenheim zum "U.S. Press Camp" zu fahren. Vor einem besonders feinen Haus -- nicht weit von unserem, in der Mauerkircher-Strasse -- liess ich halten. Kräftig angeklopft! Noch einmal, und kräftiger! [illegible] Endlich lässt eine erschreckte Stimme sich hinter der Haustür hören: "Was wünschen Sie?" [illegible] -- Meine Antwort ist kurz und bündig: "Betten!" Klingt es amerikanisch? Mit noch stärkerem Akzent -- zugleich mühsam und autoritativ -- wiederhole ich: "Betten für zwei Soldaten! Aufgemacht! Sofort! Wir wollen Betten!"

Dies wirkt. Ein dicker Mann im Schlafrock lässt uns ein -- dienernd und schwatzend: "Aber gewiss doch... bitte sehr... mit Vergnügen... Wenn die Herren Vorlieb nehmen wollen... Alles sehr bescheiden -- nicht so bequem natürlich wie bei Ihnen in Amerika..."

Es war ein grosses, elegantes Zimmer, das uns der Dicke zur Verfügung stellte. Auch einen Imbiss offerierte er in seiner Angst, aber wir zogen unsere Rationen vor. "Gewiss doch," jammerte der Wohlbeleibte. "Amerikanische Rationen! Die sind freilich besser! Unsereiner hat nichts zu bieten, man schämt sich ja, nicht einmal ein Glas Bier, so ein Elend, gerade die Unschuldigen trifft es immer, kein Stückchen Wurst im Hause, dabei war ich von Anfang an dagegen, von Anfang an gegen Hitler -- konsequent, unerbittlich..."

Er erging sich in weiteren Beteuerungen, seine politische Integrität betreffend: "Ich bin Demokrat -- durch und durch! Schon meiner Frau zuliebe, deren Bruder eine nicht-arische Gattin hat. Wir sind alle sehr international eingestellt, die ganze Familie, als junger Mann sprach ich auch etwas englisch."

Wir baten ihn, uns dies jetzt nicht vorzuführen, da wir müde seien. So zog er sich zurück. Wir schliefen ausgezeichnet.

Am nächsten Morgen fand ich im Bücherschrank ein schön-gebundenes Exemplar von "Mein Kampf" nebst mehreren Bänden Rosenberg und Göbbels -- alles diskret beiseite gerückt, aber doch noch auf dem Ehrenplatz mit Schillers Gesammelten

Werken. Ich nahm die ganze Schmutz- und Schundliteratur vom Simse und schichtete sie fein säuberlich zu einem Haufen, mit dem ich den runden Tisch in der Mitte des Zimmers schmückte. Dazu legte ich einen Zettel mit der Aufschrift: "GARSTIG NAZI-ZEUG! PFUI, WEG DAMIT!" Ich kann nur hoffen, dass unserem fetten Gastfreund, der von Anfang an gegen Hitler war, bei diesem ominösen Gruss etwas unbehaglich zumute wurde. Wir verliessen das feine Haus, ohne den Herrn nochmals gesehen zu haben.

.... Dieser Brief wird unanständig lang -- ich muss um Entschuldigung bitten. Gerade jetzt, so kurz vor Deinem Ehrentag, hast Du gewiss ohnedies mehr Post zu lesen, als Dir bekömmlich und erwünscht sein kann. Umso tadelnswerter meine Verschwatztheit! Aber es ist ja bekannt, dass bei vollem Herzen der Mund zum Übergehen neigt. Mein Herz ist voll. Es gibt viel zu erzählen. Trotzdem will ich mich nun kurz fassen und bald zum Ende kommen. Sollten dabei interessante Details unter den Tisch fallen, so mögt ihr sie später in den Artikeln nachlesen, die ich von hier aus an die "Stars and Stripes" depeschiere und von denen euch, nach Abschluss meiner Reise, eine Kollektion zugehen wird.

Ich habe über Dachau geschrieben -- wie schon andere vor mir; aber man kann es nicht oft genug tun. Zur Zeit meiner Visite, am 11. Mai, war das Schreckenslager nicht mehr ganz in seinem infernalischen Urzustand, aber noch immer von bemerkenswerter Grässlichkeit. Durch die kräftigen Gerüche der Desinfektionsmittel hindurch erkannte man, nicht ohne Schaudern und leichte Übelkeit, jenes andere Aroma -- das süsslich-faulige, mit dem die Toten sich in Erinnerung zu bringen lieben. Folterkammern, Öfen und Galgen wurden als macabre Sehenswürdigkeiten inspiziert, wie die Eiserne Jungfrau und das Rad im Museum. Dieser ganze Mordapparat -- wenngleich hochmodern in seiner technischen Ausführung -- machte irgendwie den Eindruck des Unwirklichen, Phantastischen oder doch Historisch-Distanzierten. Gibt es dergleichen in unseren Tagen, die wir für gesittet halten wollten? Dergleichen gibt es. Die Unseligen, Verfluchten, die noch vor einem Monat an

jenen atavistisch-obszönen Greueln teilgenommen haben, sind gleichfalls in Dachau zu besichtigen. Nicht weit von der museumshaft erhaltenen Prügel= stube sitzen sie hinter Stacheldraht -- die Folterknechte der Neuen Ordnung, die Stützen der Hitler'schen Gesellschaft, Stolz und Elite einer verblen= deten Nation. Unter diesen SS-Verbrechern gab es vielleicht diesen oder jenen, der sich einst bei den Züchtungs-Orgien in unserem Hause mannhaft hervorgetan...

Der gleiche Tag, an dem ich das Dachauer Konzentrationslager besuchte und dort ein paar hundert relativ harmloser oder doch unwichtiger Lumpen wie Raubtiere im Käfig hocken sah, brachte mir ~~übrigens~~ auch die Begegnung mit einem der grossen Schuldigen und Oberschurken -- Hermann Göring. Wie Dir aus den Journalen bekannt, durfte er nur einmal interviewt werden -- an diesem Tage eben: dem 11. März --, um dann, zusammen mit den übrigen Hauptkriminellen, unter alliierter Obhut bis auf Weiteres zu verschwinden. Schauplatz der kuriosen Veranstaltung war eine abgelegene Villa in Augs= burg -- oder vielmehr der dazugehörige Garten, auf dessen soigniertem Rasen zwanzig bis dreissig amerikanische, französische und englische Reporter nebst einigen hohen Offizieren sich neugierig um den berühmten oder doch sensationell berüchtigten Gefangenen drängten. Göring sass -- recht unbe= quem, aber doch dekorativ -- auf einem kleinen, harten Stuhl im Schatten einer Linde. (Oder war es ein Kastanienbaum?) Die taubengraue Uniform, in der er sich präsentierte -- übrigens ohne Orden und Epauletten -- war sicher eine seiner unscheinbarsten, aber doch sehr hübsch. Enttäuschender Weise fand ich ihn viel weniger unförmig als erwartet -- ein knapp mittelgrosser Mann mit Bauch und Doppelkinn, aber ganz ohne monströse Züge. Man kann nicht einmal sagen, dass er besonders unsympathisch wirkt -- eher im Gegenteil. Eine gewisse Brutalität ist seiner Miene freilich anzumerken; auch hat der Blick oft ein recht böses Glitzern. Aber die Stimme klingt beinah angenehm -- markig und hell, wenngleich ein wenig fett -- und das Gesicht erscheint nicht schlecht geschnitten. Die Gesamterscheinung lässt an [illegible]

den Typ des Kondottiere denken, dem es bei aller Grausamkeit doch nicht ganz an Bonhommie gebricht.

Übrigens war es Göring sichtlich darum zu tun, einen guten Eindruck zu machen. Hofft er auf Vergebung? Rechnet er mit der Langmut und Ignoranz der Sieger? Absurde Illusion! Und doch vielleicht (nicht) so durchaus absurd, wenn man bedenkt, mit welch unpassender Höflichkeit der alte Halunke von unseren militärischen Würdenträgern zunächst behandelt worden ist. Unter dem Druck der öffentlichen Meinung hat man sich freilich eines Besseren besonnen. Der Göring, den die Journalisten zu Augsburg hechelten, war kein (Selbstgewisser) ~~Siegessicherer~~, kein Verwöhnter mehr. Aber wenn er seine Arroganz zu cachieren wusste -- auch nach Zerknirschung sah er wenig aus. Vielmehr glich er einem grossen Herrn, der Pech gehabt hat und nun versucht, sich mit Charme und Schlauheit irgend= wie aus der Affäre zu ziehen.

Dem grossen Herrn war etwas unbehaglich; sein Lachen klang forciert, auch fiel auf, dass er das Schnupftuch oft zur Stirne führte. Er schwitzte, ob= wohl er doch im Schatten sass. Schwitzend bat er den Interpreten, uns darauf hinzuweisen, dass er -- der Reichsmarschall -- mit dem Führer schon seit geraumer Weile total verkracht gewesen sei. "Völlig auseinander!" betonte er mit erhobenem Zeigefinger. "Ich bitte, dies zu unterstreichen! Es ist wichtig!" -- Während die Botschaft auf englisch und französisch ausgerichtet wurde, beobachtete der Reichsmarschall besorgten Blickes unsere Reaktion.

Die Konzentrationslager? Er hatte nie geahnt, was dort vor sich ging. Alles Himmlers Schuld! "Wären solche Abscheulichkeiten mir bekannt gewesen -- ich hätte protestiert, hätte durchgegriffen!" Wobei er sich nervös die Stirne tupfte.

Der Reichstagsbrand? Hier wurde er fast schelmisch. "Ich hatte nichts damit zu tun!" Dazu ein Grinsen -- "spitzbübisch", möcht' man sprechen.

"Ist Hitler tot?"

Ich war es, der diese Frage an ihn richtete -- auf deutsch natürlich, was ihn etwas zusammenfahren liess. Indessen kam die Antwort mit grösster

Promptheit und besonderem Nachdruck: "Ja! Hitler ist tot. Unbedingt! Kein Zweifel!"

Dies also war das Göring-Interview im Frühlingsgarten. Kurios, nicht wahr? Wenn ich nichts Drolliges zu berichten hätte -- der Umfang dieser Epistel wäre ja in der Tat durchaus unverzeihlich.

Eines anderen Gespräches von erstaunlicher Drolligkeit möchte ich schliesslich noch Erwähnung tun. Gestern war ich bei Richard Strauss in Garmisch -- mit Curt Riess zusammen, der hier als ein "U.S. Correspondent" tätig ist. Wir liessen uns als "zwei amerikanische Reporter" melden; der Meister empfing uns mit grosser Herzlichkeit -- ohne mich zu erkennen natürlich, und ohne dass ich ihm irgendwelche Aufschlüsse über meine Identität gegeben hätte. Auch diese Unterhaltung fand vor einer Villa im blühenden Garten statt -- freilich in sehr viel intimerer und ziviliserterer Form als die Entrevue mit dem Reichsmarschall. Bei Strauss gab es kein militärisches Zeremoniell, keinen Massenandrang internationaler Berichterstatter; vielmehr waren Curt und ich die einzigen, oder doch die ersten, journalistischen Besucher -- nicht nur an diesem Tage, sondern überhaupt, seit dem Ende des Krieges. Sonderbarer Weise war noch nicht einer von unseren sonst so findigen Kollegen auf die Idee verfallen, den Komponisten der "Salomé" und des "Rosenkavalier" zu interviewen. Umso grösser seine Mitteilsamkeit, die durch keinerlei Scham oder Takt gehemmt erscheint.

Scham und Takt sind seine Sache nicht. Die Naivität, mit der er sich zu einem völlig ruchlosen, völlig amoralischen Egoismus bekennt, könnte entwaffnend, fast erheiternd sein -- wenn sie nicht als Symptom sittlich-geistigen Tiefstandes so erschreckend wäre. Erschreckend ist das Wort. Ein Künstler von solcher Sensitivität -- und dabei stumpf wie der Letzte, wenn es um Fragen der Gesinnung, des Gewissens geht! Ein Talent von solcher Originalität und Kraft, ein Genie beinah -- und weiss nicht, wozu seine Gaben ihn verpflichten! Ein grosser Mann -- so völlig ohne Grösse! Ich kann nicht umhin, dies Phänomen erschreckend und auch ein wenig degoutant zu finden.

Sein hohes Alter ist keine Entschuldigung, kaum ein mildernder Umstand. Zwar erklärte er uns, dass er keine "künstlerischen Pläne" mehr habe. ("Fünfzehn Opern, dazu die Lieder, die symphonischen Stücke und andere Kleinigkeiten: es genügt. Mein Oeuvre ist abgeschlossen.") Aber für einen Mann von Dreiundachtzig ist er in ungewöhnlich guter Form; die rosige Miene hat nichts Greisenhaftes -- ebenso wenig wie der sichere Gang und die süddeutsch weiche, sanft-sonore Stimme.

Mit sanft-sonorer Stimme teilte er uns mit, dass die Nazi-Diktatur auch für ihn in mancher Beziehung lästig gewesen sei. Da war zum Beispiel, kürzlich erst, der höchst ärgerliche Zwischenfall mit den Ausgebombten, die in seinem -- des Meisters -- Haus einquartiert werden sollten. Ihm schwoll die Zornesader, wenn er nur daran dachte. "Man stelle sich das vor!" rief er, sehr aufgebracht. "Fremde -- hier, in meinem Heim!" Mit einer Hand, die etwas zitterte -- nicht von Altersschwäche, sondern vor Wut -- wies er auf das Haus: ein ländlich-eleganter Bau von stattlichen Dimensionen.

"Beruhige dich doch, Papa!" Des Meisters Schwiegertochter, die mit uns im Garten sass, redete dem cholerischen Alten zärtlich-vernünftig zu. "Es war eine scheussliche Idee, ein Affront, äusserst ungehörig; aber Gott sei Dank ist es doch bei der Idee geblieben. Man hat dir keine Ausgebombten zugemutet -- nicht wahr, Papa?"

"Gewiss! Weil der Krieg zu Ende ging!" Der Alte grollte immer noch, nur halb besänftigt. "Aber was wäre sonst passiert? Mein Appell an Hitler hatte keine Wirkung. Er bestand darauf, dass auch ich Opfer bringen müsse. Einquartierung! Eine Unverschämtheit!"

Und sonst gab es nichts, was er Hitler übelnahm?

Doch, noch dies und dies, noch mancherlei! Der musikalische Geschmack des Führers war, nach Straussens Ansicht, denn doch etwas einseitig und speziell gewesen. Richard Wagner in allen Ehren, aber schliesslich war da auch noch anderes. "Meine letzte Oper, 'Die Liebe der Danae', ist einfach

ignoriert worden," stellte der Komponist beleidigt fest. "Und Sie wissen ja, was für Schwierigkeiten ich wegen des Librettos von Stefan Zweig hatte. Dabei ist 'Die schweigsame Frau' wirklich ein sehr geschickt-gemachter Text -- und übrigens konnte ich ja 1933 nicht ahnen, dass die Rassen=gesetze kommen würden."

Ob er jemals daran gedacht habe, Nazi-Deutschland zu verlassen?

Meine Frage überraschte ihn; er musterte mich unter hochgezogenen Augen=brauen. Warum hätte er wohl Deutschland verlassen sollen? "Ich habe doch meine Einkünfte hier -- ziemlich grosse sogar." Die Schwiegertochter -- eine nicht sehr "arisch" wirkende Dame -- nickte eifrig, während der rosige Alte nicht ohne Stolz konstatierte: "Schliesslich gibt es bei uns mindestens achtzig Opernhäuser."

"Es gab!" Ich konnte diesen Einwurf nicht unterdrücken. "Sie wollen wohl sagen, dass es in Deutschland einmal achtzig Opernhäuser gegeben hat."

Er verstand mich nicht. Vollauf beschäftigt mit seinen eigenen Affären, hatte er wohl noch keine Zeit gehabt, eine Bagatelle wie die Zerstörung deutscher Städte (und deutscher Opernhäuser) auch nur zur Kenntnis zu nehmen.

"Mindestens achtzig," insistierte er streng -- um dann mit leicht be=sorgtem Kopfschütteln forzufahren: "Natürlich, wenn die Lebensmittelver=sorgung hier noch schlechter werden sollte, würde ich vielleicht doch noch auswandern müssen -- in die Schweiz etwa. Aber bis jetzt hat man sich ja immer noch irgendwie durchgewurschtelt."

Ja, so einer "wurschtelt" sich durch -- ganz gleich, unter welchem Regime. Haben die Nazis einen sinnlosen und mörderischen Krieg verschuldet? Sind Millionen Unschuldiger in Gaskammern zugrund gegangen? Liegt Deutsch=land in Schutt und Asche? Was kümmert es Richard Strauss!

Richard Strauss sagt: "Auswandern? Ja -- wenn das Essen schlecht wird! Im Dritten Reich gab es sehr gut zu essen -- besonders wenn man Tantiemen aus mindestens achtzig Opernhäusern scheffelte. Von ein paar dummen Zwischen=

fällen abgesehen, hatte ich nicht zu klagen."

Manche der Nazi-Häuptlinge -- sagt Richard Strauss -- waren famose Menschen: Hans Frank, zum Beispiel, der Fronherr des Polenlandes ("Sehr fein! Sehr kultiviert! Er schätzt meine Opern!) und Baldur von Schierach, der über die "Ostmark" (sonst Österreich genannt) zu gebieten hatte. Dank seiner Protektion genoss die Familie Strauss in Wien eine Vorzugsstellung -- und dies, obwohl der Sohn des Komponisten eine rassisch nicht einwandfreie Gattin hat! "Ich darf wohl behaupten, dass meine Schwiegertochter die einzige freie Jüdin in Grossdeutschland war."

"Frei? Nicht doch, Papa! Oder doch nicht so ganz!" Es war Frau Strauss "junior", geborene Grab, die (kokett-wehmeidig protestierte.) "Meine Freiheit liess zu wünschen übrig. Du vergisst, was ich auszustehen hatte. Durfte ich etwa jagen gehen? Nein! Sogar das Reiten war mir zeitweise verboten..."

Ich schwöre es, dies waren ihre Worte! Die Nürnberger Gesetze sind ge= wesen; Auschwitz ist gewesen; ein Massacre ohne Beispiel hat stattgehabt; das infamste Regierungssystem der Weltgeschichte hat die Juden zum Freiwild degradiert. All dies ist bekannt. Und die Schwiegertochter des Komponisten Richard Strauss beklagt sich, weil sie nicht jagen durfte. Zeitweise war ihr sogar das Reiten untersagt...

Ich fand es an der Zeit, das empörende Gespräch zu beenden.

"Sie gehen schon?" -- Der Meister und die geborene Grab hätten uns gern zum Essen dabehalten. Ich lehnte ab. Curt erklärte, gleichfalls eine Verab= redung in der Stadt zu haben, konnte aber doch nicht umhin, Herrn Strauss um eine signierte Photographie zu bitten. -- "(Mit Vergnügen.) Gewiss doch!" Der Alte strahlte. Und, zu mir gewendet: "Wünschen auch Sie ein Bild?"

"Danke. Ich sammle nicht."

Meine Antwort muss ziemlich eisig geklungen haben. Die weissen Augenbrauen stiegen höher denn je -- mehr verblüfft als gekränkt. Dann kam ein Achsel= zucken, ein überlegenes Lächeln. Diese Amerikaner! Man weiss ja, wie ungebil= det und vulgär sie sind.

Ein Autogramm des Meisters zu verschmähen! So ein blöder "Yank" kennt eben nichts als Boxer und "movie stars"...

... Und nun wirklich Schluss! Ich adressiere diesen unförmig angeschwollenen Brief nach New York, wo ihr ja -- laut Mieleins letztem Bericht -- den Geburtstag feiert. Du wirst die Güte haben, Frau Mutter und Frau Schwester von mir zu umarmen; natürlich sind die hier aufnotierten Schnurren für diese beiden Lieben mitbestimmt. Ob Bruno und Liesl mit euch sind? Die alten Freunde sollten nicht fehlen, bei so hoch-solemner Gelegenheit. ~~sollten~~ Sind sie aber in California geblieben, ~~sind~~, so telephoniert ihr gewiss mit ihnen. Richte bitte meine Grüsse aus! Übrigens habe ich vor, auch ihnen bald einen ausführlichen "Deutschland-Report" zukommen zu lassen. Wobei mir einfällt, dass mein nächster Brief wahrscheinlich gar nicht aus Deutschland sein wird, sondern aus der Tschechoslowakei. Ich fahre morgen nach Prag -- nur eine kleine Spritztour.

An Mrs. Liesl Frank, Beverly Hills (Calif.)

Paris, den 30. VI. 1945

Du hast mein Kabel bekommen. So kann ich ~~jetzt~~ nur wiederholen, was ich neulich, im ersten Schrecken und im ersten Schmerz, schon zu sagen versuchte: dass Brunos Tod mir einen bitteren Verlust bedeutet. Ich habe ihn sehr gern gehabt, das weisst Du. Er wird mir fehlen, uns allen wird er fehlen, wir sind alle ärmer geworden. Diese warme, reiche Menschlichkeit, diese intellektuelle honnêteté, diese Treue, diese Generosität, dies urbane Lächeln bei solchem Wissen um die dunkelsten und schwersten Dinge -- wo finden wir es wieder? Dergleichen wird immer seltener. Die schönen Eigenschaften, die sich in Brunos prekär-komplexer und doch so liebenswürdig balancierter Natur begegneten -- sie scheinen einem gröberen Geschlecht, das nun heranwächst, kaum noch dem Namen nach bekannt zu sein...

Gerade die Vornehmsten und Besten scheinen jetzt geneigt, sich von uns

zurückzuziehen -- oder werden sie abberufen von einer Instanz, die uns nicht wohlgesinnt sein kann?

In Brunos Fall darf man sich -- darfst sogar Du Dich mit dem Gedanken trösten, dass seine letzte Stunde frei von Qualen war. Im Schlaf zu sterben, mit entspannten Zügen, ohne Kampf und Krampf -- so passte es sich wohl für diese gesittete, vom Glück begünstigte Individualität. Dass Leid voraus=gegangen war und mit zivilisierter Tapferkeit ertragen wurde -- wir wissen es oder vermögen es doch zu ahnen. Aber die heiter entspannte Miene am Schluss bleibt charakteristisch.

Andere sind vor dem Ende noch arg zugerichtet worden. Unsere Freundin Annemarie, zum Beispiel, das liebe "Schweizerkind" -- Du weisst ja, dass sie sich auch zurückgezogen hat: leider nicht ohne Krampf und Qual. Es war ein Radunfall, wie man mir jetzt berichtet -- ja, ein ordinäres Fahr=rad ging mit ihr durch wie ein wildes Pferd. Im Engadin gibt es sehr steile Strassen mit vielen Kurven -- so geschah es denn. Das ungebärdige Vehikel schleuderte unser Schweizerkind gegen einen Schweizerbaum, daran ihr Kopf -- ihr schöner, lieber Kopf: "son beau visage d'ange inconsolable" -- grässlich zu Schaden kam. Sie war nicht gleich tot, sondern lebte noch Wochen lang in reduziertem Zustand. Macaber-ausgefallenes Martyrium -- verhängt von schaurig unergründlicher Instanz! Als ob es auf den Schlacht=feldern, in den Vernichtungslagern und Folterkellern nicht genug der grausam langwierigen Agonie gegeben hätte!

Beinah jeder Tag, den ich in diesem geschundenen und zerrissenen Nach=kriegs-Europa verbringe, überrascht mich mit einer neuen Schreckensnach=richt -- oder ist das Schreckliche so an der Tagesordnung, dass man es nicht mehr überraschend nennen darf? Aus Amsterdam etwa erfahre ich, dass mein Freund Walter Landauer, der Verleger, dort von den Deutschen inter=niert und zu Tode gequält worden ist. Auch er hat zu den Guten und Vor=nehmen gehört. Und so verarmen wir und werden immer ärmer.

Vornehm und gut auf seine verschmitzte Art war auch der Holländer

Emanuel Querido -- ein dynamischer alter Knabe mit blitzblauen Kapitäns=augen und breitem Grinsen. Den haben sie, samt der Gattin, nach Polen depor=tiert. Das greise Paar -- beide schon über Siebzig -- ist dort zugrund ge=gangen: fragen wir nicht, wie...

Einem Mädchen, mit dem ich in der Odenwaldschule befreundet war, haben sie den Kopf abgeschlagen. Oda Schottmüller hiess sie -- eine Malerin und Zeichnerin von barock eigenwilliger Phantasie. Vom "rassischen" Standpunkt war sie einwandfrei, aber sonst verdächtig. Sie hasste das Regime und be=kämpfte es -- in Deutschland selbst; auch das ist vorgekommen. Deswegen schlug man ihr den Kopf ab -- mit dem Beil. Meine Freundin Oda ist von den Nationalsozialisten enthauptet worden.

Gleichfalls hingerichtet: meine Freundin Christa Winsloe-Hatvany (Du kanntest sie doch auch?) --: diese von der französischen "résistance". In ihrem Riviera-Haus sollen deutsche Offiziere versteckt gewesen sein. So wurde ihr denn der Prozess gemacht -- ein sehr kurzer Prozess, der mit stand=rechtlicher Erschiessung endete. War dies ungerecht? Vielleicht; denn für die Nazis hatte unsere ~~Oda~~ Christa gewiss nichts übrig. Aber sie war wohl gar zu grosszügig und unbedenklich, gar zu tolerant -- tolerant bis zur Schlampigkeit. Wenn man nichts für die Nazis übrig hat, tut man gut daran, den Umgang mit Nazi-Offizieren zu vermeiden -- besonders in einem (noch) besetzten, fast schon befreiten Land. Die Unterdrückten verstehen keinen Spass, wenn ihre Stunde kommt. Trotzdem tut es mir leid um unsere Christa -- braves altes Stück. Es tut mir ganz entschieden leid um sie.

Noch schlimmer als die übertrieben zahlreichen Todesnachrichten sind die Begegnungen mit gewissen Überlebenden, die eigentlich nicht mehr ganz am Leben sind. Wer aus der Hölle kommt, der trägt ein Mal. Wer das Mal trägt, der nimmt sich gespenstisch aus in unserer Mitte.

Erinnerst Du Dich an Tante Mimi, Onkel Heinrichs geschiedene Frau? Eine Pragerin -- Du weisst schon noch --: so eine Dicke, Bunte, Muntere. Nun, ich habe sie wiedergesehen, vor vierzehn Tagen etwa, in einer böhmischen

Ortschaft namens Theresienstadt. Dort hatte Tante Mimi zeitweilig logiert -- mehrere Jahre lang: nicht ganz aus freien Stücken übrigens. Die böhmische Ortschaft namens Theresienstadt war ein Konzentrationslager, und Tante Mimi ist Jüdin. Zu ihrem Glück (das Wort klingt paradox und zynisch, in solchem Zusammenhang!) hatte sie ein "halb-arisches" Töchterlein aufzuweisen -- Kind des politisch suspekten, aber nicht-jüdischen Heinrich Mann --: weshalb Auschwitz und die Gaskammer ihr erspart geblieben sind. Theresienstadt galt als "Vorzugslager".

Ich habe es mir also angeschaut -- dies vergleichsweise privilegierte Ghetto. Es ist die Hölle. Der heuchlerische Anstrich von "Ordnung" und "Korrektheit" (keine Galgen! -- oder doch nicht sichtbar...) macht das Inferno erst recht mesquin, erst recht infernalisch.

Ich habe mir die Tante Mimi angeschaut. Wie sieht sie aus, nach fünf Jahren "Vorzugslager"? Nicht mehr dick und bunt, auch nicht mehr munter! Ein Schatten ihrer selbst ist Tante Mimi -- vom Fleisch gefallen, halb gelähmt, gebückt, verhutzelt, eingeschnurrt, mit dünnem weissen Haar, zitt= rigen Krallenfingern, die fahle Miene grimassenhaft verzerrt mit schiefem Mund und starrem Leidenblick.

Eine Gerettete? Nein, ein Gespenst. Sie trägt das Zeichen.

Indessen sind mir auch Menschen vorgekommen -- Charaktere von besonderer Vitalität und Zähigkeit --, die das Furchtbare in guter Form überstanden haben. In der Tschechoslowakei, auch in Deutschland und Österreich, sitzen viele frühere Häftlinge jetzt in hohen Ämtern; manche -- wie der Minister= präsident von Thüringen, Dr. Brill, mit dem ich in Weimar eine ausführliche Unterhaltung hatte -- sind sieben, acht, ja, zehn Jahre lang durch die Schrecken von Dachau, Buchenwald, Oranienburg gegangen. Das Phänomen einer solchen Widerstandskraft wirkt am erstaunlichsten, wenn wir ihm bei einem sehr nahen Freund begegnen -- bei einem Menschen also, den wir nicht nur mit seinen imposanten und attraktiven Zügen, sondern auch mit seinen Schwä= chen kennen.

Gestern traf ich hier meine sehr liebe, sehr alte Freundin Mopsa Stern= heim. Woher kam sie? Aus Ravensbrück, dem Frauenlager. Achtzehn Monate lang ist sie dort gewesen -- nach fürchterlichen Tagen im Folterkeller der Pa= riser Gestapo. Sie hatte es mit der französischen "résistance" gehalten -- weshalb ihr denn auch von den Deutschen sämtliche Zähne ausgeschlagen wurden. Aber lachen kann sie immer noch -- oder schon wieder --; vorläufig ohne Zähne. So stark ist sie! Und hat doch ihre Schwächen, die ich kenne. Ihre Kräfte aber hatte ich wohl doch nicht richtig eingeschätzt. ~~Sechzehn~~ Acht Monate im Höllischen! Wem würde da das Lachen nicht vergehen? Mir ists schon fast vergangen, obwohl ich nie in Ravensbrück gewesen...

Aber ich komme vom Hundersten ins Tausendste: jetzt bin ich schon beim Lachen -- was kaum in einen Kondolenzbrief passt. Hörst Du mich überhaupt? Ob Du mir zuhörst, Liesl? Ich plaudre, um Dich abzulenken. Du sollst Dich nicht vom Schmerz so überschwemmen und wegtragen und verschlucken lassen.

Ja, um Dich zu zerstreuen, plaudre ich -- und auch, weil ich mich darauf gefreut hatte, Bruno und Dir von meinen Fahrten zu erzählen. Er war ja nicht nur ein grosser "raconteur", Dein Bruno, sondern auch ein grosser Zuhörer; nicht nur amüsant, sondern auch amüsabel.

Ich hätte ihm -- hätte <u>euch</u> gern berichtet, wie festlich-aufgeregt es zuging im befreiten Prag, und von meinem Gespräch mit Benesch. Am 19. Mai war ich bei ihm, mit einem Kollegen von den Pariser "Stars and Stripes" -- zwei Tage nach seiner triumphalen Heimkehr. Wie rührend, ihn wiederzusehen -- ebenso wohlerhalten und unverändert wie sein schönes Arbeitszimmer im Hradschin, wo er mich vor acht Jahren zuletzt empfangen hatte. Seither ist ihm manches widerfahren -- erst Bitteres, zuletzt auch Schönes. Nach der Verbannung und dem langen Kampf empfängt er nun die [redacted] Hul= digung, den tief-bewegten, tief-bewegenden Dank seines freien und stolzen Volkes. Nicht einmal der Gründer der Republik, Thomas G. Masaryk, ist -- wie man mir versichert -- mit solchem Überschwang empfangen worden.

Kein Wunder, dass Benesch strahlt. Sein Optimismus hat Recht behalten --

bis auf Weiteres... Mit charakteristischer, innig-gefühlter Zuversicht sprach er uns von der "Einigkeit" der tschechoslowakischen Nation. -- "Und die Slowaken -- sind die auch loyal?" -- Meine Frage berührte ihn wohl nicht ganz angenehm; indessen gab er mir nach kurzem Zögern zu, dass in der Slowakei "gewisse Widerstände" festzustellen seien. "Das wird sich geben!" Er lächelte schon wieder. "Wir brauchen Zeit. Erst muss das Land sich wirtschaftlich erholen..."

Damit ging er zu ökonomischen Problemen über, wobei auch der geplanten Sozialisierung der Schwerindustrie ausführlich gedacht wurde --: "eine teilweise Sozialisierung!" wie der Präsident betonte. "Nichts soll übereilt werden. Die notwendigen Massnahmen sind allmählich, mit Behutsamkeit und Vorsicht durchzuführen. Der eindeutig und unbedingt demokratische Charakter unseres Staatswesens bleibt jedenfalls erhalten."

Demokratie -- er spricht das Wort nicht aus, ohne dabei feierlich zu werden. "Jederman in diesem Lande weiss," erklärte Benesch, "dass die Demokratie Basis und Voraussetzung unserer nationalen Unabhängigkeit, unserer nationalen Würde, ja, unserer nationalen Existenz ist und bleiben muss!"

Auch vom Verhältnis der Tschechoslowakei zur Sowjetunion war die Rede -- wobei der Präsident mit besonderer Wärme der russischen Korrektheit und Zuverlässigkeit Erwähnung tat. "Der Kreml hält, was er verspricht," insistierte er. "Moskau respektiert Verträge. Diese Erfahrung habe ich gemacht. Warum sollte es in Zukunft anders werden? Ich sehe keinen Grund, am guten Willen der Sowjetunion zu zweifeln."

Von entscheidender, primärer Wichtigkeit sei das Weiterbestehen und die Konsolidierung der angelsächsisch-russischen Allianz --: diese Bemerkung, von Benesch mit grossem Ernste vorgebracht, bildete den Abschluss unserer langen Unterhaltung. Davon hängt alles ab -- für unser Land, für unseren Kontinent, für die Menschheit. Ohne die Zusammenarbeit zwischen Ost und West gibt es keinen Frieden -- nicht für die Tschechoslowakei, nicht für die Welt. Davon hängt alles ab!" Er wiederholte es, mit warnend erhobenem Zeigefinger.

Auch vom Verhältnis der Tschechoslowakei zur Sowjetunion war die Rede; der Präsident äusserte sich mit Respekt und Wärme über seinen "grossen Freund Stalin", pries die Leistungen der Roten Armee und lobte mit besonderem Nachdruck die "unbedingte Korrektheit" der russischen Militär- und Zivilbehörden. "Der Kreml hält, was er verspricht." Benesch kam mehrere Male auf diesen Punkt zurück. "Ich bitte zu beachten," sagte er, "dass die Sowjets in ihrer Beziehung zur Tschechoslowakei bisher von ausserordentlicher Zuverlässigkeit gewesen sind: jede Vereinbarung ist aufs gewissenhafteste respektiert worden. Ich habe keinen Grund, am guten Willen meiner russischen Freunde zu zweifeln."

Von entscheidender, primärer Wichtigkeit sei das Weiterbestehen und die Konsolidierung der angelsächsisch-russischen Allianz --; diese Bemerkung, von Benesch mit grossem Ernst vorgebracht, bildete den Abschluss unserer langen Unterhaltung. "Davon hängt alles ab -- für unser Land, für unseren Kontinent, für die Menschheit. Ohne die Zusammenarbeit zwischen Ost und West gibt es keinen Frieden -- nicht für die Tschechoslowakei, nicht für die Welt. Davon hängt alles ab!" Er wiederholte es, mit warnend erhobenem Zeigefinger.

Von diesem Gespräch also hätte ich euch gern erzählt, überhaupt von den Prager Tagen und wohl auch allerlei v über meine Eindrücke in deutschen Gauen: wie es aussieht in den zerstörten Städten -- in München, Augsburg, Nürnberg, Frankfurt, Bonn und Köln, in Würzburg (ach, über die Zertrümmerung der unersetzlichen Barock-Strukturen!) und in Weimar (noch amerikanisch, soll aber russisch werden), wo das Konzentrationslager Oranienburg jetzt dem Goethehaus seinen traditionellen Rang als erste Sehenswürdigkeit des Ortes streitig macht.

Bruno hätte mir gewiss aufmerksam zugehört -- besonders meinen Berichten über Unterhaltungen mit deutschen Politikern, deutschen Künstlern und Intellektuellen, deutschen Arbeitern, deutschen Hausfrauen, deutschen Prostituierten, deutschen Kindern. Von alten Bekannten halte ich mich im Ganzen fern; umso willkommener muss mir -- schon aus journalistischen Gründen -- der Kontakt mit möglichst vielen Fremden sein. Die Gesichter und Stimmen wechseln; die Worte aber scheinen stets dieselben. Alle Deutschen bestehen darauf, "nichts gewusst" zu haben (was sich auf die Gaskammern bezieht); alle sagen, dass sie "von Anfang an dagegen" waren -- gegen Hitler nämlich. Und wenn er nun den Krieg gewonnen hätte? Aber lassen wir diese Fragen. Da er doch nun einmal verloren hat -- "verspielt", wie man hier sagt --, will niemand sein Freund gewesen sein. Dies muss nicht so bleiben: schon in ein paar Jahren vielleicht ist Hitlers Name wieder hochgeehrt. Auch halte ich für gar nicht ausgeschlossen, dass es selbst heute viele Deutsche gibt, die ihrem Führer im stillen Kämmerlein die Treue halten oder ihn sogar im vertrauten Kreise rühmen. Öffentlich aber hält man sich noch zurück -- besonders in amerikanischer Gesellschaft...

Nazis -- so stellt sich jetzt heraus -- hat es in Deutschland nie gegeben; selbst Hermann Göring war im Grunde keiner. Lauter "innere Emigration"! Plötzlich entdecken alle ihre demokratische Vergangenheit und, wenn irgend möglich, ihre "nicht-arische" Grossmama. Jüdische Ahnen sind enorm gefragt. Die feinsten Leute -- Emil Jannings zum Beispiel -- haben sich

über Nacht ein wenig semitisches Blut zugelegt.

Jennings übrigens gehört zu den sehr wenigen alten Bekannten, denen ich bisher meine Aufwartung gemacht -- nicht aus purer Freundschaft, wohlgemerkt, sondern aus beruflichem Interesse. Von Salzburg aus fuhr ich eines Tages zum Wolfgang-See, wo ich in seinem schönen, reichen Haus alles wie früher fand: Chow-Hund und Papagei, Frau Gussy, Fräulein Ruth und Emil selber -- dick und jovial, ein Biedermann mit falschen kleinen Augen und schweren, hängenden, dabei beweglichen und expressiven Zügen. -- "Ich -- ein Nazi?" Die Idee schien ihm belustigend, aber zugleich empörend. "Ha ha, mein Junge! Da kennst du aber deinen Emil nicht!" Worauf hin er ernst, fast innig wurde. "Nun lass dir mal erzählen..." Den Arm auf meiner Schulter, die grossflächige und ausdrucksstarke Mimen-Physiognomie sehr nah an mich herangerückt liess er mich seine tragische Geschichte wissen. Ein Verfolgter war er gewesen! Ein Märtyrer! Göbbels hatte ihn gehasst -- vor allem wegen der schlechtrassigen Grossmama, aber auch, weil unser Emil die demokratische Ideale nicht ver= leugnen wollte. "Du weisst ja, wie ich bin!" Sein Gesicht -- gar zu nah dem meinen -- war von einer Redlichkeit, wie man sie höchstens bei sehr alten Hunden findet. "Ich kann den Mund nicht halten." Jetzt auch noch feuchte Augen! Offenbar, er hatte nichts verlernt, war schauspielerisch in grosser Form geblieben. Man sähe gerne seine neuen Filme -- den "Ohm Krüger" etwa...

Ohm Krüger? Er wehrte ab, wollte nichts davon hören. "Ein <u>schlechter</u> Film!" rief er aus, wobei er täppisch-brav durchs Zimmer stapfte. "Ein Scheissfilm!" rief er markig. "So ein Nazi-Dreck! Hätte ich mich doch nie drauf eingelas= sen! Aber was sollt' ich tun? Ich bin <u>gezwungen</u> worden! Nicht, als ob meine eigene Freiheit, mein eigenes Leben mir so wichtig wären! Aber man ist Familienvater, hat Weib und Kind... Sollte ich meine Auguste darben lassen?" (In dramatisch bewegten oder rührseligen Augenblicken wird aus der mondänen Gussy eine matronenhaft schlichte, gleichsam altdeutsch-holzgeschnitzte "Auguste".) "Und mein Kind hier, meine kleine Ruth?" Seine Gebärde und der

nasse Blick schienen einem sehr jungen, höchst gebrechlichen Geschöpf zu gelten, während Fräulein Ruth doch eher stämmig und übrigens schon an die Vierzig ist. "Was wäre aus ihr geworden, wenn ich Widerstand geleistet hätte?"

So hatte er also, Weib und Kind zuliebe, die Hauptrolle im Nazi-Film akzeptiert -- mitsamt der fetten Gage. Aber ein Nazi? Nein! "Von Anfang an dagegen..."

Die Deutschen wiederholen sich.

Unter den vielen Menschen, mit denen ich mich in Deutschland unterhalten habe, gab es nur einen, der den Mut -- oder die immerhin eindrucksvolle Frechheit -- hatte, für Hitler einzutreten. Diese originelle Persönlichkeit war eine Frau, und übrigens keine Deutsche. Winifred Wagner, geborene Williams, Adoptivtochter des Musikers Klindworth, ist englischer Herkunft. Ich besuchte die Dame in ihrem Landhaus bei Bayreuth. Wir sprachen über Hitler. "Ob wir befreundet waren? Aber gewiss doch! Certainly! And how!" -- Sie schien auch noch stolz darauf! Hocherhobenen Hauptes, üppig und blond sass sie mir gegenüber -- eine Walküre von imposantem Format und imposanter Unververfrorenheit. "Er war reizend," sagte sie aggressiv. "Von Politik verstehe ich nicht viel, aber von Männern eine ganze Menge. Hitler war charmant. Ein echter Österreicher, wissen Sie! Gemütvoll und gemütlich! Und sein Humor war einfach wundervoll..." Auch eine Charakterisierung!

War aber doch erfrischend, die Begegnung mit der unverschämt unverlogenen Schwiegertochter des deutschen Genius -- der übrigens seinerseits auch imstande gewesen wäre, den Führer "charmant" zu finden...

Aber Du hörst nicht zu. Ich wollte noch etwas über Paris sagen -- über den vertrauten Zauber dieser Stadt, die ich mit unendlicher Dankbarkeit wiedersehe, wiedererkenne. Ihr Glanz mag trüber geworden sein oder doch gedämpfter: ein etwas mühsames, auch etwas müdes Leuchten, über dem ein zarter Schleier liegt. So lächelt die grosse Dame, die sich nach langer

Krankheit zum ersten Male wieder in der Gesellschaft zeigt -- immer noch schön, ja, immer noch die Schönste, wenngleich abgemagert und von anämisch transparenter Blässe...

Ich plaudre umsonst. Du lässt Dich nicht zerstreuen.

Vor dem Panthéon habe ich an eine rührende und bedeutende Stelle aus Brunos Novelle "16000 Francs" gedacht. Auch an Dich -- nicht nur bei dieser Gelegenheit.

Es muss sehr schwer für Dich sein.

Nimm diese Grüsse und Wünsche -- dazu einen Handkuss für Deine liebe Mutter Fritzi.

An Miss Erika Mann, U.S. War Correspondent, München (Germany, U.S. Zone)

Rom, den 27. VII. 1945

So haben wir uns also verfehlt! Du bist nun, wo ich noch vor kurzem war, und ich bin wieder hier -- ein emsiger "Staff Writer" bei meinen lieben (wirklich sehr lieben!) "Stars and Stripes". Ich schreibe Artikel über die Japaner, die rätselhafter Weise noch immer kämpfen; über den General Franco, den es rätselhafter Weise noch immer gibt; auch über Deutschland, das mir noch immer in vieler Hinrich rätselhaft erscheint. Gerade habe ich ein ziemlich langes Stück mit dem Titel Are all Germans Nazis? für unsere Sonntagsbeilage abgeschlossen. Meine Antwort: Nein, nicht alle Deutschen sind Nazis oder waren es. Das Regime hatte Feinde: sie sollten heute unsere Freunde sein. Sind sie es nicht, so liegt die Schuld bei uns. Dies darf ich schreiben, in einem militärisch-offiziellen Blatt! Ich darf schreiben: "German anti-Nazis -- the real, reliable ones -- could be very useful to us, if we only wanted to use them. But we don't. We just tell them that they have no right to demand anything. But can Nazism be eliminated in Germany, once and for all, without the help of the German anti-Nazis?"

Und: "Die bittersten Klagen in unserer Besatzungszone kommen heute von jenen Deutschen, die früher zu liberalen oder linksgerichteten politischen

Parteien gehört haben. Charakteristisch ist der Fall eines gewissen Dr. Brisch, einziger Sozialdemokrat im Kölner Stadtrat, der -- laut Reuter-Meldung -- kürzlich von seinem Amt als Personalchef zurücktrat, 'da alle seine Vorschläge, die Anstellung oder Entlassung von Beamten betreffend, von der katholischen Majorität sabotiert wurde'. Zahlreiche 'linke' oder doch liberale Regierungsangestellte in Weimar, Frankfurt, München und anderen Städten haben erklärt, dass sie sich genötigt sehen werden, dem Beispiel ihres Kölner Kollegen zu folgen. 'Unsere Dienste scheinen überflüssig oder selbst unerwünscht,' stellen diese Männer mit Erbitterung fest. 'Frühere Nazis bekommen die verantwortungsvollsten Posten im Stadtrat und in der Landesverwaltung; uns aber wird nicht einmal gestattet, die wahrhaft demokratischen Elemente der Bevölkerung politisch zu organisieren.' -- Freilich, wir sollten uns hüten, die Stärke und den Einfluss dieser 'wahrhaft demokratischen Elemente' im deutschen Volk zu überschätzen. Indessen empfiehlt es sich doch, eben diese Elemente -- hat man ihre Zuverlässigkeit erst einmal festgestellt -- auf jede Art zu ermutigen und sie zur Mitarbeit heranzuziehen. Ohne den guten Willen, ohne die Hilfe freiheitlich gesinnter Deutscher dürfte es schwierig, ja, unmöglich sein, aus dem Trümmerfeld, das Deutschland heute ist, wieder ein zivilisiertes Land und endlich eine Demokratie zu machen."

Damit schliesst mein Artikel, der übrigens auch in anderen Passagen gewisse Massnahmen und Tendenzen unseres "Military Government" in recht scharfer Form kritisiert. Dass ich dergleichen in den "Stars and Stripes" aussprechen darf, ist an sich erfreulich bis zum Überraschenden. Aber die Situation, mit der ich mich in meinem Aufsatz befasse, bleibt trotzdem unerfreulich oder doch konfus und problematisch. Was wollen wir in Deutschland? Oder -- um die Frage präziser zu formulieren --: Wie wollen wir Deutschland? Ist überhaupt ein Programm da, nach dem das geschlagene, zer-

schlagene Reich wiederaufzubauen, physisch und moralisch zu erneuern wäre? Manchmal sieht es in der Tat so aus, als ob ein solcher Plan schlechthin nicht existierte. Welche Erklärung gäbe es wohl sonst für den widerspruchsvollen, launisch paradoxen Charakter unserer Politik? Kein Wunder, dass die Deutschen diese merkwürdige Unentschlossenheit oder Richtungslosigkeit der westlichen Alliierten auf ihre Art deuten und zu den erstaunlichsten Konklusionen kommen. Immer wieder bin ich in Deutschland gefragt worden, ob es denn wahr sei, dass die "Anglo-Amerikaner" demnächst der Sowjetunion den Krieg erklären würden -- eine Entwicklung, die das ruinierte Herrenvolk [illegible] mit düsterem Schmunzeln zu antizipieren scheint. Einige besonders Eingeweihte verrieten mir sogar, dass deutsche Kriegsgefangene in den Vereinigten Staaten schon jetzt zum "Kreuzzug" gegen Moskau trainiert werden. Jeder deutsche "Landser" -- so wurde mir zugeflüstert --, der unter General Eisenhowers Führung nach Russland zu marschieren wünsche, erwerbe sich damit das Recht auf "U.S. citizenship"... Was Eisenhower zu solchen Phantasien sagen mag? Ich war dabei, als er sich am 10. Juni im I.G.-Farben-Gebäude zu Frankfurt vom Sowjet-Marschall Zhukow einen hohen Orden um den Hals hängen liess. Auch Montgomery wurde von den Russen ausgezeichnet. Nachher gab es mehrere Tischreden -- wobei Ambassador Murphy, oberster politischer Berater unserer Militärregierung, und Herr Wichinsky sich durch besondere Herzlichkeit, auch durch besonderen Witz hervortaten...

Lass mich Deine Eindrücke wissen! Man sollte sich sehen, es gibt so viel zu sprechen. Kommst Du nach Rom? Es ist reizend hier. Oder man trifft sich in Deutschland. Wohl möglich, dass ich von meinem Blatt noch einmal hingeschickt werde.

Der überwältigende "Labour"-Sieg in England macht doch Spass -- das erste wirklich lustige Ereignis seit Hitlers Selbstmord. Und so wollen wir denn der Zukunft ebenso getrost ins Auge blicken, wie Freund Benesch es immer tut. Wünsche beste Nerven.

An Mrs. Thomas Mann, Pacific Palisades (Calif.)

Rom, den 17. VIII. 1945

So wäre also dieser Krieg vorbei. Vom nächsten ist viel die Rede -- weshalb denn zu irgendwelchem Freudentaumel kaum ein Anlass besteht. Vernunft und Güte sind nicht einflussreich genug, um weiteres Unheil hint=anzuhalten. Ob die Angst vor der Atombombe erreichen wird, was guter Wille und Einsicht nie vermochten -- die über-fällige Einigung und Befriedung des Planeten? Da wir nun die Macht haben, ihn mittels apokalyptischer "Ketten=reaktionen" in die Luft -- oder vielmehr in den luftleeren Raum -- zu sprengen, werden wir vielleicht doch den "common sense" aufbringen, uns halbwegs brüderlich-manierlich auf ihm einzurichten...

Was meine eigene kleine Situation betrifft, so rechne ich damit, in einigen Wochen oder wenigen Monaten aus der "Army" entlassen zu werden. Bin nun lang genug Soldat gewesen -- letzthin freilich ein Soldat in sehr bevor=zugter, fast zivilistisch komfortabler Stellung. Bei den "Stars and Stripes" ist es mir in der Tat derartig gut gegangen, dass ich mich schämen müsste -- hätte ichs nicht vorher zuweilen recht gefährlich und strapaziös gehabt. Aber auch die Strapazen und Gefahren möchte ich nicht versäumt haben; vom "Basic Training" im Staate Arkansas bis zu den riskanten Lautsprecher-Vor=trägen an der apenninischen Front: es war alles sehr lohnend, manchmal sogar schön. Merkwürdig -- nicht wahr? Ich bin doch gewiss keine militärische oder gar militaristische Natur -- eher das Gegenteil: ein alter Individualist und Vagabund, nicht ohne exzentrisch-anarchistische Tendenzen. Und doch hat mir die "Army" nicht wehgetan; ich war gern dabei. Warum? Weil diese "Army" einer guten Sache diente -- dem Kampfe gegen Hitler -- und weil es eine gute "Army" ist.

Die "U.S. Army", die ich gekannt habe und zu der ich (mit Stolz) gehöre, ist eine gute Armee. Nicht vollkommen, nicht ohne Fehl -- keineswegs! Aber doch wohl eine der liberalsten, intelligentesten Armeen, die es je gegeben hat, und die liberalste, intelligenteste, die es jetzt irgendwo gibt. Möge

sie so bleiben!

Übrigens will ich versuchen, mich hier, in Italien, "demobilisieren" zu lassen -- was manche Vorteile hätte. Erstens bliebe mir der umständliche und quälende Rücktransport erspart; auch in unserer relativ humanen "Army" ist eine Überseereise für den "enlisted man" keine Lustbarkeit... Zweitens könnte ich mich als Zivilist noch etwas gründlicher im lieben alten Europa umschauen: ein längerer Aufenthalt in Paris wäre mir angenehm, auch Holland und die Schweiz würde ich gern besuchen. Ja, und Deutschland -- ich will mehr von Deutschland sehen. Nicht, als ob es mich reizte, dort Jahre lang zu ver=weilen -- in amerikanischen Diensten etwa, wie viele meiner Freunde und Kriegskameraden dies jetzt tun. Als Privilegierter, als "Sieger", mit amerikanischen Konserven und Zigaretten unter meinen früheren Landsleuten zu leben, die ihrerseits nicht viel zu essen haben -- nein, ich stelle es mir doch peinlich vor! Aber da unsereiner von den deutschen Problemen -- oder vielmehr: von dem Problem "Deutschland" doch nicht ~~ganz~~ loszukommen vermag, sollte man es ~~eben~~ wohl an Ort und Stelle so genau wie möglich studieren.

Als mein "Hauptquartier" würde ich ~~mir~~ zunächst Rom beibehalten -- auch wegen dieses Film-Projekts, das ich wohl schon gelegentlich ~~erwähnt hat~~ erwähnt habe und um dessentwillen mir besonders daran gelegen ist, hier in Europa aus der Armee entlassen zu werden. Schon seit einiger Zeit ist ja davon die Rede, dass ich an dem Drehbuch der neuen Rosselini-Produktion, "Paisan", mitarbeiten soll, und gerade gestern hat man mir nun einen Vertrag angeboten -- nichts Grossartiges nach Hollywood-Begriffen, aber für meine bescheidenen Ansprüche gut genug. Übrigens gibt man sich gern mit einem relativ geringen Honorar zufrieden, wenn es sich um ein Unternehmen von künstlerischem Reiz und Rang handelt. Roberto Rosselini ist ohne Frage ein Regisseur bedeutenden Formats -- ihr werdet seinen glänzenden Film "Rom, Offene Stadt" ja auch in den Staaten bald zu sehen bekommen. Nach diesem Wurf darf man sich auch von "Paisan" viel versprechen, zumal der Stoff sehr grosse Möglichkeiten hat. Es sind fünf oder sechs Episoden aus der

italienischen Campagne, von Sizilien bis zur Po-Ebene, die Rosselini zum dramatischen Organismus verbinden will -- wobei in jeder Episode ein bestimmter Aspekt des menschlichen Verhältnis zwischen "Befreiern" und "Befreiten", zwischen amerikanischem Militär und der italienischen Zivilbevölkerung, aufzuzeigen und zu beleuchten ist. Daraus liesse sich etwas sehr Merkwürdiges, sehr Schönes machen, und ich hätte wohl Lust, bei einem solchen Experiment schriftstellerisch mitzutun.

Auch fände ich es irgendwie piquant und passend, wenn ich mich gerade hier zum ersten Mal als Film-Autor versuchte -- so weit weg von Hollywood, wo ich so oft und lang gewesen bin, ohne mich jemals um die "movies" zu kümmern. Man sollte sich aber durch die miserablen Hollywood-Filme nicht den Glauben an eine Kunstform nehmen lassen, die immer noch in einer frühen Entwicklungsphase und immer noch voll grosser Versprechen ist.

Die Arbeit an "Paisan" ~~wenn es denn wirklich dazu kommen sollte~~ könnte würde für mich ~~gewiss~~ eine wichtige ~~bedeutende~~ Erfahrung sein. So bringt das Leben immer wieder etwas Neues heran -- wodurch es uns, auf seine listige Art, zu verstärkter Lebensneugier, auch zur Hoffnung, anhält und verpflichtet.

An Hans Reiser, German Prisoner of War, Camp X, U.S.A.

Neapel, den 28. IX. 1945

Es war mir sehr lieb, endlich wieder von Ihnen zu hören und zu erfahren, dass Sie sich wohlbefinden. Sie rechnen also mit Ihrer baldigen Heimkehr? Auch dies ist erfreulich -- trotz allem...

Ob ich mich Ihrer noch erinnere? Diese Frage, mit der Sie Ihren Brief an mich beginnen, kann wohl nur rhetorisch gemeint sein. Sie wissen -- müssen wissen, dass unsere Begegnung ~~[illegible]~~ sich mir eingeprägt hat und mir wichtig bleibt. Sie haben mir damals von Ihrem Hass und von Ihrer Hoffnung gesprochen -- von Ihrem Hass auf ein Regime, das um jene Zeit gerade noch an der Macht war; von Ihrer Hoffnung auf ein Volk, das sich nun neu

bewähren soll. In Ihren Worten war ein Gefühl -- so echt und stark, dass es sich, einem Funken gleich, übertragen konnte. Sie teilten mir etwas mit von dem Glauben, zu dem Sie sich bekannten.

Nein, ich habe Sie nicht vergessen, sondern bin in Gedanken viel bei Ihnen gewesen und habe mir vorzustellen versucht, was für eine Art von Leben Sie wohl führen mochten, als Kriegsgefangener in Amerika. Diese sehr lange Zeit im Lager hätte Ihnen eigentlich erspart bleiben sollen. Ich habe mich ja im Sommer 44, nach unserem Gespräch in Civitavecchia, sehr bemüht, Ihre Entlassung bei den Militärbehörden durchzusetzen und Sie für unsere Front-Propaganda -- besonders für unsere deutsche Funkstation -- zu reklamieren. Aber wer vermag etwas gegen die Schwerfälligkeit und Widerspenstigkeit eines grossen bürokratischen Apparats? Meine Anstrengungen blieben ohne Erfolg.

Vielleicht war es besser so; denn nun schreiben Sie mir, dass Sie "mancherlei gelernt" haben in den letzten vierzehn Monaten. Sie sind gut behandelt worden. (Unsere Flugblätter haben also nicht zu viel versprochen!) Der Status eines "politisch zuverlässigen" Kriegsgefangenen wurde Ihnen zugebilligt und brachte Vorteile. Sie waren in einem "Vorzugslager" -- ich mag das Wort nicht, weil es auch im Nazi-Vokabular eine Rolle spielte; aber das Lager, von dem Sie mir erzählen, mag in der Tat einigermassen vorzüglich gewesen sein. Es gab dort also Vorträge über das Wesen der Demokratie und Kurse in amerikanischer Geschichte? Gut so! Wichtiger noch waren vielleicht die direkten Kontakte mit amerikanischen Menschen -- innerhalb des Lagers und draussen, bei der Arbeit in den Werkstätten und Bauernhöfen. Sie haben ein Stück amerikanischen Lebens gesehen -- ein Stück demokratischen Lebens. Es überrascht mich nicht zu hören, dass Sie dabei manches lernen konnten.

Nun kehren Sie nach Deutschland zurück -- aus dem freien Amerika, wo Sie allerdings ein Gefangener waren, in die amerikanische Besatzungszone, wo Sie wieder als freier Mann leben sollen: soweit eben Freiheit in einem besiegten und besetzten Lande möglich ist...

Es wird nicht leicht für Sie sein. Sie werden es zuweilen schwierig finden, die demokratischen Ideale, die Ihnen im "Vorzugslager" gepredigt worden sind, in der neu-deutschen Wirklichkeit wiederzuerkennen; ja, selbst Ihr Glaube an diese Ideale könnte erschüttert werden, angesichts einer so düster problematischen Wirklichkeit.

~~Sie wissen, wie es in Deutschland aussieht. Es sieht nicht gut aus -- gar nicht gut. Ich betone das -- nicht, um Sie zu entmutigen; sondern damit Sie sich innerlich auf das Schlimmste vorbereiten und sich stark dafür machen. Auf das Schlimmste!~~

Wann sind Sie zuletzt in München gewesen? Sollten Sie es in seinem jetzigen Zustand noch nicht gesehen haben, so steht Ihnen wohl ein Schock bevor. Die Stadt liegt in Trümmern -- unsere schöne Stadt! Leider aber sind es nicht nur Zerstörungen materieller Art, die dort schockieren. Schmerzlicher noch, als der Anblick der verwüsteten Strassen, ist das Schauspiel sittlichen und geistigen Verfalls. Sie werden mit Ihrem Enthusiasmus, Ihrer Zuversicht, mit Hass und Hoffnung recht alleine sein. Nicht ganz allein -- das nicht! Kameraden, Gleichgestimmte stellen sich immer ein -- sei es auch nur in sehr geringer Zahl --, und übrigens wirkt das starke, echte Gefühl ansteckend: es überträgt sich -- ich habe es erfahren... Freilich zündet der Funke wohl nur dort, wo Bereitschaft ist und Empfänglichkeit. Daran fehlt es oft. Viele der Menschen, mit denen ich in Deutschland gesprochen habe, scheinen entweder völlig zynisch und opportunistisch, oder aber durchaus verzweifelt -- von einer sterilen Verzagtheit, einem Nihilismus, der von konstruktiver Reue ebenso weit entfernt ist, wie die Wollust des Masochisten von der Ekstase des Märtyrers.

Aber Sie werden ja sehen. Die Korruption, das Elend und die Lüge, Bosheit und Heuchelei, das Selbst-Mitleid, das sich so oft mit Härte gegen andere verbindet -- Sie werden es mit eigenen Augen sehen und bitteren, bitteren Anstoss daran nehmen. Die horrende Dummheit -- auch bei den Siegern, die sich zuweilen fast unverzeihlich grobe Schnitzer leisten -- könnte ent=

mutigen. Aber Ihr Mut ist jung und zuverlässig. Er besteht die Probe.

In Deutschland also habe ich an Sie gedacht -- an Sie und Ihren Mut, der eine so harte Probe wird bestehen müssen. Ich war im Mai und Juni dort, als Berichterstatter der "Stars and Stripes", und dann noch einmal, im Septem= ber -- ein paar Tage nur. Gleich nach meiner Ankunft in Berlin (noch wüster zugerichtet als München -- noch konfuser und apokalyptischer) erreichte mich die Nachricht, dass ich mich am 28. IX. -- das ist heute -- hier in Neapel beim "Seventh Replacement Depot" zu melden hätte. Zu welchem Zweck? Um mich von der "U.S. Army" zu verabschieden! Ich komme gerade von dieser Zeremonie -- mit meinem "Honorable Discharge" in der Tasche: ein Zivilist, ein freier Bürger -- wie auch Sie es bald wieder sein sollen...

Dies also ist für mich ein "grosser Tag", obwohl es ~~s~~? in meinem Leben zunächst kaum drastische Veränderungen geben wird. Morgen fahre ich nach Rom zurück, um dort die schon begonnene Arbeit an einem Film-Manuskript fortzusetzen. Für den späteren Teil des Winters sind journalistische Reisen ~~in Aussicht genommen~~ geplant -- nicht mehr im Auftrag des Soldatenblattes, sondern unter den Auspizien einer New Yorker Revue: Es läuft auf dasselbe hinaus... (Nur, dass die zivilen Redakteure wahrscheinlich mäkliger und weniger tolerant sein werden, als meine Freunde von den "Stars und Stripes"!)

Keine drastischen Veränderungen -- sogar die Uniform muss ich bis auf Weiteres anbehalten, mangels irgendwelcher Zivilgarderobe. Und trotzdem ist es ein grosser Tag, ein Wendepunkt. Erst jetzt, erst heute spüre ich so recht, dass der Krieg zu Ende ist. Nun geht es weiter -- nächste Episode! Fragt sich nur, in welcher Richtung es weitergeht. Dies hängt von uns ab; an jedem Wendepunkt hat man die Wahl. Wir können uns für die richtige Richtung entscheiden oder für die falsche. Die falsche wird immer falscher, immer gefährlicher. Von einem Wendepunkt zum nächsten wächst die Gefahr. Noch ein paar Schritte auf den Abgrund zu, und wir stürzen hinein -- kopf= über. Dann hätten wir gewählt -- ein für allemal. Der finale Wendepunkt wäre erreicht, das episodenreiche Drama abgeschlossen.

So weit sind wir noch nicht. Die Krise, deren universaler und permanenter Charakter immer deutlicher wird -- die weltweite Dauerkrise also tritt in eine neue Phase ein. Nirgends steht geschrieben, dass der nun beginnende Abschnitt katastrophal verlaufen oder gar zur total-finalen Katastrophe führen müsse. Im Gegenteil, es ist eine ermutigende Konstellation, in deren Zeichen wir uns jetzt befinden. Das Bündnis zwischen Ost und West, zwischen Sozialismus und Demokratie -- noch besteht es, und könnte von Dauer sein. Aus der Waffenbrüderschaft, die den zwei grossen Rivalen und Antagonisten -- Russen und Angelsachsen -- von Adolf Hitler aufgezwungen wurde, muss die Zusammenarbeit im Dienst des Friedens werden: und wir sind gerettet! Alle übrigen Probleme, auch das deutsche, ~~sind~~ wären relativ leicht zu lösen. Einigen sich die westlichen Alliierten mit der Sowjetunion -- eine Welt=ordnung müsste zustande kommen oder würde sich fast von selbst ergeben, in deren Rahmen auch Deutschland, dies hochbegabte, gefährlich-gefährdete Sorgenkind Europas, seinen Platz und seine Würde hätte. Die aufrichtige ~~und konstruktive~~ Verständigung zwischen Ost und West ist die conditio sine qua non: ohne sie geht es nicht. Jeder Schritt, der diese Verständigung näher bringt oder sie konsolidiert, ist ein Schritt in der guten Richtung. Jeder Schritt, der uns von diesem Ziel entfernt, tendiert zum Abgrund.

Die Tendenz entscheidet. Am Wendepunkt bedarf es der Orientierung; ein klarer Kurs tut not. Was wollen wir -- die geeinte Welt oder die zerstörte? Sollen in zehn Jahren alle Städte so aussehen, wie jetzt Berlin und München -- oder ist die Absicht, Berlin und München wieder aufzubauen als friedliche Zentren eines endlich befriedeten Reiches? Die Absicht entscheidet -- besonders die Absichten der Russen und Amerikaner; aber auch Deutschland zählt, wenngleich zunächst nur als passiver Faktor im grossen Spiel.

Hofft Deutschland, dass es am Zerwürfnis der Sieger profitieren könnte? So ist seine Absicht böse. Mag sein, dass eine zunächst ausgeschaltete, zur weltpolitischen Passivität verurteilte Nation auf absehbare Zeit kaum

in der Lage ist, das Verhältnis zwischen den grossen Mächten zu beeinflus=sen oder gar zu bestimmen. Aber die Tendenz, die Absicht -- davon hängt alles ab! Gerade dem Besiegten -- in materieller Sphäre ohne Macht und Responsibilität -- geziemt ein gesteigertes moralisches Gefühl, eine beson=dere Sensitivität und Entschiedenheit in sittlich-geistigen Fragen. Gerade Deutschland, das sich am weitesten vorgewagt hat in der schlimmen Richtung, sollte d nun das Beispiel der Umkehr und Einkehr geben. Dies tut es nicht, wenn es die etwa vorhandenen Gegensätze, den potenziellen Konflikt zwischen Moskau und Washington mit düsterem Schmunzeln beobachtet und hämisch schürt. Das Land der Mitte möge seine Funktion und "raison d'être" darin sehen, zu verbinden und zu versöhnen. ~~-- was auch auf passive Art möglich ist.~~ Entschlösse ~~das besiegte~~ Deutschland sich zu einer Haltung, die durchaus vom Moralischen her determiniert wäre -- es hätte sich auch zu einer klugen Haltung entschlossen. Ein ethisch-räsonables Arrangement der Welt ist dem Besiegten günstig, er profitiert daran -- nur daran: nicht am Streit der Sieger, der ihn zur Schachfigur, zum Spielball, dann zum Landsknecht und schliesslich gar zum Opfer degradiert. Sieht man dies ~~nicht~~ ein? So ver=zichte man ~~doch~~ endlich auf einen "Machiavellismus", der längst veraltet, längst untauglich und unpraktisch geworden ist! So lasse man ~~doch~~ die Schlau=heit und die Heuchelei! War Göbbels nicht schlau genug? Und ~~ist doch ge=~~ hat ihm doch nichts geholfen! ~~scheitert~~! Man versuche es zur Abwechslung mit Ehrlichkeit und Vernunft, mit gutem Willen! Es wäre schicklicher und obendrein gescheiter.

Die Veränderungen, die nach dem Wendepunkt kommen, mögen zunächst nicht sehr drastisch sein, werden es aber im Lauf der Zeit -- immer drastischer, von Monat zu Monat, von Jahr zu Jahr; im Guten oder im Bösen. Ich prophe=zeie, dass wir ~~Anfang~~ um 1965 eine Welt haben werden, die sehr viel schlechter sein wird als die heutige -- oder entschieden besser. Es gibt nur noch die universale Ordnung oder das universale Chaos -- nichts dazwischen. Das Entweder-Oder, zu dem Kierkegaard uns auf religiös-~~sittlicher~~ Ebene ver=pflichtet -- nun konfrontiert es uns auch in der politisch-sozialen Sphäre.

Wir haben den Punkt erreicht, von dem aus nur noch ein Schritt möglich ist -- zum allgemeinen Verderb oder zur allgemeinen Rettung. Jeder von uns ist mit-verantwortlich für die Wahl. Keine Neutralität im Zeichen des Entweder-Oder!

Deshalb schreibe ich diesen Brief an Sie -- gerade heute: an einem Tage also, der in meinem Leben nicht ohne feierliche Bedeutung ist. Etwas liegt hinter mir, hinter uns -- der Kampf gegen einen Tyrannen. Ich habe im Laufe dieses Kampfes mein Deutschtum aufgegeben und bin Amerikaner geworden, schliesslich sogar amerikanischer Soldat. Sie haben Ihre angeborene Nationalität behalten und mussten also in der Armee des Verhassten dienen -- was Sie aber nicht hinderte, ihn weiter zu hassen und weiter zu bekämpfen. Am Ende liessen Sie sich freiwillig gefangen nehmen -- Ihre letzte Kampfhandlung gegen unseren gemeinsamen Feind,

All dies ist nun Vergangenheit. Mein Gedanke ist auf die Zukunft gerichtet -- auf Ihre sowohl als auf meine. Denn es ist die gleiche. Eine Zukunft, und wir alle tragen zu ihrer Gestaltung bei -- jeder an seinem Platz, jeder nach seinen Kräften.

Mein Platz ist in Amerika oder irgendwo zwischen den Kontinenten. Sie aber gehören nach Deutschland. Dort werden Sie nun bald wieder leben und in Ihrem Beruf, Ihrem Talent gemäss tätig sein. Ich wünsche Ihnen Erfolg und hoffe, Sie bald in einer grossen Rolle sehen zu dürfen. Aber noch inniger und ernster wünsche ich, dass Ihr Enthusiasmus sich nicht im Professionellen, nicht in Ihrer Kunst erschöpfen möge. Kein Schicksal, das Sie jemals auf der Bühne spielen werden, könnte bedeutender und interessanter sein als jenes, an dem Sie als Deutscher, als Europäer, als Mensch sehr wirklichen, sehr wesentlichen Anteil haben.

Der grosse F. D. Roosevelt hat einmal gesagt, die gegenwärtige Generation von Amerikanern sei zu einem Rendezvous with Destiny ausersehen. Aber das Schicksal bittet nicht mehr bestimmte Rassen oder Völker zum Stelldichein. Der Appell gilt sämtlichen Nationen. Sie, der Deutsche,

sind ebenso dringlich aufgerufen, wie irgendein Russe, irgendein Amerikaner. Dies Jahrhundert, welches nicht "das deutsche" geworden ist, soll auch nicht "das amerikanische" oder "das russische" werden. Es wird das Jahrhundert der beginnenden Welt-Zivilisation oder es wird das Jahrhundert der beginnenden Welt-Barbarei -- wenn nicht gar schon der vollendeten. Der Zusammenbruch käme plötzlich und könnte [redacted] kompletten, endgültigen Charakter haben. Die positive Entwicklung nimmt Zeit und bleibt unvollkommen.

Bewährt sich unsere Generation, so wäre noch lange nicht das Paradies auf Erden da. Aber der historische Prozess dürfte weitergehen -- mit neuen Krisen, neuen Wendepunkten... Es ginge weiter, und das ist schon viel. Der Kampf, die Ungewissheit, die Angst, der Irrtum -- alles würde fortgesetzt. Wir kämen nicht zur Ruhe. Ruhe gibt es nicht, bis zum Schluss.

Und dann? Auch am Schluss steht noch ein Fragezeichen.

E N D E

NACHBEMERKUNG

Im Herbst des Jahres 1942 erschien in New York, bei L. B. Fischer, mein autobiographisches Buch The Turning Point: Thirty-Five Years in this Century, von dessen Entstehung im Elften Kapitel des Wendepunkt die Rede ist.

Es wäre falsch, den Zusammenhang zwischen den beiden Büchern, The Turning Point und Der Wendepunkt, leugnen zu wollen; aber es wäre ebenso unrichtig, oder sogar noch irrtümlicher, die deutsche Version als eine "Übersetzung aus dem Amerikanischen" zu präsentieren. Denn es verhält sich nicht etwa so, dass ich meinen englischen Text einfach ins Deutsche übertragen hätte; vielmehr habe ich ein neues deutsches Buch geschrieben, wobei ich einiges Material aus der ursprünglichen amerikanischen Fassung verwenden konnte.

Der Wendepunkt ist wesentlich umfangreicher als The Turning Point. Während dieser mit einer Tagebuchnotiz aus dem Juni 1942 schliesst, endet jener mit einem Brief vom 28. September 1945. Die letzten Seiten des Elften Kapitels und das ganze Zwölfte fehlen [redacted] im amerikanischen Original. Auch sonst wurde mancherlei hinzugefügt, besonders im Kapitel über das Exil. Andererseits habe ich hier und dort in der deutschen Fassung gewisse Details weggelassen, die mir für den nicht-amerikanischen Leser ohne Bedeutung oder schwer verständlich schienen.

Die erste Hälfte des Buches hält sich etwas enger an das amerikanische Vorbild als die zweite. Bei der Arbeit an diesen ersten sechs Kapiteln kam mir eine Rohübersetzung zustatten, für die ich der Übersetzerin -- meiner Schwester Monika Lanyi-Mann -- auch an dieser Stelle herzlich danken möchte.

K. M.

Cannes (Alpes Maritimes),
April 1949